This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 965,973

GENERAL LIBRARY

OF

University of Michigan

Presented by

Author

11/18/01

838
G60
B76w

LITTERARHISTORISCHE FORSCHUNGEN.
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. JOSEF SCHICK, o. ö. Professor an der Universität München
und
Dr. M. Frh. v. WALDBERG, a. o. Professor an der Universität Heidelberg

XX. HEFT

Wort und Bedeutung

in

Goethes Sprache

Von

Ewald A. Boucke

BERLIN
VERLAG VON EMIL FELBER
1901

Ladenpreis 5.— M.; Subskriptionspreis 4.40 M.

LITTERARHISTORISCHE

FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. JOSEF SCHICK
o. ö. Professor an der Universität München

UND

Dr. M. Frh. v. WALDBERG
a. o. Professor an der Universität Heidelberg

XX. Heft

EWALD A. BOUCKE

WORT UND BEDEUTUNG IN GOETHES SPRACHE

Berlin
Verlag von Emil Felber
1901

Alle Rechte vorbehalten.

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Meinem lieben Vater

gewidmet

Vorwort

Zwischen Philologie und Ästhetik breitet sich als gemeinsames Arbeitsfeld das Gebiet der stilistischen Forschung. Denn vorausgesetzt, dass der Stil eines Schriftstellers das Einsenken eines geistigen Gehalts in den Sprachkörper und die leise Umformung gegebener Werte durch eine Individualität darstellt, so nötigt das Studium dieser sinnlich-geistigen Einheit zu einer doppelten Fundierung und gewährt Gelegenheit zu weiten Ausblicken nach beiden Richtungen. Es ist der Zweck der vorliegenden Untersuchung, einen derartigen Umsetzungsprozess innerhalb der Sprache Goethes zu beobachten, und zwar an solchen individuellen Wortprägungen, die sich zugleich zu typischen Ausdrucksmitteln entwickelt haben. Am klarsten würden Methode und Ziel vielleicht hervortreten, wenn der Arbeit folgender Untertitel beigegeben wäre: Goethes Denkweise im Spiegel seines typischen Wortschatzes. Es handelt sich also um den Nachweis, dass Goethe einer Reihe alltäglicher Worte durch individuelle Umprägung einen höheren geistigen Inhalt verliehen hat, und dass sich diese Prägungen unter dem grossen Gesichtspunkt seiner organischen Denkweise zu einer zusammenhängenden Begriffskette und inneren Einheit zusammenschliessen.

Ueber frühere Arbeiten dieser Art ist in der Einleitung das Nähere gesagt; es sei auch an dieser Stelle

hervorgehoben, dass die vorliegende Schrift vor allem an die Untersuchungen von R. M. Meyer anknüpft, und dass hier in grösserem Massstabe und unter Berücksichtigung aller nachweislich individuellen Wortprägungen versucht wird, was dort in kleinerem Umfange geschah. Die Ergebnisse dieser beiden Artikel, sowie anderweitiger Forschung sind natürlich, obwohl meist in wesentlich erweiterter Gestalt, hier mit einbezogen, und die an Ort und Stelle gegebenen Quellennachweise werden genügen, um die Grenze zwischen Eigenem und Fremdem erkennen zu lassen.

Obwohl möglichste Erschöpfung des Materials angestrebt ist, muss zugegeben werden, dass ein immer erneutes Studium Goethes noch weitere Einzelheiten zu Tage fördern dürfte. Anderseits besteht bei Untersuchungen von so subtiler Art die Gefahr eines „Unterlegens" statt „Auslegens", wie sich Goethe selbst mit Bezug auf gesuchte Erklärungsweisen einmal ausdrückt, und so könnte es manchem Leser scheinen, als sei in den hier gebotenen Analysen die Grenze des Erlaubten gelegentlich überschritten. Ein sorgfältiges Nachprüfen des einzelnen Falles im Zusammenhang des Ganzen dürfte erweisen, dass der Zweck und die aufgewandten Mittel meist im richtigen Verhältnis stehen. Im übrigen wäre bei der Bedeutung Goethes für die deutsche Sprache ein Zuviel hier eher entschuldbar, als ein Zuwenig. Um so verzeihlicher aber mag ein übereifriges Interpretieren sein, wenn die Liebe zu dem Gegenstande die innere Triebfeder war und die Andacht vor dem Kleinen allzusehr begünstigte. Wie Jakob Grimm, nach Scherers schönen Worten, liebevoll in das Antlitz des Volkes blickte und alle die kleinen un-

scheinbaren Lebensäusserungen darin entdeckte, an denen der Gleichgiltige achtlos vorübergeht, so wird jeder, der sich dem Studium einer Individualität hingiebt, versucht sein, aus „Neigung“ länger als nötig am Unwichtigen zu haften, um den Pulsschlag des ganzen Organismus darin zu belauschen. Und doch ist es im Grunde diese „Neigung“, die von der Zergliederung zur Synthese leitet, und dem Philologen mag es am wenigsten schaden, in der „Synthese der Neigung“ befangen zu sein, die das tote Wortmaterial belebt und bindet.

Ann Arbor, Michigan,
im Mai 1901.

E. A. Boucke.

Inhalt

Seite

Vorwort VII
Litteratur XIII
Einleitung 1
Der individuelle Wortschatz 8
1. Sittlich-geistige Gruppe 9
2. Sittliche Gruppe 81
3. Geistige Gruppe 123
Theoretisches 190
1. Der individuelle Bedeutungswandel 190
2. Ursachen des Wandels 201
3. Intensität 207
4. Sinnliche Kraft. Konkretisierung 222
5. Typische Anschauungsweise 234
6. Sprachtheoretisches aus Goethes Werken 266
7. Nachwirkung 290
Nachträge 321
Register 335

Litteratur

Zu Grunde gelegt ist die Hempelsche Ausgabe von Goethes Werken in 36 Bänden, auf die sich alle nicht näher bestimmten Citate beziehen. Von den Abkürzungen bedürfen nur folgende der Aufklärung: F. = Faust, DW. = Dichtung und Wahrheit, Spr. = Sprüche in Prosa, ZX. = Zahme Xenien. Briefe und Tagebücher sind zum Teil nach der Weimarer Ausgabe zitiert (*W*), die Gespräche nach Biedermanns Sammlung in 10 Bänden, Lpz. 1889—1896 (*Gespr.*). Ausserdem sind folgende Einzelwerke benutzt:

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776, herausgg. von Michael Bernays. Lpz. 1875. 3 Bde. (*DjG.*)

Goethes Briefe. Herausgg. von Fr. Strehlke. 3 Bde. Berlin 1882. (*Str. Br.*)

Goethe-Jahrbuch. Herausgg. von L. Geiger. Frankfurt a./M. 1880 ff. (*G.-J.*)

S. Boisserée, Briefwechsel mit Goethe. Stuttgart 1862. (*Boiss.*)

Goethes und Carlyles Briefwechsel. Berlin 1887.

Goethes Briefe an Eichstädt. Berlin 1872.

Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt. Leipzig 1876. (*Humb.*)

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, 2 Bde. Leipzig 1851. (*Kn.*)

Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz, herausgg. von Bratranek. 2 Bde. Lpz. 1874.
Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. Stuttgart 1850. (*Reinh.*)
Briefe von und an Goethe. Herausgg. von Fr. W. Riemer. Lpz. 1846. (*Riemer, Br.*)
Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz. Lpz. o. J. (*Schultz.*)
Goethes Briefe an Soret. Stuttgart 1877.
Goethes Briefe an Frau von Stein. Ausgabe Schöll-Fielitz, 2 Bde. Frankfurt a./M. 1883.
Goethes Briefe an Chr. G. von Voigt. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer. Stuttgart 1878.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Berlin 1833—34. 6 Bde. (*Z.*)

Von anderen Hilfsmitteln sind häufiger zitiert:

Deutsches Wörterbuch von Jakob und W. Grimm. (*DWB.*)
O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Leipzig 1887.
P. Knauth, Von Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipzig 1894.
Joh. Aug. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist. Berlin 1852.
Richard M. Meyer, Studien zu Goethes Wortgebrauch, Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Bd. 96, S. 1—42. (= *a. a. O.*)
H. Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle 1897. (*Paul Wb.*)
H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1886.

O. Pniower, Zu Goethes Wortgebrauch, Goethe-Jahrbuch Bd. 19, 229—247.

Fr. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe, 2 Bde. Berlin 1841. (*Riemer, Mitt.*)

Rud. Steiner, Goethes Weltanschauung. Weimar 1897.

J. Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter. München 1898.

Einleitung

„Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. Jeder prüfe sich, und er wird finden, dass dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiss es meistenteils besser, als er sich ausspricht."

Diese Betrachtung Goethes, die in den Maximen 469 bis 470 niedergelegt ist, verdient in mehrfacher Hinsicht an die Spitze einer Arbeit gestellt zu werden, die einen Beitrag zur Bedeutungslehre bieten soll. Im Gewande der modernen Terminologie würden die obigen Sätze etwa lauten: Jedes Wort enthält ausser dem Vorstellungsinhalt, den der Angehörige einer Sprachgenossenschaft damit verbindet, noch eine individuelle Nebenvorstellung, die durch die jeweilige Kulturstufe des Sprechenden, wie Hörenden bedingt ist (Vgl. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 66; 84). Abgesehen von der interessanten Thatsache, dass ein Fundamentalsatz der heutigen Bedeutungslehre demnach schon von Goethe, dem allseitigsten aller Denker, erkannt und klar ausgesprochen ist, knüpfen sich noch andere Folgerungen an jene Sätze.

Die theoretische Betrachtung beweist zunächst, was auch zahlreiche andere Aussprüche bezeugen, dass Goethe es sich zur Pflicht machte, Wort und Bedeutung sorgfältig gegeneinander abzuwägen, und dass er an sich selbst hinsichtlich des sprachlichen Ausdrucks die höchsten Anforderungen stellte. Daraus erwächst seinen Lesern und Erklärern um so mehr die Pflicht einer gewissenhaften Interpretation, die sich nicht mit der landläufigen Bedeutung der Worte begnügen darf, sondern den besonderen Vorstellungskreis, dem das Wort entsprungen, und das Verhältnis desselben zu der ganzen Denkweise Goethes festzustellen hat. Dass sich die Interpretationskunst von jeher Goethes Werken mit besonderer Aufmerksamkeit zugewendet hat, ist selbstverständlich, aber noch bis vor kurzem beschränkten sich Untersuchungen dieser Art auf die Kommentierung von Einzelfällen und Worten, deren Prägnanz offensichtlich war. Erst im Jahre 1896 erschien ein hervorragender Aufsatz des bekannten Goethe-Forschers Richard M. Meyer: „Studien zu Goethes Wortgebrauch“ (Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 96, S. 1—42), worin der Versuch gemacht wird, eine Reihe von prägnanten Wendungen in Goethes Sprache unter einheitlichem Gesichtspunkte zu betrachten und die psychologischen Bedingungen dieser Prägnanz aufzuzeigen. In gewisser Hinsicht stellt sich dieser Aufsatz dar als Ergänzung einer sehr ergebnisreichen Untersuchung desselben Gelehrten über „Goethes Art zu arbeiten“ (G.-J. 14, 167 ff.), insofern als in beiden Fällen der Schaffensprozess und die Abspiegelung desselben in Goethes Terminologie im Mittelpunkt der Forschung steht.

Es sind Worte, die sich vereinigen lassen zu der Begriffskette (vgl. a. a. O. S. 26): Dumpfheit — Stille — Aperçu — Mittelpunkt — entstehen — Klarheit — Dauer — Folge — bedeutend; die Menge — das Gemeine — ab-

surd. Ausserdem sind noch einige andere Idiotismen nach ihrer psychologischen Wurzel behandelt, wie das merkwürdige: „flügelmännisch"; ferner: „die Tonne wälzen", „papierne Scheidewand", „Gegenwart", „Wirkung in die Ferne", „Zustand", „Wesen". Obwohl eine erschöpfende Behandlung nirgends beabsichtigt ist, bietet die Arbeit eine Fülle von fruchtbaren Gesichtspunkten und feinen Beobachtungen, und für die Analyse einiger Idiotismen wie des berühmten „dumpf", sind hier überhaupt die Grundlinien gezogen.

Demnächst zu erwähnen ist ein Aufsatz von Otto Pniower, „Zu Goethes Wortgebrauch" (G.-J. 19, 229 bis 247). Viele von den hier behandelten Worten sind nach ihrer Bedeutung allerdings nicht Idiotismen Goethes, sondern repräsentieren die Litteratursprache des 18. Jahrhunderts, wie z. B. widerwärtig = entgegenstrebend, sonderbar = besonders, bequem = passend, gegenseitig = entgegengesetzt, u. a. Dagegen gehören der individuellen Terminologie Goethes Worte an, wie: ewig, sinnig, herzlich, anständig, wirksam, deren eigenartige intime Färbung von Pniower feinsinnig erörtert wird. Ein Zusammenschluss zu Gruppen, wie in Rich. Meyers Arbeit, ist hier nicht angestrebt, da es sich nur um Einzelanalysen handelt.

Zu diesen beiden Abhandlungen kommen noch verschiedene Einzelbeiträge aus älterer und jüngerer Zeit, die aber nicht auf eine zusammenhängende Betrachtung unter grösseren Gesichtspunkten zielen, sondern nur Worterklärung oder Kommentierung im älteren Sinne darstellen. Eine Ausnahme bilden die Beiträge Hildebrands, zum D. Wb., in denen gelegentlich, wie z. B. in den Artikeln „gehörig", „gemein", „Gemüt", „geistreich", auf die Spracheigenheit Goethes besondere Rücksicht genommen wird. Auch die liebevolle und ausführliche Behand-

lung, die Joh. Aug. Lehmann in seinem Buche „Goethes Sprache und ihr Geist“ dem Worte „behaglich“ zu teil werden lässt (S. 292 ff.), ist ein frühes Beispiel psychologischer Vertiefung.

In der gesamten bisherigen Behandlungsweise des individuellen Sprachgebrauches ist jedoch ein Gesichtspunkt noch nicht nutzbar gemacht worden, der die Frage des sogenannten Wortgebrauchs einzelner Schriftsteller vor der isolierten Betrachtung bewahrt und sie in Zusammenhang mit den Grundfragen des Sprachlebens bringt: das Prinzip des Bedeutungswandels. Infolge der grossen Wichtigkeit dieses Prinzips für die Erkenntnis der sprachlichen Vorgänge hat sich die Forschung der neuesten Zeit dieser Frage mit wachsendem Interesse zugewendet, aber lediglich mit Rücksicht auf das Kollektivleben der Sprache. Es fragt sich nun, ob und inwieweit der Sprachgebrauch des einzelnen Schriftstellers unter diesen prinzipiellen Gesichtspunkt einzustellen ist. Die Antwort wäre zunächst durch die Grundthatsache gegeben, dass alle psychischen Vorgänge sich innerhalb der Einzelseele vollziehen und dass ebenso jede sprachliche Schöpfung das Werk des Individuums ist (vgl. Paul, Prinzipien S. 12; 17). Auch der Wandel der Bedeutung geht immer von einem Individuum aus, und es ist vorläufig für unseren Zweck dabei gleichgültig, unter welchen Bedingungen sich die individuelle Schöpfung dem Werden der Allgemeinsprache einfügt. Wenn demnach an dem individuellen Ursprung aller sprachlichen Vorgänge kein Zweifel ist, so könnte ein solcher entstehen hinsichtlich der Frage, ob der Wortgebrauch wirklich ein Wandel der Bedeutung ist. Auch hier liegt die Antwort klar zu Tage für jeden, der sich über das Wesen des semasiologischen Prozesses klar ist und nichts anderes darunter versteht als eine jeweilige Veränderung desjenigen Vor-

stellungsinhaltes, der seitens einer sprachlichen Gemeinschaft mit einem Worte verbunden wird. Diese Veränderung kann sehr gering oder auch sehr bedeutend sein, und hier liegt ein weiterer Einwand verborgen. Unter „Wortgebrauch" hat man bisher solche Veränderungen begriffen, die in feineren Schattierungen der usuellen Bedeutung bestanden, und die ferner keinen Einfluss auf die ganze Sprachgenossenschaft hatten. Dagegen wird der Bedeutungswandel immer im kollektiven Sinne gefasst mit Rücksicht auf gröbere, sofort erkennbare Veränderungen der Bedeutung. Wenn diesem Herkommen gegenüber gleichwohl für das bisherige „Wortgebrauch" der Terminus „individueller Bedeutungswandel" eingesetzt wird, so waren folgende Erwägungen dafür massgebend. In den „Wortgebrauch" lässt sich alles einschliessen, was das sprachliche Material eines Schriftstellers irgendwie kennzeichnet, und ein Blick auf die meisten Arbeiten dieser Art zeigt auch, dass zwischen Form und Bedeutung nicht unterschieden ist, sondern dass eher noch andere heterogene Dinge in dem Kapitel „Wortgebrauch" Platz finden, die nach der landläufigen Systematik nicht recht unterzubringen sind.[1]) Diese Erscheinung dürfte im Zusammenhang stehen mit dem rein statistischen und beschreibenden Verfahren, das in Einzeluntersuchungen über die Sprache eines Schriftstellers so oft vorwaltet, während eine einheitliche Gruppierung unter grosse prinzipielle Gesichtspunkte von selbst zu Vertiefung und zu Nutzbarmachung des Materials führt. Eine gesonderte

[1]) Auf die Gefahr, die in der Verwechslung von Form und Bedeutung liegt und auf die bedeutende Erleichterung der Arbeit durch eine sorgfältige Trennung der Probleme, hat zuerst John Ries in seinem epochemachenden Büchlein: Was ist Syntax? (Marburg 1894) nachdrücklich aufmerksam gemacht und durch die Übertragung dieses Prinzips auf das syntaktische Gebiet ein neues System der Syntax begründet.

Behandlung des Bedeutungsproblems würde den Blick für diese Seite der Spracheigenheiten eines Autors schärfen und manche Resultate zeitigen, die sonst verloren gingen. Dabei kommen nicht nur vollzogene Wandlungsprozesse und gröbere Erscheinungen in Betracht, sondern auch blosse Ansätze zum Bedeutungswandel, und ein solcher Ansatz liegt im Grunde jeder, auch der leisesten Schattierung zu Grunde.

Die Ausbeute würde in vielen Fällen allerdings sehr gering sein, denn je isolierter die Fälle auftreten, desto geringer ist die prinzipielle Tragweite und der Gewinn für die Totalauffassung. Anders ist es mit geistigen Grössen, die nach der sprachlichen Seite selbst einen Thesaurus linguae bilden, der als Idealtypus der Gesamtsprache, als Urquell und Vollendung zugleich gelten kann. Eine solche Stelle nimmt innerhalb der deutschen Sprache Goethe ein. Der Reichtum und die Tiefe seiner individuellen Kultur spiegelt sich auch in seinem Wortschatz wieder und zwar in einem so hohen Grade, dass sich aus seinen Werken, wie nicht annähernd bei irgend einem anderen Schriftsteller, ein Individualvokabular zusammenstellen lässt, nicht nur hinsichtlich der Neuschöpfungen, sondern auch der individuellen Bedeutung einer grossen Anzahl von Worten. Innerhalb der Individualität Goethes andererseits sind diese Worte Träger typischer Anschauungen, so dass man sie auch als den typischen Wortschatz seiner Sprache zusammenfassen könnte. Gäbe es auch keinen anderen Grund, als den der einzig stehenden spracherneuenden Thätigkeit Goethes, so berechtigte diese Ausnahmestellung schon zu der Uebertragung eines Terminus der Kollektivsprache auf seinen individuellen Sprachgebrauch, der eine Welt für sich bildet.

Zur Vermeidung von Missverständnissen sei über die

Bedeutung des Wortes „individuell“ im Zusammenhang dieser Arbeit noch einiges gesagt. Für die beiden wichtigsten Stadien des Bedeutungswandels sind die beiden Termini „usuell“ und „occasionell“ allgemein nach Pauls Vorgang (Prinzipien, S. 66) acceptiert. Aber an der gleichen Stelle heisst es weiter: „Man könnte dafür vielleicht auch sagen „generelle“ und „individuelle“ Bedeutung.“ Diese Identifizierung wäre für die vorliegende Untersuchung nicht thunlich, und es ist notwendig, wie fortan hier geschehen wird, die Ausdrücke „generell“ und „individuell“ nicht auf die Stadien des Prozesses, sondern auf den Wirkungskreis anzuwenden, so dass sich „generell“ auf die Sprachgenossenschaft, „individuell“ auf den einzelnen Menschen beziehen würde. Eine solche Festlegung der Terminologie scheint schon aus dem Grunde empfehlenswert, weil in der Sprache Goethes in manchen Fällen sich der semasiologische Prozess innerhalb des Individuums abspielt und ein Wort durch das occasionelle zu dem usuellen Stadium durchdringt — eine der interessantesten Erscheinungen dieser Seite des Sprachlebens.

Nach dieser allgemeinen Formulierung der Aufgabe würde es von Wichtigkeit sein, die besonderen Prinzipien, die dem Wandel und der Prägnanz in Goethes Sprache zu Grunde liegen, zu untersuchen. Dieser Teil der Abhandlung dürfte sich indessen weit leichter und instruktiver gestalten, nachdem das gesamte Material selbst in allen Einzelheiten behandelt und der individuelle Wortschatz zunächst erfahrungsmässig festgestellt ist.

Der individuelle Wortschatz

In den oben erwähnten Arbeiten über Goethes Wortgebrauch sind etwa 20 Worte als prägnant festgestellt, wozu im folgenden über 50 weitere Ausdrücke kommen, die bisher noch nicht unter dem Gesichtspunkt der Prägnanz behandelt wurden. Die möglichst zweckmässige Gruppierung des ganzen Materials bietet insofern Schwierigkeiten, als die unendliche geistige Vielseitigkeit Goethes, und der Reichtum an ethischen Wertungen, sowie vor allem die innige Durchdringung aller seelischen und geistigen Kräfte zu einer höheren Einheit, auch dem Betrachtenden eine möglichst grosse Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte zur Pflicht macht. Das im folgenden zu Grunde liegende Schema beansprucht daher auch keine weitere Giltigkeit als die eines Hilfsmittels zu bequemerer Uebersicht, ohne die Möglichkeit anderer Einteilungen zu bestreiten. Es sind drei Gruppen aufgestellt, von denen eine die geistigen Wertungen umfasst, eine andere die rein ethischen, die einen Zustand nach innen ausdrücken, und die dritte solche Worte, durch die eine Thätigkeit nach aussen charakterisiert wird; die letztere Gruppe lässt sich auch als sittlich-geistig zusammenfassen, indem die darin enthaltenen Ausdrücke vorzugsweise einer geistigen Thätigkeit auf sittlicher Grundlage gewidmet sind. Ausserdem schien es zweckmässig, diese

Einteilung vom Objekt aus mit einer anderen zu kreuzen, durch welche das Verhältnis der Wertung zum Wertenden ausgedrückt wird, der sich beifällig, indifferent, oder ablehnend verhalten kann (vgl. die Tabelle selbst, am Schlusse des Hauptteils, S. 180). Die sich so ergebenden Gruppen sind selbstverständlich keine logischen Kategorien, sondern lebendige Komplexe, an bestimmte Kernbegriffe gegliedert und in beständigem Flusse und gegenseitiger Durchkreuzung begriffen.

1. Sittlich-geistige Gruppe

Die Centralsonne in Goethes sittlicher Ideenwelt ist der Begriff „tüchtig“. Die Verwendung des Wortes weicht von der generellen inhaltlich nicht ab, aber vertieft sie in dem Masse, wie die Eigenschaft selbst für Goethe das Ideal sittlicher Vollkommenheit und kraftvoller besonnener Thätigkeit in sich schliesst. Eine klare Definition ergiebt sich aus einer Betrachtung, die Eckermann mitteilt: „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, sagte Goethe, der das Verhältnis (klassisch-romantisch) nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig.“ (Gespr. 7, 40.) „Tüchtig“ ist also identisch mit „gesund an Leib und Seele“, wenn man will, auch mit „organisch“, insofern als dieser Begriff den Schlüssel zu Goethes Denkweise bietet, und gleichbedeutend ist mit dem lebendig gesunden Wirken einer Naturkraft. Zu dem Begriff des „Gesunden“ kommt aber zweitens die Vorstellung der Thätigkeit. „Tüchtig“ ist also weit mehr als „tugendhaft“ oder andererseits „energisch“; es ist ein in sich selbst ruhendes gesundes Wirken, frei von jenen beiden Fehlern, die Goethe so oft als

die beiden Kardinalfehler bezeichnet hat: Uebereilung und Versäumnis (z. B. ZX. 2, 330). Sehr hübsch wird diese Bedeutung beleuchtet durch eine Stelle aus einem Briefe an Niebuhr; Goethe spricht sich voll Anerkennung aus über die „Römische Geschichte", und verspricht das Werk beständig mit sich zu führen, „wohin mich auch mein bewegliches Jahr führt, und weder Sie noch ich können voraussehen, was ich Ihnen alles verdanke. Das Tüchtig-Regsame ist ganz allein wohlthätig". (Str. Br. II, 18.) Das „Tüchtig-Regsame" ist das Tüchtige, das der Mensch ununterbrochen auf sich wirken lässt, um es sich innerlich anzueignen, und in lebendig-thätige Kraft umzusetzen, denn wie es ZX 2, 359 heisst:

„Das Tüchtige, wenns wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus."

Entsprechend schreibt Goethe an Boisserée II, 446: „Man soll wenig thun, aber Tüchtiges, und es wirken lassen nach Zeit und Umständen." Bemerkenswert ist ferner, dass das Tüchtige keineswegs ein erreichtes Ideal, etwas absolut Vollkommenes zu sein braucht, sondern auch im Werdenden sich offenbart; so werden die an sich unfertigen Produktionen der Geniezeit charakterisiert als „unentwickeltes Tüchtiges", das gegen „entfaltete Mittelmässigkeit" streitet DW. 23, 51. Hier tritt die Bedeutung des Kräftig-Lebendigen schön hervor durch die Gegenüberstellung des Fertigen, Stagnierenden; ähnlich wird einer „tüchtigen, wirksamen Rede" das Kraftlose der „Flick- und Schaltwörter" entgegengesetzt 29, 254. Einer „tüchtigen Rede" entspricht die „tüchtige Idee" in Spr. 228: „Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Wo man die Liberalität aber suchen muss, das ist in den Ge-

sinnungen, und diese sind das lebendige Gemüt.“ Der ganze Vorstellungskreis von „tüchtig“ wird hier durch die Attribute: „kräftig“, „in sich abgeschlossen“, „produktiv“, sicher umzirkt und in seinen Wurzeln aufgedeckt. Interessant ist auch, im Gegensatz zu der generellen, achtlosen Verwendung, die gewissenhafte Beschränkung von „liberal“ auf die Gesinnung, das Receptive, während die Idee, d. h. die einzelne geistige Operation durchaus fest und abgerundet hervortreten muss, um sich erfolgreich in Handlung umzusetzen. Insofern als das Lebendige sich für Goethe deckt mit der Vorstellung des Gegenwärtigen (s. unten S. 137), wird auch tüchtig geradezu identisch mit dem „Heute“ im Gegensatz zum „Gestern“ und „Morgen“:

„Sehnsucht ins Ferne, Künft'ge zu beschwichtigen,
Beschäftige Dich hier und heut im Tüchtigen.“

(Chinesisch-deutsche Jahreszeiten; 3, 160).

Goethe war auch in Herzens- und Liebesangelegenheiten kein Freund vom melancholischen Schmachten, von Sehnsucht ohne Befriedigung, sondern auch hier wollte er „nur vom Tüchtigen wissen“, vom frischen Werben und vom Erreichbaren. So sprudelt der Uebermut in den Versen „Frech und Froh“ (2, 256):

Liebesqual verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süssen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wissen,
Heissem Äuglen, derben Küssen.

Auf dem gleichen Gegensatz beruht die Wendung: „Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten“, DW. 21, 145.

Die Prägnanz, die solche Adjektive bei Goethe entfalten, zeigt sich in der Regel am schönsten, wenn sie zu Charakterwertungen verwendet werden. Wir empfinden

die ganze Vollgewalt des „tüchtig“, wenn wir über den herrlichen Justus Möser lesen: „Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, wert, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes.“ 29, 221. Dieser Mann, den Goethe bekanntlich über alles verehrte, muss ihm geradezu als Verkörperung des „Tüchtigen“ erschienen sein, denn auch in der Charakteristik in DW. wird er, abgesehen von anderen Eigenschaften, als „durchaus tüchtig“ gepriesen (22, 141) und als ein Mann, der deshalb auch den grössten Einfluss hatte „auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen“ (ebenda). Wir begreifen auch, warum die Persönlichkeit Zelters trotz allem Mangel an höheren geistigen Zielen und feinerem ästhetischen Sinn Goethe so ausserordentlich zusagte: es war die kräftige, derbe Offenheit des Naturkindes, die auf Goethe herzerfrischend wirkte, und die er z. B. auch an Untergebenen stets respektierte. Wiederholt rühmt er an seinem Freunde „den redlichen, tüchtig-bürgerlichen Ernst“ Ann. 379, seine „tüchtig gründliche Individualität“, Boiss. II, 433; er wird Gespr. 6, 144 als „grandios und tüchtig“ gepriesen, als ein Mann, der „immer den Nagel auf den Kopf trifft“. An anderer Stelle wird er sogar, wie Möser, als lebendige Verkörperung dieser Eigenschaft hingestellt: „Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen.“ W. IV, 19, 36. Die gleiche Eigenschaft zog Goethe auch bei J. H. Voss an, einem „tüchtigen, derben Autochthonen“ Ann. 1030e, wenn auch die Beimischung der groben Pedanterie und hausbackenen Nüchternheit des „Heidelberger Cyclopen“ (An Humboldt, S. 249) später das „Rein-tüchtige“ verdunkelte.

Das ehrenvolle Prädikat der Tüchtigkeit erhalten ferner Klinger, an dem „das Beharren eines tüchtigen Cha-

rakters“ gelobt wird, DW. 22, 149, sowie der Graf von Kielmannsegge, einer der Teilnehmer der Wetzlarer Rittertafel („höchst tüchtig und zuverlässig“ DW. 22, 81); an dem Schweizerhauptmann Landoldt erkennt Goethe die „tüchtige Wunderlichkeit“ an, Ann. 1029, und in der Geschichte der Farbenlehre heisst es mehrmals über Seneca: „seine Meinungen und Gesinnungen sind tüchtig“, 36, 85 f. Zu der Gemeinde der „Tüchtigen“ gehört auch Philippus Neri, der humoristische Heilige, den Goethe in Italien, um auch in dieser Hinsicht von der Landessitte zu kosten, zu seinem Schutzpatron und Heiligen scherzhaft erwählt; wenn er aus dessen Lebensgeschichte erzählt: „Man wüsste sich keinen tüchtigern, gesündern, gradsinnigern Knaben zu denken“, 24, 332, und ihn anderswo einen „tüchtigen, gottesfürchtigen, energischen, thätigen Mann“ nennt 24, 311, so begreifen wir die Wahl, die unter allen Heiligen gerade den traf, der am wenigsten trachtete, den spezifischen Geruch der Heiligkeit um sich zu verbreiten, und der Goethes Vorliebe für „derbe Erdensöhne“, für „Naturen“, wie ein anderer beliebter Ausdruck lautet, am ersten genug that. Von Frauengestalten ist sicher Christiane von Goethe als „tüchtig“ bezeichnet worden, wenn auch zufällig kein Beleg vorliegt; wie sehr er gerade diese Eigenschaft an Frauen bewunderte, zeigt die Charakteristik von Jacobis Gattin DW. 22, 165: „eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte“.

Die ganze kernhafte Kraft des Wortes äussert ihre Wirkung in der Schilderung Winckelmanns: die begeisterungsvollen Harmonieen, in denen seine irdische Laufbahn besungen ist, klingen aus in einen prächtigen Schlussakkord, der zur Versöhnung mit dem ihn früh ereilenden tragischen Schicksal, den Augenblick der höch-

sten Tüchtigkeit und Vollkraft, in dem der Verherrlichte geschieden, als das Bleibende, Typische zu verewigen sucht. „Er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun geniesst er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verlässt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.“ 28, 229. Der „Ewig-Tüchtige“ ist, im Goetheschen Sinne des Wortes ewig, das Ideal der männlichen Kraft und Tüchtigkeit, wie das „Ewig-Weibliche“ F. II, 12112 das Ideal der hinanziehenden Liebe. (Vgl. Riemers Tagebuchbericht, Gespr. 2, 284: „Dass Goethe das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes concipiert“.)

Entsprechend dem Bestreben Goethes nach Typik und Einreihen der Individuen in die Gattung erscheinen auch „die Tüchtigen“ als Gattungsbegriff, wie F. II, 10278 f.:

„Die Tüchtigen sie standen auf mit Kraft
Und sagten: Herr ist, der uns Ruhe schafft.“

Die Tüchtigen sind also hier die gesetzliebenden Männer, die entschlossen sind, dem Faustrecht zu steuern. Ebenso wird wiederholt „der Tüchtige“ angeredet als Idealtypus des kräftigen, thätigen Mannes, wie vor allem in der herrlichen Antwort Fausts auf die quälenden Jenseitszweifel der „Sorge“, F. II, 11442 ff.:

„Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“

Dass „der Tüchtige“ seine wahre Grösse nicht im Reden, sondern im Handeln entfaltet, wie es Spr. 313 heisst:

„Docieren kannst du, Tüchtiger, freilich nicht...", ist eine Anschauung, die nur ein besonderer Fall der Grundüberzeugung Goethes von der Notwendigkeit des Thuns ist (vgl. Spr. 484; 776). An anderer Stelle wird auf die dauernde Wirkung des tüchtigen Mannes, die oben ZX. 2, 359 dem Abstractum verhiessen war, Nachdruck gelegt, und zwar hier in negativer Form: „So viel mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: sich um der Gunst des Tages willen abzuhetzen, bringt keinen Vorteil für morgen und übermorgen." 29, 676.

In allen diesen Fällen ist die scharfe, bündige und isolierte Verwendung des Wortes durchaus individuell; noch eigentümlicher aber wirkt das Wort in der Anwendung auf Erzeugnisse der Litteratur und Kunst. Schon oben war die Stelle Gespr. 7, 40 citiert, in der „die Nibelungen, wie Homer" als „gesund und tüchtig" gepriesen wurden. Es ist bemerkenswert, dass gerade die Nibelungen, so sehr Goethe auch jeden Vergleich mit Homer abweist (29, 739; Gespr. 6, 46), die grösste Anziehungskraft für ihn besitzen infolge des „Riesenmässigen", und der kernigen Kraft. „Alles ist derb und tüchtig von Hause aus." 29, 429; ähnlich zu Riemer, Gespr. 2, 227 „Über die Nibelungen als ein von Grund aus tüchtiges Gedicht". Auch zu dem Zeitalter der Reformation fühlte er sich aus dem gleichen Grunde hingezogen, als einer Zeit, „wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten" DW. 23, 50. Allgemein lässt sich bemerken, dass patriarchalische Zeiten, und solche, in denen eine gewisse Urkraft und ein vorwiegender Thätigkeitssinn waltet, von Goethe gern als „tüchtig" charakterisiert werden; so heisst es in den „Geistesepochen" über die erste: „der Charakter dieser Epoche ist freie, tüchtige, ernste, edle Sinnlichkeit" 29, 207, und im dazugehörigen Schema muss in der dritten Rubrik das einzige

Adjectiv „tüchtig“ genügen 29, 209. In dem Aufsatze über Knebels Lucrez-Übersetzung wird der Epoche dieses Dichters „die alte, tüchtige, barsche Roheit“ gegenübergestellt 29, 598, und an anderer Stelle wird die griechische Mythologie geradezu „als Verkörperung der tüchtigsten, reinsten Menschheit“ angesehen 29, 671.

Auch auf Produktionen, in denen sich ein derber, gesunder, volkstümlicher Geist äussert, geht die Bezeichnung über: das Urteil über den Simplicissimus lautet Gespr. 2, 288: er sei in der Anlage tüchtiger und lieblicher als der „Gil Blas“. Bekannt ist Goethes Freude an Arnim und Brentanos Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“, und in der höchst interessanten Charakteristik der einzelnen Lieder in der Recension 29, 384 ff. ist auch das Wort „tüchtig“ sehr beliebt. Die Lieder auf S. 17, 36, 97, 276, 294, 360 erhalten diese Bezeichnung, die noch gelegentlich durch „derb“ oder das treffend gewählte „Holzschnittartig“ verstärkt, oder ersetzt wird; letzterer Ausdruck charakterisiert die Lieder auf S. 24, 75, 125, 418. Zusammenfassend wird die Benennung dieser Art Gedichte als „Volkslieder“, „ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind“, damit begründet, weil sie „so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, dass der kern- und stammhafte Teil der Nationen dergleichen Dinge fasst, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt“ 29, 396 f. Gleichbedeutend mit „derb-kräftig“ wird „tüchtig“ auch gebraucht Ann. 534, wo während der merkwürdigen Abendunterhaltung beim „tollen Hagen“ der Wirt sich nicht enthielt, „sein Missfallen an solchen faden Gesängen zu bezeigen, mit der Anmassung, ein tüchtigeres vorzutragen“.

Die prägnante Verwendung des Wortes „tüchtig“ in Goethes Sprache ist auf keinen bestimmten Zeitraum be-

schränkt, wenn auch der typische Begriff sich erst in späterer Zeit herausarbeitet. Wie tief aber die Vorstellung des „Tüchtigen“ in seiner Individualität wurzelte, beweist die frühe Verwendung des Wortes in seiner vollen Prägnanz in einem Briefe an Frau v. Stein aus dem Jahre 1776. Er macht hier mit Bezug auf Lenzens „Eseleien“, die diesen in Weimar unmöglich machten, das Bekenntnis: „Die ganze Sache reisst so an meinem Innersten, dass ich erst dadran wieder spüre, dass es tüchtig ist und was aushalten kann.“ I, 60.

Zwei Synonyme von „tüchtig“ werden in prägnanter Weise verwendet um je eine Seite des Gesamtbegriffes zu vorspringender Geltung zu bringen: „resolut“ und „derb“. Dem ersteren Worte giebt die Vorstellung der Initiative, des entschlossenen Handelns die Hauptfärbung; den wichtigsten Beleg enthält die 5. Strophe der „Generalbeichte“, in der die Getreuen ihrem Meister geloben (1, 81):

„Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach Deinem Wink
Unablässlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben...“

Wichtig ist hier die Antithese ganz-halb, die in schlagender Form den Gegensatz zwischen der positiven und negativen Gruppe ausdrückt, worauf unter „halb“ später zurückzukommen ist. Die Bedeutung von „resolut“ bei Goethe ist umfassender als die generelle, insofern als sie dort auch im höheren sittlichen Sinne zu nehmen ist, wäh-

rend heute bei dem Worte weniger an feinere Beziehungen als an eine gröbere, rein praktische Energie gedacht wird. Die Goethesche Anwendung auf das sittliche Leben im höheren Sinne tritt auch zu Tage in dem Bekenntnis aus Rom an Karl August: „ich habe an munterem und resolutem Leben viel gewonnen". IV, 8, 328. Die entschlossene Lebensführung, das „Drein greifen, packen" (DjG. 1, 308) ist es eben, was dem Faust des ersten Teils noch mangelt; so wird er auch im grossen Maskenzug vorgeführt 11. 1, 344:

„Auch ist, um resolut zu handeln,
Mit heiterm Angesicht zu wandeln,
Sein Äusseres nicht von rechter Art..."

Bemerkenswert ist ferner die Verbindung von „resolut" und „tüchtig" mit Bezug auf ein Werk der bildenden Kunst: „die Köpfe des Vespino (Andrea Bianchi) sind ihrer Grösse wegen imposant, resolut genug gemacht und müssen auf die Ferne tüchtig wirken". 28, 522.

Die eigentümliche Gebrauchsweise des Wortes „derb" bei Goethe, die auch E. Schmidt, Anz. f. d. Altertum 20, 295, durch einige Belege erweist, besteht darin, dass es selten die generelle Bedeutung „roh, grob" im tadelnden Sinne hat, sondern „tüchtig" nach der Seite des Kräftigen, Natürlichen verstärkt, ähnlich wie „zart" eine besondere Seite des Gesamtbegriffes „rein" heraushebt. Es tritt in Gegensatz zu zart DW. 22, 61: „die derbe Natürlichkeit des alten Testaments und die zarte Naivetät des Neuen". Die Begriffsverwandtschaft mit „tüchtig" wird bezeugt durch die Verbindung „derb und tüchtig", die bei Goethe ausserordentlich beliebt ist. Einige Belegstellen: „Ein derber, tüchtiger, nicht allzu grosser, junger Mann" Wanderj. 18, 28; „das derbe, tüchtige Halten auf einer verständigen Gegenwart" Gottl. Hillers Gedichte 29, 401;

„die starke, derbe, tüchtige Seite unserer Romantik“ 28, 736; „tüchtige, derbe, von Naturfülle glänzende Bilder“ (Niederländische Schule) DW. 22, 170; ferner 29, 473; 28, 486; 29, 429 u. a. Die Anrede an Zelter bei der Meldung vom Tode Christianens „du derber, geprüfter Erdensohn“ II, 278 bedürfte einer weitläufigen Umschreibung zur Erschöpfung des reichen Inhalts; zu erinnern ist an das Beiwort „tüchtig“ für Zelter (s. o. S. 12). Wenn an Winckelmann die „Rechtlichkeit und Derbheit“ 28, 193, der „derbe, losgebundene Charakter“ seiner Briefe 28, 194, „die Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit seines ganzen Wesens 28, 221 gerühmt wird, so zeigt die wiederholte Anwendung, wie sehr W. ihm als Typus des Derb-Tüchtigen erschien. Der oben citierte Ausdruck „eine tüchtige Rede“ 29, 254 wird durch „derb“ variiert in der Antwort Huris im Divan 4, 216, in der sie dem Dichter trotz der derben Knittelreime, des „Ton- und Silbengekräusels“ den Eingang ins Paradies gern gestattet: „Ein derbes Wort kann Huri nicht verdriessen“. Im tadelnden Sinne steht es seltener, wie in der Schilderung des Ahasver DW. 22, 179: (die höheren Ansichten des Herrn) „die bei dem derben Manne nicht fruchten wollten“. Auch hier würde man generell ein anderes Wort erwarten, wie etwa „grob, ungebildet“.

Eine sehr hübsche Neubildung ist „derbständig“, in der Schweizerreise 1797 (Über die gemalten Fenster in Bülach): „Sie sind sämtlich von 1570; aber an der starken Stellung der gerüsteten Männer, an der Gewalt der heraldischen Tiere, an den tüchtigen Körpern der Zierraten... sieht man den Kerngeist der Zeit, wie wacker jene Künstler waren und wie derbständig und bürgerlich vornehm sie sich ihre Zeitgenossen und die Welt dachten“. 26, 113. Die Häufung: stark — Gewalt — tüchtig — Kerngeist — wacker — derbständig, wirkt ungemein cha-

rakteristisch, und das „derbständig“ liest sich hier beinahe wie eine Verdeutschung von „autochthon“, im Sinne von „fest in der heimischen Scholle gegründet, bodenständig“.

Zu der folgenden ungemein wichtigen Gruppe, die sich um den Kernbegriff der „Beschränkung“ gliedert, möge folgende allgemeinere Betrachtung hinüberleiten. Die Ideale des Menschen bieten den Massstab seines eigenen Wollens: in die Gestalt Winckelmanns hat Goethe die Vollendung alles dessen hineingelegt, was ihm selbst, dem Strebenden, als Wunsch und Ziel vor Augen stand. Von Anfang bis zu Ende aber durchzieht jene unvergleichliche Apotheose das Sehnen nach der harmonischen Entfaltung aller Kräfte des Individuums innerhalb des Diesseits und der notwendigen Grenzen der Menschheit, — und gerade dies Ideal, dem jede wahre Wiedergeburt des antiken Geistes nachstrebt, fand Goethe in Winckelmann, als einer echten Renaissancenatur, verkörpert. Folgende grundlegende Sätze, mit denen der Abschnitt „Antikes“ eröffnet wird, seien hier eingerückt: „Der Mensch vermag gar manches durch zweckmässigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Ausserordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmässig in ihm vereinigen... Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem grossen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern“ 28, 198 f. Diese Ideal-

gestalt leuchtet wie ein Stern über Goethes innerem Leben, den hier gefundenen Massstab legt er fortan an alles, was im höheren Sinne zu werten ist; was ist natürlicher, als dass auch die verschiedenen Wertungsmittel selbst, die diesem Vorstellungskreise sprachlichen Ausdruck verleihen, sich zu typischer Prägnanz ausgestalten?

Tüchtig ist derjenige, der sich selbst proportioniert, „gemäss" bleibt und in sich vollkommen, „komplett" ist; um es zu werden, bedarf es vor allem einer Maxime: nicht von der Aussenwelt beschränkt zu werden und „beschränkt" zu sein, sondern ihre „Bedingungen" freiwillig anzuerkennen, „sich selbst zu beschränken". Eine bündige Prägung giebt der berühmte Prosaspruch: „Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt". 19, 23. Das hier verwendete „komplett" ist sonst nicht in diesem Sinne belegt; die Herkunft und Übertragung zeigt der vorhergehende Spr. 17: „Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, dass es inkomplette, unvollständige Menschen giebt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportioniert ist". 19, 22. Auch das Wort „proportioniert" steht nur vereinzelt, um das in sich vollkommen harmonisch gegliederte Wesen zu bezeichnen, wie z. B. in dem Satze: „Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder (nach der Dresdner Kunstreise 1767 und den dort empfangenen bedeutenden Eindrücken), und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemäss waren, und eine gewisse Übung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionierte Weise beschäftigten." DW. 21, 103. Hier begegnet zugleich derjenige Ausdruck, der die eigentlich typische Be-

zeichnung des wohlproportionierten Zustandes ist, das Wort „gemäss“. Es ist bewunderungswert, wie Goethe hier ein höchst einfaches und schon durch präpositionelle Verwendung abgegriffenes Wort sich angeeignet und ihm eine neue, glänzende Prägung verliehen hat. Erst nach der italienischen Reise, nachdem ihm das Ideal selbst aufgegangen, wird das Wort in diesem prägnanten Sinne geläufig, als Adjektiv in prädikativer Stellung; einer der frühesten Belege ist die Charakteristik Hermanns durch den Pfarrer in „Herm. u. Dor.“ 2, 90:

„Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach Diesem und Jenem;
Was er begehrte, das war ihm gemäss; so hielt er es fest auch.“

In seiner ganzen Tiefe und Breite kommt das Wort zur Geltung in der bewunderungswürdigen Charakteristik Voltaires in den „Anmerkungen“ zu „Rameaus Neffe“. Von der Erscheinung ausgehend, dass gelegentlich die sämtlichen Eigenschaften einer Familie oder Nation sich in einem einzelnen Individuum konzentrieren, fährt Goethe fort: „So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemässeste Schriftsteller.“ 31, 142. Die Erscheinung Voltaires wird hier also als notwendiges Naturprodukt aufgefasst, als der vollkommenste Ausdruck des französischen Nationalgeistes; er wird dadurch solchen Grössen angereiht, die Emerson als „Representative Men“ zusammengestellt hat, und die Goethe selbst wiederholt als „geistige Flügelmänner“ bezeichnet. (Vgl. über diesen Ausdruck R. M. Meyer a. a. O. S. 38 f., sowie unten im Theoretischen Teil

S. 198.) Wenn sich hier der Mensch innerhalb der Grenzen seiner Nation als „komplett" darstellt, so ist dieser Fall offenbar nur eine besondere Anwendung der oben zitierten Grundmaxime von der Ausbildung des Einzelnen innerhalb der Grenzen seiner selbst, und in diesem Sinne hat das Wort „gemäss" bei Goethe seine typische Verwendung gefunden.

Vorbildlich ist auch hier die Idealgestalt Winckelmanns. Er war für Goethe die fleischgewordene Antike; und der Geist der Antike war für Goethe gleichbedeutend mit dem Prinzip der Selbstbeschränkung, des Auslebens innerhalb wohlproportionierter Grenzen, frei von transcendentaler Gotik. Sein Biograph wird nicht müde, diesen Grundzug seines Charakters von den verschiedensten Seiten ins hellste Licht zu stellen, ihn als einen Mann zu preisen, der sein ganzes Leben verwendete, „ein ihm Gemässes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen". 28, 198. Und was Goethe an seinem Vorbild bewunderte, stellt er fortan sich selbst und der Welt als Norm hin, als das einzig sichere Fundament einer harmonischen Existenz. Er befolgt dieses Prinzip in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit („So nahm ich auf, was mir gemäss war, lehnte ab, was mich störte..." 27, 334; ganz ebenso an Schütz, Goethes Naturwiss. Korresp. II, 244), ebenso in der Wahl seiner Freunde („Es war mir um desto angenehmer, Sie zu finden, dessen allgemeine Richtung mir ganz gemäss ist" An Boiss. II, 16), konstatiert es als notwendiges oberstes Gesetz des geistigen Wachstums („Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäss ist" Wanderj. 18, 50; ganz ebenso Riemer Br. S. 304: „Niemand begreift etwas, als was ihm gemäss ist"); preist es als unbewussten Besitz des Naturzustandes und der Kindheit DW. 21, 25: „Glückliche Beschränkung der Ju-

gend, ja der Menschen überhaupt, dass sie... weder nach Wahrem noch nach Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern bloss nach dem, was ihnen gemäss ist!" Weitere Belegstellen: „Zustände, in welchen unser Günstling (der Naturdichter Gottlieb Hiller) ein gemässes, seinem Wesen behagliches Leben führen würde" 29, 403; „keins von den Verhältnissen ist ihm gemäss", Wahlv. 15, 25; „ich hatte die Entwickelung eines bedeutend gewordenen Kindes, ... wie sie im allgemeinen dem Menschenkenner und dessen Einsichten gemäss wäre, darzustellen." (Über Dichtung und Wahrheit) Ann. 770; u. a.

In der wiederholt angeführten Maxime über den „kompletten" Menschen wird das Innehalten der Grenzen der eigenen Fähigkeiten als Bedingung eines harmonischen Zustandes hingestellt. Der wichtigen Aufgabe, diese Fundamentallehre der Begrenzung in ihrer ganzen Tiefe und Breite zu verkünden, dienen bei Goethe hauptsächlich drei Verben: beschränken, bedingen, begrenzen. Der Vorstellungsinhalt dieser drei Worte ist insofern reicher, als der des Gemässen, als auch ein didaktisches Element darin enthalten ist und Mittel und Weg angedeutet wird, um zu jenem Ziel des Gemässen, Harmonischen zu gelangen. Auch wirkt die sinnliche Vorstellung der „Schranke" kräftiger als die des „Masses"; die erstere erweckt unwillkürlich den Begriff des Hemmnisses und Widerstandes, während bei „Mass" nur an das bedächtige, korrekte Ausfüllen einer gewissen Norm gedacht wird, und sich ausserdem die blassere, abstrakte Färbung, wie in „mässig", leicht in den Kreis der Vorstellungen drängt. Von den drei Synonymen ist „begrenzen" das schwächste und am wenigsten bei Goethe gebräuchlich, häufiger in der Negation „unbegrenzt", wohl infolge der sinnlichen Anschau-

ung einer unendlichen Fläche. Am stärksten wirkt „Schranke, Beschränkung", und diese Ausdrücke sind durch die häufige Anwendung bei Goethe zu gewisser Berühmtheit gelangt, als Kern seiner ganzen sittlichen Lebensanschauung.[1]) Ihre Geschichte und Analyse ist eine Lebensgeschichte Goethes im Kleinen, ein getreues Abbild seines inneren Ringens und Überwindens. Wie einst das „Erkenne Dich selbst" über dem Tempel zu Delphi, so steht das Gebot „Beschränke Dich selbst" über dem Eingang zu dem Tempel Goethescher Welt- und Lebensweisheit geschrieben. Es ist das sittliche Urmotiv, das durch alle seine Lehren leiser oder stärker hindurchklingt, und dessen erste Ansätze bis in die Genieperiode zurückgehen.

In dem Aufsatze: „Nach Falconet und über Falconet" findet sich die Stelle: „Wer allgemein sein will, wird nichts; die Einschränkung ist dem Künstler so notwendig, als jedem, der aus sich was Bedeutendes bilden will." 28, 353. Es ist also hier zunächst nur eine Seite des Prinzips ausgesprochen: die Beschränkung vom Standpunkte des Künstlers, und dies mag sich daraus erklären, dass gerade zu jener Zeit der Dichter mehr als je sich der bildenden Kunst ausübend und theoretisierend zugewandt hatte. Dass aber in höherer sittlicher Hinsicht die Idee

[1]) Es möge bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, dass die prägnante Verwendung gewisser Worte bei Goethe selbstverständlich nicht ausschliesst, dass nicht vor oder nach ihm das gleiche Wort im gleichen Sinne verwendet worden ist. So ist z. B. das „beschränken" als erstes Gebot künstlerischen Strebens schon von Boileau ausgesprochen: Art poëtique I, 63: „Qui ne sut se borner, ne sut jamais écrire" (vgl. 3, 105; 11. 1, 71). Sehr viele Idiotismen Goethes werden sich vereinzelt auch bei anderen Schriftstellern in ähnlicher Prägnanz belegen lassen, aber nirgends mit der Konsequenz und Häufigkeit, wie bei Goethe, und nirgends als bewusste Glieder einer grossen Gedankenreihe, die sich fest in einander schliesst und in der ganzen Persönlichkeit des Dichters wurzelt (Genaueres unten S. 290 ff.).

noch nicht durchgedrungen ist, beweist die Verwendung des Wortes „Einschränkung“ im Werther. Es hat hier zumeist die Bedeutung eines Eingeengtseins, einer Fesselung durch kleine Verhältnisse und die Widerwärtigkeiten des Lebens. Schon die Vorsilbe ein-, die durchaus vorherrscht, ist charakteristisch, während später be- an die Stelle tritt. Werther selbst ist geradezu der Typus des „inkompletten“ Menschen, und er geht zu Grunde an dem „Streben ins Unbedingte“, an dem Mangel sittlicher Beschränkung. Wenn er von Einschränkung redet, so haftet dem Worte die Vorstellung eines Zustandes an, dessen Beseitigung höchst erwünscht ist. Zwar zu Anfang, wo er sich noch im Gleichgewicht der Kräfte befindet, und wo sein glückliches Sehnen mit der Harmonie des Alls zusammenklingt, denkt er sich gern in den patriarchalischen Zustand eines bescheidenen, eingeschränkten Hüttenlebens: „Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen.“ 14, 24; „so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter.“ 14, 79. Aber dieses Lob der Einschränkung beruht nicht auf innerem Erlebnis und sittlicher Forderung, sondern auf Phantasie und eingebildeter Befriedigung. Das tiefer liegende Problem des Verhältnisses von Freiheit und Notwendigkeit ist ihm ganz unklar; er begnügt sich mit Grübeleien über das beständige Schwanken im Menschen, — Goethe im Alter würde gesagt haben, über den periodischen Wechsel der Systole und Diastole, — „sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen, und dann wieder ... sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Geleise der Gewohnheit so hinzufahren...“ 14, 37. Er spricht an anderer Stelle geradezu von der Einschränkung, „in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen

eingesperrt sind“ 14, 22, und sucht sich damit zu trösten, dass der Mensch, „so eingeschränkt er ist, doch immer im Herzen das süsse Gefühl der Freiheit hält und dass er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.“ 14, 23. Als sachliche Parallele verdiente noch die Stelle 14, 90 herangezogen zu werden: „das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit.“ Wie der Werther des zweiten Buches sich immer weiter von dem „Gemässen“ und der Beschränkung entfernt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Weitere Zeugnisse aus jener Zeit bestätigen die schwankende und tastende Stimmung der Genieepoche. Wenn wir z. B. im Clavigo von der „glücklichen Einschränkung“ 6, 150, oder von dem „Glück einer ruhigen Beschränkung“ 6, 158, hören, oder wenn einige Monate später (31. August 1774) in einem Briefe an Jacobi von „herzlich wirkender Beschränkung“ gesprochen wird, in der der Mensch „zu seinem Erbteil zurückkehrt, säet, pflanzt und begiesst, und sein und der seinigen geniesst“ DjG. 3, 38, — so liegt auch diesen Äusserungen noch die Hüttenromantik Werthers, oder vielmehr, um die Urquelle nicht zu übergehen, Rousseaus zu Grunde. Gewiss sind aber andererseits auch die Worte des Carlos ganz aus dem schrankenlosen Thatendrange des jungen Goethe heraus gesprochen: „Und heiraten! Heiraten just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!“ 6, 130.

Aber schon zwei Jahre später ist das Prinzip der Beschränkung in seinem ganzen Ernst und in seiner umfassenden Bedeutung ausgesprochen in einem Briefe an Frau v. Stein vom 22. Juli 1776: „Es bleibt ewig wahr: Sich zu beschränken, Einen Gegenstand, wenige Gegenstände,

recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen." 1, 46. Fortan bildet zugleich mit der Anschauung auch die Wortgruppe einen integrierenden Bestandteil von Goethes Terminologie. Es braucht nur erinnert zu werden an die beliebteste aller Goethe-Sentenzen aus dem Sonnett „Natur und Kunst": „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." 11. 1, 71; an Jarnos Ausspruch in den Lehrjahren: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt." 17, 518; aus der späteren Zeit an eine Äusserung gegenüber Eckermann vom 20. April 1825: „Im übrigen ist es zuletzt die grösste Kunst, sich zu beschränken und zu isolieren." Solchen Lehren entsprechend gilt Goethes Lob den Künstlern und Menschen, bei denen er die gleiche Erkenntnis und Tendenz beobachtet. Im Gedichte „Ilmenau" ruft er seinem Freunde und Fürsten zu:

„Du kennest lang' die Pflichten Deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein."

Ganz entsprechend wird Ludwig XVI. als wohlwollender König gepriesen, weil er „die besten Absichten zeigte, sich selbst zu Beseitigung so mancher Missbräuche und zu den edelsten Zwecken zu beschränken." DW. 23, 42. Schillers Aufstieg zur Reifeepoche wird charakterisiert: „er stand im Begriff, sich zu beschränken, dem Rohen, Übertriebenen, Gigantischen zu entsagen." Ann. 182. Noch in den letzten Jahren begründet Goethe seine Befriedigung mit den Leistungen des Malers Neureuther mit den Worten: „Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag, die meisten wollen mehr thun, als sie können, und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talente gesetzt hat. Von Neureuther

jedoch lässt sich sagen, dass er über seinem Talente stehe.“ Gespr. 8, 76 f.

In allen diesen Fällen stehen die Worte dieser Gruppe reflexiv und setzen als Subjekt einen Charakter voraus, an den sie als sittliche Forderung gerichtet sind. Eine etwas verschiedene Färbung erhalten sie, wenn sie nicht auf Personen, sondern Zustände bezogen werden, in denen diejenige aktive Macht zu erblicken ist, durch welche der Mensch bedingt, beschränkt, begrenzt wird. Es ist die gleiche Grundlehre, aber vom Standpunkte der bedingenden Aussenwelt, und es ist bemerkenswert, dass dieser mehr sachliche Gesichtspunkt einer späteren Periode angehört und vor 1800 selten zu belegen ist; seitdem werden die Adjektive „bedingt“ und „unbedingt“ in ihrer individuellen Bedeutung zu Lieblingswendungen. Ein früher Beleg findet sich in dem Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung“ aus dem Jahre 1797: „Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor.“ 29, 224. Sehr durchsichtig wird die Prägnanz in einem Urteil über Tieck, aus einem Briefe an W. v. Humboldt 29. Nov. 1801. Goethe tadelt an Tieck die „affectiones juventutis“, indem er sich durch heftig absprechende Urteile in der Gesellschaft schade und seinerseits strenge Richter herausfordere. „Und freilich ist es eine ganz natürliche Folge, dass man demjenigen, der alle Menschen beurteilt, als wenn sie unbedingt wirken könnten, wenn er selbst produziert, diejenigen Bedingungen auch nicht gelten lässt, welche ihn beschränken...“ Briefw. S. 176. Von besonderer Wichtigkeit ist hier die spezifisch Goethesche Verwendung des Wortes „Bedingung“ im Sinne von „das bedingende Hindernis, die Schranke,“ an Stelle der generellen abstrakten Bedeutung „Voraussetzung, rechtliches Übereinkommen.“ Es liegt hier, wie

so häufig bei Goethe, eine Rückkehr zu der ursprünglichen konkreten Wurzel vor, und dieses Hineinspielen der sinnlichen Anschauung verleiht vielen abgegriffenen Worten bei Goethe einen neuen Reiz (Näheres darüber im Theoret. Teil). Bei flüchtigem Lesen übersieht man diese Feinheiten leicht, aber je mehr man sich der Lektüre Goethes hingiebt, und besonders wenn man sich gewöhnt, nicht nur das Auge, sondern auch das Ohr zu beschäftigen und sich den sinnlichen Klang zu vergegenwärtigen, desto empfänglicher werden die Sinne für diese „Gegenständlichkeit" (27, 351 ff.), die den Gedanken, wie den Ausdruck bei Goethe in gleichem Masse auszeichnet. Einige Beispiele mögen das Gesagte hinsichtlich der Gruppe „Bedingung, beschränken" etc. illustrieren.

Bei seinem Aufenthalt in Göttingen lernt Goethe auch die Reitbahn des berühmten Stallmeisters Ayrer kennen und verschmäht es nicht, auch darüber einige tiefergehende Betrachtungen anzustellen: „Warum eine Reitbahn so wohlthätig auf den Verständigen wirkt, ist, dass man hier vielleicht einzig in der Welt die zweckmässige Beschränkung der That, die Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls, mit Augen schaut und mit dem Geiste begreift." Ann. 230. Und vorher heisst es: „Eine wohlbestellte Reitbahn hat immer etwas Imposantes; das Pferd steht als Tier sehr hoch, doch seine bedeutende, weitreichende Intelligenz wird auf eine wundersame Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt." Ann. 229. Es ist höchst bedeutungsvoll, wie Goethe auch solche Erscheinungen aus scheinbar trivialer Sphäre, auf das Prinzip der Beschränkung zu reduzieren sucht. Weit näher liegt es natürlich, auf geistigem und sittlichem Gebiete an die „Bedingungen" der Aussenwelt zu erinnern, wie es schon oben in dem Urteil über Tieck geschah; man kann bei Goethe geradezu eine stehende Antithese beobachten,

indem das Individuum seinerseits „ins Unbedingte strebt“ und wiederum von aussen durch Welt und Wirklichkeit bedingt wird. So heisst es von Lavater: „Er erlebte die Gegenwirkung der Bedingungen.“ 27, 297. Der Gegensatz deckt sich mit dem zwischen Phantasie und Wirklichkeit: „Es ist die Eigenschaft der Imagination, wenn sie sich ins Ferne und ins Vergangene begiebt, dass sie das Unbedingte fordert, welches dann meist durch die Wirklichkeit unangenehm beschränkt wird.“ 28, 608 f. Vor diesen Gefahren der Phantasie zu bewahren, ist nach Goethe eine Hauptaufgabe des Erziehers; er definiert den Begriff der Erziehung entsprechend: „Erziehung heisst, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existieren kann.“ 29, 381. Damit stimmt die Maxime des edlen Oheims in den Wanderj. überein: „Der Mensch ist ein beschränktes Wesen; unsere Beschränkung zu überdenken, ist der Sonntag gewidmet.“ 18, 99.

Folgen wir weiter der reichen Bedeutungsskala dieser Gruppe, so tritt uns eine neue Schattierung entgegen, sobald der didaktische Gesichtspunkt fortfällt und die Thatsache rein objektiv als naturnotwendig empfunden wird. Was sonst „zu höheren Zwecken“ verwertet wird, stellt sich hier lediglich als typische Erscheinung einer kleinbürgerlichen Existenz dar. Zu grösserer Bedeutung ist diese Nüancierung besonders in der letzten Epoche gelangt, etwa seit 1805. Wenn man ermisst, dass Goethe in hervorragendem Masse der Dichter typischer Verhältnisse ist, und dass sein Auge, je älter er wurde, desto mehr mit Behagen auf einfachen Zuständen verweilte, die eine Gewähr friedlicher Dauer in sich tragen, wenn man hinzufügt, dass Deutschland im ausgehenden Zeitalter des Feudalismus den grössten Reichtum an Erscheinungen

eines kleinstädtischen friedlichen Philisterdaseins bot, — so ist zu begreifen, dass sich der Dichter auch den entsprechenden typischen Ausdruck schuf. Ein solcher liegt vor in den Verbindungen: „beschränkte Häuslichkeit", „bürgerlich beschränkte Verhältnisse", „häusliche Beschränkung", „beschränkter Zustand" und ähnlichen, die in den Schriften der letzten Periode sehr häufig wiederkehren. Man vergleiche Stellen wie: 29, 251; 196; 214; 23, 79; 20, 71; — An Schultz S. 213 u. s. w.

Die folgende letzte Wandlung des Begriffes der Beschränkung gehört der negativen Sphäre an, lässt sich aber in ihrer folgerechten Ableitung am passendsten hier anschliessen. Man könnte dabei von einem Aphorismus in Spr. 918 ausgehen: „es bleibt ein grosser Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums." 19, 199. Es ist die Antithese, die durch die ganze Anschauungsweise Goethes hindurchgeht und in ihrer einfachsten Form zu reduzieren ist auf den Gegensatz „sich beschränkend — beschränkt". Es ist die höchste Weisheit, sich zu beschränken, sobald die beschränkenden Verhältnisse, die „Bedingungen" dazu nötigen, oder wie es Spr. 1020 heisst: „Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten." 19, 220. Es ist aber andererseits das Kennzeichen der „Menge" des Philisters, sich von den Verhältnissen widerstandslos beschränken zu lassen, beschränkt zu sein. In den Lehrjahren ist Werner der Typus der stagnierenden Beschränktheit, während Wilh. Meister, als der Werdende, die Entwickelung vom „Streben ins Unbedingte" zur „Selbstbeschränkung" durchläuft. Wie bewusst sich Goethe dieser Doppeldeutigkeit des Begriffes „Schranke" war, zeigt die prägnante Anwendung in der schematischen Charakteristik der „Epochen

deutscher Litteratur". 29, 261. Die Periode von 1750 bis 1770 erhält neben einer Anzahl anderer Bezeichnungen das Prädikat „beschränkt", die Zeit von 1790—1810: „sich beschränkend". Es ist klar, dass die erstere Bezeichnung sich genau mit dem generellen „beschränkt" = „borniert", „enggeistig" deckt; diese Bedeutung ist sogar die einzige, die „beschränkt" im gewöhnlichen Gebrauch hat. Im individuellen Sprachgebrauch Goethes kann das Wort jedoch auch andere Schattierungen bis zum geraden Gegenteil annehmen, und nur eine genaue Interpretation im Zusammenhang der ganzen Begriffskette, wie sie oben dargelegt wurde, kann die Nuance feststellen. Wenn z. B. in den Ann. 480, und ebenso 523 von der alten Schule zu Helmstädt als einer „beschränkten Universität" gesprochen wird, so ist die Bedeutung hier offenbar ebenso wie in dem typischen Ausdrucke „beschränkte Zustände" soviel wie „eng, klein", ohne dass Lob oder Tadel involviert wäre. Eine andere Erklärung verlangt das Wort in Spr. 269: „Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrtum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, dass wir uns für beschränkt erkennen sollten; der Irrtum schmeichelt uns, wir seien auf eine oder die andere Weise unbegrenzt." 19, 63. Weit entfernt von der generellen Bedeutung „borniert", steht „beschränkt" hier im höheren Sinne der Resignation für das ausführliche „mit Einsicht beschränkt". Spr. 1020. Es entspricht dem Worte „Bedingung" in der oben S. 29 erörterten Prägnanz „die bedingende Aussenwelt". Diese letztere Bedeutung tritt besonders schön hervor in Spr. 654: „Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung sich spät aufdringt, gewinnt nur bittere Freiheit." Zu beachten ist nebenbei auch die Gegenüberstellung von „erfahren" und „aufdringen", d. h. der bereitwilligen und widerwilligen Anerkennung

der Schranken. Zweifelhaft könnte die Interpretation erscheinen, wenn Ann. 734 von der „gewissenhaften Peinlichkeit“ Albrecht Dürers gesprochen wird, „die sowohl seine Gemälde als Holzschnitte beschränkt“. An und für sich könnte man an ein Lob denken, wie es Goethe der künstlerischen Beschränkung so oft zu teil werden lässt; in diesem Falle mischt sich jedoch unzweifelhaft ein leiser Tadel hinein, da Goethe sich bekanntlich in der Epoche seines extremen Klassizismus gegen die altdeutsche Kunst und auch Dürer sehr kühl oder ablehnend verhielt. So steht auch das „beschränkt“ hier im Sinne der äusseren Beschränktheit, nicht der auf innerer Freiheit beruhenden Beschränkung. Dagegen wirkten die christlich-mythologischen Handzeichnungen Dürers wie eine Offenbarung auf Goethe und stimmten seine Meinung von diesem Meister bedeutend höher, da er, wie Goethe an der zitierten Stelle berichtet, in diesem Werke „aus der gewissenhaften Peinlichkeit heraustrat... Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch.“ Ann. 734.

Überblickt man nochmals die Entwickelung dieser Begriffsgruppe und vergleicht den individuellen Bedeutungsreichtum der Worte bei Goethe mit der generellen Verwendung, so lässt sich eine Erscheinung beobachten, die für die Bedeutungslehre überhaupt nicht ohne Interesse ist. Die gröbere Handhabung im generellen Gebrauch weiss nur die schärferen, extremen Schattierungen zu benutzen, die dem Worte einen leicht zu erkennenden Stempel aufdrücken; die Mittelstufen und die zarteren Nuancen dagegen werden übersprungen in dem Wandlungsprozess und gehen verloren. Gerade diese aber gelangen in der individuellen Verwendung zu ihrem Rechte und dienen einem Sprachgewaltigen wie Goethe zu ungeahnter Bereicherung seiner Ausdrucksfähigkeit, ohne Aufwand entlegener Mittel. Das eine Wort „beschränken“ wird in

allen Stadien von der konkretesten Anschauung bis zur höchsten Vergeistigung nutzbar gemacht, und wiederum schliesst sich die ganze Kette der sittlichen Definitionen in dem einen „beschränkt“ zusammen, das als Mittelglied zweier Anschauungswelten, Ideal und Irrtum in der Goetheschen Lebensweisheit durch das gleiche einfache Bild zu sinnlicher Anschauung bringt.

Goethes Lehre von der Beschränkung steht insofern mit dem organischen Grundprinzip seiner Denkweise im Zusammenhang, als sie an Stelle der räumlichen Ausbreitung den Trieb „von innen heraus“, statt der extensiven Wirtschaft die Intensität, an Stelle des Mechanischen ein Dynamisches setzt. Die Idee der lebendigen Kraft, des organischen Wachstums ist die Wurzel seiner Anschauungen. Wachstum bedeutet aber eine Richtung in die Höhe, ein Emporstreben, und dies ist ein weiterer Factor in Goethes „Hylozoismus“, wie er seine Anschauungsweise selbst wiederholt genannt hat (Camp. i. Fr. 25, 132; an Nees von Esenbeck, Naturwiss. Korresp. 2, 134). Es wird immer wieder darauf zurückzukommen sein, wie tief der Begriff des Hinanstrebens, Aufsteigens, des Hindeutens auf ein Höheres, Ewiges, in Goethes Individualität wurzelt. Sprachlich fixiert wird er hauptsächlich durch zwei Worte: „streben“ und „steigern“, die je eine Seite des Prinzips hervorheben: in „streben“ tritt die lebendige, stetig wirkende Triebkraft in den Vordergrund, in „steigern“ die emporstrebende, potenzierende Tendenz. Beide Worte sind entschiedene Lieblingsausdrücke Goethes und zeigen eine individuelle Vertiefung der generellen Bedeutung.

Riemer berichtet (Mitteilungen II, 285; Gespr. 8, 171; vgl. auch Spr. 262 über „Abmüden“), dass Goethe eine

Vorliebe für das Wort „Mühe“ hatte und die Prägnanz sogar in der Aussprache, „indem er auf dem ü aushielt“, zu erkennen gab, ohne jedoch den Ton hypochondrischer Klage damit zu verbinden. Der Bibelspruch „solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben“, war ein beliebtes Citat Goethes, und wie er das Wort in der mündlichen Rede betont, so unterstrich er es in einem Briefe an Charlotte von Schiller: „Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet...“ 27. April 1810; Str.Br. II, 149. Der Grundeigenschaft Goethes, eines freudigen „Mühens“, einer rastlosen Thätigkeit, entspringt auch die Vorliebe für das Wort „streben“; beide Worte erhalten ihre höhere Weihe in den Versen, die den Schlüssel zum Faustproblem bieten (F. II, 11935—6):

Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen.

Wie Faust der Typus des Strebenden, so ist „der Strebende“ wiederum der Gattungsbegriff, in den alle, die die Eigenschaft bethätigen, eingeschlossen sind. Er giebt sich selbst diese Bezeichnung im Rückblick auf die Jahre in Italien: „alles, was ich in dieser Epoche aufgeschrieben, hat den Charakter ... eines Strebenden“ an Schiller, 26. Okt. 1796. Auch die Sturm- und Drangzeit trägt diesen Charakter des „unentwickelten Tüchtigen“, wie sie DW. 23, 51 charakterisiert wird, und von einem Teilnehmer, Heinr. L. Wagner, heisst es daher: „Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen,“ 22, 147. Zwischen dem frischen jugendlichen „Streben“ und ruhigerem „Aufstreben“ wird unterschieden in einem Briefe an Schultz: „jene Epoche..., wo Sie... und so manche andere treffliche Menschen jung waren und strebten, ... da wo wir Älteren aufstrebten“ S. 361. Der gleiche Unterschied in der Einleitg. der Gesch. d. Farbenl.: „Wird einer

strebenden Jugend die Geschichte eher lästig als erfreulich, ... so haben die in Bildung und Alter Fortschreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannigfaltiges Gute ... ihnen von den Vorfahren hinterlassen worden." 36, 3. Eine Idealgestalt, die in der Vollkraft des Strebens dahingeschieden und nun diese Idee auf ihrem höchsten Punkte festhält, ist Achilles, „der ewig-strebende Jüngling" 28, 229, wie Winckelmann der „Ewig-Tüchtige". Die Antithese „Strebender, Werdender" und „Fertiger" hat ihren klassischen Ausdruck gefunden F. I, 182:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Gelegentlich wird „Perfektibilität" eingesetzt, in einer Äusserung über Frau v. d. Recke: „Sie sei ohne Perfektibilität und stehen geblieben," Gespr. 2, 213. Im Schema über den Dilettantismus wird dem Dilettanten zum Vorwurf gemacht, dass er „auf gewissen Stufen beharrt, die er als Ziel ansieht" und dass er also „seine Perfektibilität hindert" 28, 177. Dagegen nimmt „vollendet" keineswegs die Stelle von „fertig" ein, wenn es It. R. 24, 359 mit „strebend" kontrastiert wird. In einer Besprechung der Raphaelschen Kartons nimmt Goethe Anlass zu einer kleinen Digression über die Richtung der „Nazarener" und ihre Tendenz zu den „Mittelstufen", „dem älteren Unvollkommenen" zurückzukehren, anstatt sich an den Meister zu halten. Er findet den Grund dieser Erscheinung darin, dass man es eher wagt, „mit einem talentreichen, zarten Jüngling ... zu wetteifern, von sich zu hoffen, was er geleistet hat. Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum Letztmöglichen des Ge-

lingens erheben kann, und wollen wir nicht verzweifeln, so müssen wir uns zurückwenden und uns mit dem Strebenden, dem Werdenden vergleichen." (Eine ähnliche Betrachtung im Anschluss an Raphael: Gespr. 6, 4 ff.) Die Ausdrücke „Vollendung, vollendet" sind übrigens typisch bei Goethe zur Bezeichnung der wahren „unerreichbaren" Meisterschaft, als deren Repräsentanten er gern die drei Namen „Raphael, Shakespeare, Mozart" hinstellt (vgl. z. B. Gespr. 7, 163; 8, 151); im Gegensatz zu dem nie fertigen Dilettanten ist das Werk des Meisters, ob ausgeführt oder nicht, immer „vollendet", Spr. 744; „Vergebens werden ungebundne Geister Nach der Vollendung reiner Höhe streben," Natur u. Kunst 11. 1, 71; „der angehende Künstler wird zwar geboren, aber nicht der vollendete", Spr. 761. Die „Vollendung" ist die letzte Epoche, die „des Gelingens zum Ziele", der als erste Epoche vorhergeht „die der ersten Bildung", als zweite „die des eigentümlichen Strebens". 36, 158. Dieser typische Verlauf eines jeden Menschenlebens gilt auch für die Kunst, insofern sie als „ein Lebendiges" anzusehen ist, „das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachstum, einen glänzenden Augenblick der Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, ... notwendig darstellen muss." 28, 211.

Wie das Ideal des „Strebenden" ist auch der Begriff der „Steigerung" schon frühzeitig in Goethe entwickelt. Beide Ideen erkennt er als Grundkräfte seines Wesens in einem Briefe an die Gräfin zu Stolberg vom 13. Febr. 1775; es ist der Faustische Seelenzwiespalt (F. I, 1112), der hier dargestellt ist, einerseits unter dem Bilde des „Fastnachts-Goethe, umleuchtet vom ... Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter" und andererseits in der Gestalt desjenigen Goethe, „der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, ... weder rechts noch links fragt,

was von dem gehalten werde, was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will.“ DjG. 3, 64. Es wirkt immer von neuem erstaunlich, mit welcher Gesetzmässigkeit sich die Natur Goethes entfaltete, wie wunderbar sich jenes Wort an ihm bewahrheitet, das er selbst als Motto des zweiten Teils von DW. wählte: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Denn in dem Programm, das die obigen Worte enthalten, liegt die Laufbahn Goethes klar vorgezeichnet: die stetige Arbeit, der ewig strebende Geist, die aufsteigende, ein Höheres bezweckende Entfaltung in Kampf und Spiel, im Forschen und im künstlichen Schaffen. Euphorions Worte:

„Immer höher muss ich steigen,
Immer weiter muss ich schauen“

F. II, 9821—22, sind das Lebensmotto des Dichters.

Um den Begriff der Steigerung bei Goethe präzis zu erfassen, genügt jedoch nicht die generelle Bedeutung des Wortes, sondern es liegt eine besondere naturwissenschaftliche Anschauung zu Grunde, die mit der Metamorphosenlehre innig verknüpft ist. Was Goethe in dem Wechsel der Erscheinungen suchte, war „der Typus“, „das geheime und unbezwingliche Vorbild, in welchem sich alles Leben bewegen muss“, An Joh. Müller GJ. 4, 410; die Abwandlung dieses Typus geht vor sich in aufsteigender Linie, und auf jeder höheren Stufe gelangt der charakteristische Typus der betreffenden Gattung zu vollkommnerer Darstellung. Die Formel der Steigerung ist der geistige Ausdruck der Metamorphose, wie die Polarität, der periodische Wechsel, der materielle Ausdruck. (Vgl. im allgemeinen R. Steiner, Goethes Weltan-

schauung, S. 61 ff.) Goethe erklärt jedoch ausdrücklich, in Übereinstimmung mit seiner Anschauung von der Einheit und Wechselwirkung aller schöpferischen Kräfte, dass auch die Materie sich zu steigern vermag, „so wie sich's der Geist nicht nehmen lässt, anzuziehen und abzustossen." 34, 145. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die Vorliebe Goethes für den Ausdruck „steigern" grossenteils auf die Erkenntnis dieses naturwissenschaftlichen Prinzips zurückzuführen ist, das er seiner alldurchdringenden Art gemäss, auch auf die mannigfachsten Erscheinungen der geistigen Welt und des alltäglichen Lebens anwendete. Obwohl die exakte Formulierung des Prinzips aus späterer Zeit stammt, war ihm der Gedanke schon früh in seiner vielseitigen Tragweite klar, wie mehrere Belege beweisen. Riemer notiert unter dem 24. März 1807 folgende Äusserung Goethes in sein Tagebuch: „Die Formel der Steigerung lässt sich auch im Ästhetischen und Moralischen verwenden. Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfnis..., sondern ein in sich kohobiertes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen..." Gespr. 2, 163. Es ist hier nicht der Ort, auf den Inhalt dieses Aphorismus, der selbst eine „in sich kohobierte, gleichsam gesteigerte" Betrachtung ist, einzugehen; er würde sich in einer Geschichte der Gemütskultur, die noch ungeschrieben ist, als fruchtbarer Gesichtspunkt erweisen.

Die Übertragung des Steigerungsprinzips auf das geistige Gebiet hatte Goethe bereits zwei Jahre früher durchgeführt in der Biographie Winckelmanns. Folgende Sätze bilden den Kern der Darlegungen:

„Das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch." ... Aber „selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, ... dem hergebrachten Schönen eine Dauer zu geben. ... Dagegen tritt nun die Kunst ein;

denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt ... und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt ... Ist es einmal hervorgebracht, ... so bringt es eine dauernde Wirkung ... hervor; denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so ... erhebt es den Menschen über sich selbst, schliesst seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist.“ 28, 203. Zum Verständnis dieser Sätze sei erinnert an die Grundanschauung Goethes von der Verwandtschaft zwischen Natur und Kunst, insofern als auch das Schöne für Goethe nichts ist als eine „Manifestation geheimer Naturgesetze“ Spr. 197, und zwar eine solche, die den Typus im Augenblicke seiner höchsten Vollendung festhält und gewissermassen konsolidiert, die also den vorübergehenden Moment als ein zeitlich Dauerndes, Ewiges darstellt und ihn in höchster Reinheit und Wahrheit offenbart, ohne selbst wirklich zu werden. Bei dem Mangel an zusammenhängenden Theorien in Goethes Schriften ist man zur Entwickelung seiner Kunstlehre vielfach auf Kombination angewiesen, und auf Grund derselben scheint es statthaft, die Kunst im Sinne Goethes geradezu als „gesteigerte“ oder „potenzierte“ Natur zu definieren. Mit anderen Worten ist diese Definition gegeben DW. 22, 40: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben.“ Auch die zahlreichen Stellen, an denen von dem „Emporheben“ der Kunst (z. B. an Z. V, 424), von dem „Aufsteigen zum Sittlich-Höchsten“ (27, 321) gesprochen wird, weisen auf die gleiche Anschauung hin. Wichtig ist die Verwendung des Steigerungsprinzips in der Ästhetik

auch deshalb, weil hier im hellsten Lichte die Brücke vor uns liegt, die sich Goethe schlug, um auch äusserlich die entfernten Gipfel von Natur und Kunst zu verbinden, deren gemeinsame Basis, tief unten im Bereich der „unerforschlichen Urphänomene", ihm längst ein innerstes „unaussprechliches" Erlebnis war.

Zahlreich sind die Belege für die prägnante Verwendung des Wortes „steigern", wobei das Prinzip selbst bald mehr, bald weniger klar durchscheint. Eine Parallelstelle zu dem oben zitierten Ausspruch über die moderne Liebe ist eine andere Äusserung, die Riemer überliefert hat: „Das Ideale im Menschen, wenn diesem die Objekte genommen oder verkümmert werden, zieht sich in sich, feinert und steigert sich, dass es sich gleichsam selbst übertrumpft. Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können; daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mysticismus etc." Gespr. 2, 213. Auch dieser Aphorismus ist wahrhaft „prägnant"; das Ideale deckt sich hier teilweise mit dem Kunstwerk, indem es gleichfalls den Schein einer höheren Wirklichkeit hervorzubringen sucht; was ihm indessen fehlt, um ein Kunstwerk zu schaffen, ist die sinnliche Gestaltung, oder wie es an anderer Stelle heisst, das Sinnlich-Höchste", als das Element, „worin sich das Sittlich-Höchste verkörpern kann," 27, 321. Infolge dieses Mangels nimmt das Ideale die Richtung aufs Transcendente, d. h. es steigert sich nur nach der Seite des Stoffes hin; daher bleibt auch die Wirkung „stoffartig", weil die Auflösung durch die Form fehlt.

In Verbindung mit dem Phänomen der „wiederholten Spiegelung", das Goethe so andauernd beschäftigte (vgl. unten S. 199), erscheint der Begriff der Steigerung an einer Stelle des gleichnamigen Aufsatzes 29, 358: „Be-

denkt man, dass wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden.“ Man sieht auch hier die Richtung Goethes auf das Herausarbeiten eines höheren geistigen Gehalts aus materiellen Erscheinungen, denn an sich könnten die Wirkungen der Entoptik so mechanisch scheinen, wie die jedes anderen Naturgesetzes.

Inwiefern bei sonstigem Gebrauch von „steigern“ das Prinzip hineinspielt, ist nicht immer festzustellen; die Annahme liegt nahe in so prägnanten Fällen wie Spr. 422: „Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte“; ferner wenn es von Manfreds Monolog in Byrons Drama heisst: „Hamlets Monolog erscheint hier gesteigert“ 29, 755; ebenso über Breguets „Essay sur la force animale“: „Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu diesem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübsche Filiation und Steigerung der Denkweise würde sich aufzeichnen lassen!“ An Reinhard S. 124. Beliebt ist die Verbindung „ein Talent steigern“, z. B. 29, 283; 354; gesteigerte Bildung 29, 329, wobei an eine ruhige „stufenweise“ Entfaltung der Fähigkeiten gedacht ist. Die individuelle Prägnanz wird besonders ersichtlich, wenn man den generellen Ausdruck einsetzt: „Auch das Äussere (des Weimarer Theaters, wie z. B. Dekoration, Garderobe etc.) musste sich nach und nach steigern“ Ann. 877 (= verbessern); (mehrere Umstände) „gediehen zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Divan darbieten muss.“ Ann. 857 (= Erhöhung); „ich hatte mich durch die Bearbeitung Egmonts in meinen Forderungen gegen mich selbst der-

gestalt gesteigert, dass ich nicht über mich gewinnen konnte, sie (Erwin, Klaudine) in ihrer ersten Form dahinzugeben.“ 24, 438 (=„höhere Ansprüche an sich stellen“); der Ausdruck besagt dasselbe, was Schiller ausspricht in dem Verse: „Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken“. Über die Verwendung des Wortes „steigern“ im Sinne von „transcendieren, zu hohe Forderungen stellen“, ist später im Zusammenhang mit der negativen Gruppe zu handeln (vgl. unten S. 68).

Die extremen Wertungen dieser Kategorie, gewissermassen die Steigerung des Kreises „tüchtig“, sind „vorzüglich“ und „ausserordentlich“. Es könnte als willkürliche Konstruktion erscheinen, derartigen generell abgegriffenen Worten eine besondere Wichtigkeit in Goethes Sprache zuzuschreiben. Ein sorgfältiges Studium der Goetheschen Terminologie wird überzeugen, dass thatsächlich eine solche Abstufung der Wertungsskala besteht, die natürlich nicht pedantisch genau, aber deutlich erkennbar ist, und dass auch scheinbar inhaltsarme Worte in typischer Prägnanz verwendet werden. Allerdings ist die Armut nur scheinbar und hervorgerufen durch die Überwertung, die im Sprachleben wie in der Menschheit überhaupt tief wurzelt und beständig auf neue positive Wertungen sinnt, während die früheren herabsinken und entwertet werden. Welches Wort könnte nach seiner wörtlichen Bedeutung einen reicheren Inhalt aussprechen, als „ausserordentlich“? Wenn Goethe dieses Wort prägnant verwendet, so hat er nichts weiter gethan, als die ursprüngliche Kraft wiederhergestellt, wonach nur Erscheinungen, die ausserhalb und über der gewöhnlichen Ordnung der Dinge stehen, diese Bezeichnung verdienen. Man wird nicht viele Fälle finden, in denen das Wort bei

Goethe auf andere als wirklich „ausser-ordentliche“ Grössen angewendet wird; folgende Männer z. B. werden mit diesem Beiwort charakterisiert:

Byron, Ann. 946, 1062, 1143f., an Reinhard S. 285.
Euripides, Ann. 1060.
A. v. Humboldt, An Z. VI, 309.
Linné, An Z. II, 334.
Lukrez, An Kn. II, 288.
Napoleon, Ann. 626.
Paracelsus, 36, 135.
Schiller, Boiss. 2, 482.
Voltaire, 36, 320.
Winckelmann, Ann. 435.

Eine etwas niedrigere Stufe scheint „vorzüglich“ anzudeuten, wenigstens wird das Prädikat mit grösserer Freigebigkeit ausgestreut und neben Grössen wie: Descartes 36, 178; Galilei 36, 160; Lavater 23, 80, Ann. 6a; Lessing 21, 100; Molière 29, 735, auch weniger bedeutenden Männern beigelegt: Buffon 34, 155; Büttner 33, 65; Grüner, an Schultz S. 241; Hermann (Mythologe) Ann. 1023; F. Moser 22, 139; Philippus Neri 24, 341; Purkinje (Physiologe) an Reinh. S. 198.

Die Verwendung des Wortes „vorzüglich“ als Adverb = besonders, gehört der Litteratursprache des 18. Jahrhunderts an.

Die Gewissenhaftigkeit, mit der Goethe seine Wertungen abwägt, tritt besonders im Bereich der beiderseitigen Extreme hervor, wo im kollektiven Sprachleben infolge des beständigen Hinauf- und Hinabtreibens, des Unter- und Überwertens eine allgemeine Unsicherheit im Gebrauch der sprachlichen Schätzungsmittel herrscht. Der Mangel an „enthusiastischen Adjektiven“, wie Börne es in seinem Tagebuche nennt (Werke 8, 14), ist vom generellen Standpunkte aus unleug-

bar. Der Fehler besteht aber darin, einen anderen als den individuellen Massstab bei einem Beherrscher der Sprache anzuwenden, der alle Provinzen seines Reiches mit gleichmässiger Sorgfalt und eine jede nach ihrer natürlichen Anlage und Ergiebigkeit verwaltet, ohne fremde Muster blind nachzuahmen. Ein Wort wie „vorzüglich“ kann z. B. bei Heine eine ziemlich indifferente Wertung sein und würde heute generell ganz ungenügend scheinen, um eine Grösse wie Lessing zu ehren. Bei Goethe hat es seinen vollgiltigen Kurs und macht seinen Kredit geltend, wenn es als ausdrückliche Steigerung von „gut“ erscheint, wie in der Charakteristik eines der Lieder aus „des Knaben Wunderhorn“ 29, 394: „gut, aber nicht vorzüglich“.

Die euphemistische Tendenz in Goethes Sprache fällt jedem Leser auf, und über die Wirkungen derselben ist im theoretischen Teil ausführlicher zu handeln. An dieser Stelle, mit Rücksicht auf die indifferente Sphäre der vorliegenden Gruppe, ist der ausgleichende Einfluss von Wichtigkeit: der Vorstellungsinhalt eines Wortes weitet sich durch das euphemistische Element auf Kosten des Kerns, und die Folge ist, dass das Wort leicht die Grenzen der betreffenden Kategorie überschreitet und seine Indifferenz in allen drei Gruppen gleichmässig geltend macht. Solche allgemeine, farblose Worte sind: trefflich, wacker, heiter, würdig, schätzbar, geschätzt. Eine genaue Definition derselben wäre kaum möglich und an dieser Stelle ohne Belang, da die Individualität nicht im Wandel der Bedeutung, sondern in der gehäuften Anwendung zu suchen ist. Diese letztere äussert sich besonders in der Verwendung der betreffenden Worte zu stehenden Beiworten, und dieser stereotype Zug geht einerseits auf die epische Grundstimmung in Goethes Dichtung

zurück, andererseits auf seine ausgesprochene Neigung, alles zu werten, attributiv einzugrenzen und in Kategorien zu ordnen. Schon in DW., besonders aber in den Annalen und späteren Prosaschriften kommt selten ein Name von Bedeutung vor ohne solche Attribute, von denen trefflich und heiter vielleicht die häufigsten sind. Die Anwendung von „trefflich“ bedarf keiner Erörterung, da sich Goethe von der Litteratursprache seiner Zeit darin nicht unterscheidet. Dagegen verdient der überaus vielseitige Gebrauch von „heiter“ eine kurze Darlegung. Obwohl die Bedeutung von der heutigen im Grunde nicht abweicht, liegt doch über dem Goetheschen „heiter“ ein Etwas, das sich nur im Zusammenhang mit der Gemütskultur der Zeit erklären lässt.

Man gewinnt bei einem Vergleiche des 18. und 19. Jahrhunderts die Empfindung, als ob sich zugleich mit dem Übergang von dem leichten, lebenslustigen Rokoko und der letzten friedlichen Epoche eines stabilen Feudalismus zu dem schwerblütigen, problematischen, unruhigen Zeitalter der socialen Umwälzungen auch die ganze Gemütsstimmung mitgewandelt habe. Es ist möglich, dass der heutzutage beschränkte Gebrauch des Wortes, das nur teilweise durch andere ersetzt ist, auf den mangelnden Bedarf zurückzuführen ist; jedenfalls erscheint die unbefangene Freude an den heiteren Bildern des Lebens, „the zest to live“, wie es Henry Crabb Robinson einmal nennt (Diary, Reminiscences and Correspondence, 1869, S. 302), in Goethe aufs höchste gesteigert. Es ist bekannt, dass er es sich besonders in den späteren Jahren zum Grundsatz machte, alles „Widerwärtige“ (in der damaligen Bedeutung = Feindselige), alles, was zu Trauer, Verdruss, grübelnder Unthätigkeit stimmen könnte, abzulehnen und zu frischer, lebensfroher Thätigkeit zu mahnen. „Heiteren Sinn und reine Zwecke“ lautet eine Zeile

des Vorspruches zu der Gedichtabteilung „Gott und Welt", und eine der ersten Mahnungen an Eckermann war: „Sie haben lange genug gestrebt, es ist Zeit, dass Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen." Gespr. 4, 269. Die Gegenüberstellung von „Streben" und „Heiterkeit" zeigt, dass mehr als „Fröhlichkeit" gemeint ist; es deutet vielmehr auf den besonnenen Genuss des Lebens, die harmonische Stimmung, die auch im Entsagen „heiter" bleibt (vgl. 29, 229); eine „heitere Entsagung" zu üben, ist eigentlich das Thema der Wanderjahre, und gerade in diesem Werke begegnet man dem „heiter" zum Überdruss in allen denkbaren Verwendungen (vgl. unten S. 144).

Der prägnante Gebrauch von „heiter" äussert sich in verschiedener Weise; in Charakterschilderungen ist es oft reines Epitheton ornans, wo wir heute etwa „nett" gebrauchen; so z. B. wenn DW. 22, 52 die Mitglieder des Schönkopfschen Mittagstisches als „gesittete, heitere und freundliche Menschen" bezeichnet werden oder wenn einmal von „einem heiteren, jungen Chemiker" die Rede ist (An Schultz S. 255); häufig aber kündigt die Stellung eine bestimmte Prägnanz an, wie in folgenden Fällen: „Kreissteuereinnehmer Weisse, in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend..." DW. 21, 105; „Sonst hielten wir Dürern für einen ernsten Künstler... Wir glaubten ihn ohne Anmut und wenig fähig, in eine heitere, poetische Stimmung überzugehen" 28, 819. (Die Antithese „ernst—heiter" auf ästhetischem Gebiete ist typisch und liesse sich im Sinne Goethes wohl am besten umschreiben als: „stoffartig — durch die Form gelöst"; auch die Gegensätze: modern — antik, germanisch — griechisch, liessen sich zur Erklärung heranziehen.) (Gotter) „Sein Sinn war zart, klar und heiter". DW. 22, 83. (Blumenbach) „der heitere, umsichtige, kenntnisreiche Mann" Ann. 1040; über denselben: „seine Gegenwart verlieh den heitersten

Unterricht“ Ann. 336. Diese letztere Verwendung = „klar, leicht fasslich“, die auch bei anderen Schriftstellern vorkommt, ist bei Goethe besonders beliebt; vgl. Spr. 824. „Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur, wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens ... darbieten.“ Ebenso sind Stellen zu erklären wie: „der Text begleitet heiter und kenntnisreich die bildlichen Darstellungen“ 29, 180; „Leider ist Vossens Prosodie ... zu einem heiteren Selbstunterricht nicht geeignet.“ W. IV, 19, 87. Das bekannte Bild, in dem Goethe die Newtonsche Farbentheorie mit einer alten Burg vergleicht, wird eingeführt als „ein heiteres Gleichnis, um jenen ernsteren Stoff vorzubereiten.“ 35, 75. Die Faustübersetzung von Lemorquant wird „sehr heiter und glücklich“ genannt, an Cotta Str. Br. I, 126.

Nicht selten entspricht „heiter“ dem heutigen „freundlich“, wie in der häufigen Anwendung auf die Lage eines Ortes, z. B. „ein heiterer Flecken“ 18, 283, „ein heiteres Zimmer“ 26, 97, eine „heitere Wendeltreppe“ 21, 89. Der Vorgang ist natürlich der, dass die Wirkung auf die Person als Eigenschaft des Gegenstandes aufgefasst wird. Auffällig wirkt das Verb „erheitern“ in gleicher Verwendung: „Das heiter auch von aussen hergestellte Bibliothekgebäude rief den Wunsch hervor, gleicherweise die nächste .... Umgebung gereinigt und erheitert zu sehen,“ Ann. 973. Ähnlich Erheiterung: „Der Begräbnisplatz, zu dessen Verzierung und Erheiterung der Architekt manchen glücklichen Vorschlag that.“ 15, 136. Eigentümliche Verbindungen sind: eine „heftige Heiterkeit“ Ann. 460 (bei F. A. Wolfs Anwesenheit, etwa = lebhafte, aber freundschaftliche Dispute); „gründliche Heiterkeit“ Ann. 426 (bei Inspektion wissensch. Anstalten, = erfreuliche Resultate gründlicher Arbeit). — In solchen Fällen tritt die bei Goethe stark entwickelte Neigung zum

Oxymoron und zur Verschränkung der Begriffe hervor, die sich im poetischen Altersstil am meisten geltend macht. Aus diesem Gesichtspunkte erklären sich auch Wendungen wie: „Wir gelangten nach Hardenberg ... in ernstheiterer Umgebung von Fichtenwäldern und Feldbau ...“ Ann. 1117 IIh. „Es war ... bei dem Abscheiden Miedings, ... dass in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde“ (Korona Schröter) Ann. 303; „ich schrieb den „Sammler“, um manches Nachdenken und Bedenken in die heitere, freie Welt einzuführen.“ Ann. 188. Gräfin Agnes zu Stolberg „wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern aus frei-heiterem, persönlich-harmonischem Übergewicht.“ Ann. 1030h. Zur Erklärung dieser Stileigentümlichkeit Goethes vgl. Knauths vortreffliche Analyse (Von Goethes Sprache und Stil im Alter, S. 33ff.), sowie hinsichtlich der Oxymora den glücklichen Hinweis (S. 35, Anm. 3) auf eine Äusserung in den Wanderj. aus dem Munde Wilhelms: „Kurzgefasste Sprüche jeder Art weiss ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Übereinstimmung zu bringen.“ 18, 86.

Es ist für die Bedeutungsgeschichte des Wortes „heiter“ nicht ohne Interesse, dass es heute generell auch eine ironische Färbung angenommen hat; dieser Vorgang muss jedoch jüngeren Datums sein, denn Goethe hätte sonst schwerlich einen Satz, wie den folgenden, anstandslos diktiert und passieren lassen: „Erfreuliches begegnete dem fürstlichen Hause, dass dem Herzog Bernhard ein Sohn geboren war, ein Ereignis, das allgemeine Heiterkeit verbreitete.“ Ann. 981. Die Verschiebung der Vorstellungen durch den Bedeutungswandel wirkt hier ebenso schlagend wie humoristisch.

Ein anderes stehendes Beiwort ist „würdig“, das gern Personen beigefügt wird, die sich durch Alter, Ge-

setztheit oder Ansehen auszeichnen. Es giebt wohl kaum einen unter den näheren Bekannten Goethes, der nicht irgendwo mit dem Prädikat behaftet aufträte, Schiller nicht ausgeschlossen (der „würdige Freund“ 29, 701). Wie farblos das Wort unter Umständen ist, zeigt die Verwendung z. B. in den Noten zum Divan, wo hintereinander drei Gelehrte (Eichhorn, Diez, Hammer), eingeführt werden mit der Wendung: „dieser würdige Mann“ (4, 350; 351; 356). Dieser stereotype Gebrauch hindert natürlich nicht eine prägnante Verwendung, wie z. B. in der Charakteristik Lilis vor und nach der Verlobung: „War die Geliebte mir bisher schön, anmutig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend.“ DW. 23, 38. Eine stehende Verbindung ist: „der würdige Greis“; ein typisches Verhältnis wird ausgesprochen, wenn unter den Bildungsfaktoren, die „ein heiterer, billiger Deutscher“ zur Wahl hat, auch „eine würdige Philosophie“ genannt ist neben einem „artigen Roman“, einer „glücklichen Erzählung“, einem „reinen Aufsatz“ (etwa = objektiv, s. unten), Litterar. Sansculottismus, 29, 241. Der Aufsatz stammt aus dem Jahre 1795, und beweist, wie weit die Ansätze zur Typik des Altersstils zurückgehen.

Noch farbloser sind die stereotypen Beiworte: gut, wert, wacker, schätzbar, schätzenswert; häufig ist die Verbindung: „schätzbare Bemühungen“. „Wacker“ hat oft den Nebensinn des Gutgemeinten, aber formell Ungelenken, wie z. B. Spr. 726: „Das trocken-Naive, das steif-Wackere, das ängstlich-Rechtliche“ der älteren deutschen Kunst. Im allgemeinen liegt aber die individuelle Verwendung in der Manier Goethes, jeder Substanz möglichst ein Attribut beizugeben, jedem Objekte seinen Wertungsexponenten in fast pedantischer Weise an die Stirn zu setzen. Es trägt viel zu der scheinbaren Zopfigkeit des Stils bei, wenn jeder Person ein nichtssagendes „der

werte, gute, liebe, treffliche, wackere, geschätzte“ u. s. w. vorgesetzt wird. Man muss diesen formelhaften Zug Goethes, der mit dem Alter immer mehr zunahm, in Anrechnung bringen, um Anreden an intime Freunde, wie „mein Wertester, mein Bester,“ u. a., die uns heute geradezu kalt und ironisch klingen, nicht misszuverstehen. Es hat allerdings immer befremdlich gewirkt, dass auch Freunde wie Schiller, Zelter, Boisserée u. a. verhältnismässig selten mit einem vollen, herzlichen Freundestitel angeredet werden, und wenn man den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller z. B. vergleicht mit dem zwischen Wagner und Liszt, so meint man aus den Sälen stiller Antike in die des glühendsten Impressionismus zu treten. Wollte man nach äusseren Anzeichen urteilen, so stände unter den Freunden Goethes Graf Reinhard an erster Stelle, denn die Anreden: „mein lieber, verehrter Freund“, „teuerster Mann“ u. a. sind hier mehr als in irgend einem anderen Briefwechsel die Regel, den mit Zelter nicht ausgenommen.

Die Terminologie der negativen Gruppe lässt sich am leichtesten in folgender Gedankenreihe überblicken. Wenn der „komplette“ Mensch sich seine Tüchtigkeit erwirbt durch harmonische Entfaltung der in ihm liegenden Kräfte, und alles, was über seine Grenzen hinausgeht, abweist, so ist es für den „problematischen“ Menschen charakteristisch, dass er dieses „unerlässlich geforderte Ebenmass“ nicht besitzt, für die „Grenzen seiner Fähigkeiten“ kein Gefühl hat und dass sein Wollen und Können daher nicht „proportioniert“ sind. Statt die in ihm liegenden Kräfte zu kultivieren, wirft er sich auf Gebiete, die ihm nicht „gemäss“ sind; so entsteht das „falsche Streben“, die „falsche Tendenz“. Statt sich auf sein Können zu be-

gnügen, und die „Bedingungen“ seiner Existenz anzuerkennen, bethätigt er ein „Streben ins Unbedingte“, stellt „Forderungen“ an sich, „transcendiert“. Dieses „Fordern“ und „Transcendieren“ geschieht nicht wie die „gemässe“ Entwickelung in einer „reinen, stufenweisen Folge“, sondern „leidenschaftlich“ oder „frech“. Das Ergebnis des falschen, leidenschaftlichen Strebens ins Unbedingte ist, dass der Mensch auf keinem Gebiete etwas „Ganzes, Tüchtiges“ leistet, sondern als ein „Halber“ verkümmert, mit „Halbwahrheiten“ sich begnügt, dass er „beschränkt“ und „unzulänglich“ bleibt.

Wer sich in Goethes Ethik vertieft, wird diesem Gedankengang zwar nicht in logischer Verkettung, aber aphoristisch zerstreut in den verschiedensten Schriften und Epochen seines Lebens begegnen. Den Schlüssel zu dem ganzen Gebäude der Goetheschen Lebensweisheit bietet das Studium von Goethes eigener innerer Entwickelung, wie sie sich z. B. im Wilh. Meister symbolisch wiederspiegelt, und man wird hier viele Ausdrücke bereits angewendet finden. Damit ist der Zeitpunkt a quo gegeben, der sich in einzelnen Fällen bis zur italienischen Reise zurückverlegen lässt, während die Terminologie erst durch die theoretische Diskussion mit Schiller sich befestigte und seitdem bis zu Ende beibehalten wird. Die beste und bündigste Formulierung des ganzen Vorstellungskreises dürfte wiederum die oft citierte 18. Maxime bieten (19, 23), die durch die 17. und 127. ergänzt wird. Hier finden sich die Ausdrücke „inkomplett“ resp. „komplett“ und in Spr. 127 der Ausdruck „problematisch“, der seitdem durch Spielhagens Roman eine litterarische Berühmtheit erlangt hat. Die Entstehung des Ausdruckes kann erst in die letzte Epoche fallen, da man ihn sonst wohl mit Sicherheit im W. Meister antreffen würde, oder wenigstens im Briefwechsel mit Schiller. Denn wie hier theoretisch,

so wird dort in dichterischer Gestaltung das Thema des „problematischen Menschen“ abgehandelt. Aus der Thatsache, dass Goethe — W. Meister selbst das problemamatische Stadium durchlaufen, und dass Geist von Geist erkannt wird, erklärt sich Goethes Aussage in Spr. 224: „Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.“ Den treffendsten Kommentar zu dieser Konfession liefert seine eigene Beschreibung jener romantischen Episode aus der Harzreise 1777, des Besuches bei Professor Plessing, einem Werther-Kranken und einer problematischen Natur (vgl. Camp. i. Fr. 25, 139—152). Andere Typen dieser Gattung sind: Bürger (Spr. 75), Bettina (Gespr. 5, 141), Lenz („seltsam, indefinibel“ Anm. 6g; „whimsical“ 22, 47), Kleist (Ann. 633).

Der Ausdruck „unbedingtes Streben“ dürfte im Wilh. Meister zum erstenmal im Maximengewand erscheinen: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.“ 17, 518. Seitdem kehren die Verbindungen: „unbedingt wirken“, „unbedingtes Wollen“, „Streben ins Unbedingte“ regelmässig wieder. In der oben (S. 31) citierten Betrachtung über das Wesen der Erziehung, die eigentlich von dem Nutzen oder Schaden der Romanlektüre ausgeht, fährt Goethe fort: „Der Roman stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt: unbedingte Leidenschaft, für die dann bei unübersteiglichen Hindernissen nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tode.“ 29, 381. Auf das eigentliche Grundprinzip führt aber folgender Satz: „Es ist Eigenschaft der Imagination, wenn sie sich ins Ferne und ins Vergangene begiebt, dass sie das Unbedingte for-

dert, welches dann meist durch die Wirklichkeit unangenehm beschränkt wird.“ 28, 608 f. Man sieht, wie wunderbar die Gedankenfäden ineinander laufen, wenn man sich an die ewige Forderung Goethes erinnert, in der Gegenwart und Wirklichkeit zu leben, um „Bedingung früh zu erfahren“ wie es Spr. 654 heisst. Das Gesetz der Beschränkung erscheint hier abermals als notwendiger Ausfluss des organischen Grundprinzips, denn wo Leben, ist Gegenwart, Wirklichkeit, und wo Wirklichkeit, ist Beschränkung. Die Gegenüberstellung von Wirklichkeit und Phantasie als bedingte und unbedingte Sphären, kehrt übrigens in verschiedenen Einkleidungen wieder. Das wichtige Gespräch z. B., welches Goethe an seinem Geburtstage 1808 mit Riemer über das Antike und Modern-Romantische führte (Gespr. 2, 216 ff.), ruht auf dem Gegensatz des Bedingten und Unbedingten; vgl. die Stellen: „Das Antike ist noch bedingt, das Moderne willkürlich.“ „Die sogenannte romantische Poesie zieht besonders unsere jungen Leute an, weil sie der Willkür, der Sinnlichkeit, dem Hange nach Ungebundenheit, kurz der Neigung der Jugend schmeichelt.“ Dass die Jugend die typische Epoche des unbedingten Strebens ist, wird ebenfalls wiederholt ausgesprochen; so schreibt Goethe an Boisserée: „man wird gewohnt, mancherlei zu leiden, und ist nicht so ungeduldig wie in der Jugend, wo man sich einbildete, eine unbeschränkte und unbedingte Existenz erreichen zu können.“ II, 214. Die Jugendepoche der deutschen Litteratur 1772—73 wird daher charakterisiert: „Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.“ Ann. 5.

Ein besonders interessantes Licht fällt auf den vorliegenden Terminus in einer wertvollen Digression über das Wesen des Despotismus in dem Aufsatz „Pietro della Valle“ 4, 341. Hier wird Despotismus geradezu definiert

als „unbedingte Regierung", „Strudel unbedingten Wollens", im Gegensatz zu „gemässigten, bedingten Regierungen", und der Despot als „unbedingt Wollender". Man kann hier die Wirkung der individuellen Prägnanz beobachten, denn die bekannte Wendung „unumschränkte Herrschaft" geht ursprünglich von der gleichen sinnlichen Anschauung aus, aber sie ist jetzt ganz verblasst, während sie bei Goethe mit verjüngter Frische wirkt. Wichtig für das Verständnis von Goethes Ansichten über Regierungsform und Volksfreiheit ist Spruch 592: „Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahre 1830 vielleicht ungehöriger als je." 19, 125. Hier ist also unter dem „unbedingt Strebenden" nicht der einzelne Despot, sondern die grosse Menge gemeint, und diese Auffassung, dass die Despotie im Grunde in jeder Regierungsform irgendwo verborgen sei, kehrt wiederholt bei Goethe wieder. Am klarsten ist sie ausgesprochen und auf das beliebte Gesetz der Polarität zurückgeführt, in dem „Nachtrag" zu dem Aufsatz „Despotie", Noten z. Divan 4, 279; „überhaupt pflegt man bei Beurteilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, dass in allen, wie sie auch heissen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existieren. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig; ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachteil." Ganz entsprechend werden die beiden extremen Formen in kausalen Zusammenhang gebracht, Gespr. 2, 239: „Der reine, wahre Despotismus entwickelt sich aus dem Freiheitssinne; ja er ist selbst der Freiheitssinn mit dem Gelingen. Der Freiheitssinn strebt ins Unbedingte, er will herrschen, ohne dass er's immer im stande ist und werden kann. Nun kommt bei einem das Gelingen hinzu, und so ist der Despot fertig." (1809.) Solche Betrach-

tungen mussten Goethe allerdings nahe liegen zu einer Zeit, wo er in der Erscheinung Napoleons die Evolution des Despoten aus dem unbedingt strebenden Freiheitssinn in Praxis selbst erlebte.

Bemerkenswert ist, dass Goethe gelegentlich den philosophischen Terminus „absolut“ für sein „unbedingt“ substituiert, wie z. B. im Schema zur Forts. der „Nat. Tochter“ 10, 112. „Aufgelöste Bande der letzten Form. Die Masse wird absolut.“ Es ist hier das gleiche „unbedingte Streben“ wie in Spr. 592. In einem Briefe an Schultz bezeichnet er die Wirklichkeit, „die äussere sinnliche Anregung“ als notwendiges Lebenselement, „damit ich mich nicht ins Abstrakte, oder wohl gar Absolute verliere.“ Briefw. S. 282. Die Substitution erscheint als Wortspiel in dem Epigramm „Den Absolutisten“, das gegen Fichtes Lehre vom absoluten Ich gerichtet ist. 2, 270:

„Wir streben nach dem Absoluten
Als nach dem allerhöchsten Guten.“
Ich stell' es einem Jeden frei;
Doch merkt ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt, uns zu bedingen,
Die absolute Liebe sei.

Indem wir zu dem Hauptwerk über die Lehre von der Beschränkung, der „Odyssee der Bildung“, wie Hettner den Wilh. Meister nennt, zurückkehren, so begegnet hier 17, 515 zum erstenmal der Ausdruck „falsche Richtung“, der seitdem (1796) ein stehender Terminus wird. Er spielt besonders in den Jahren des Gedankenaustausches mit Schiller (1796—1800) eine wichtige Rolle, wo auch immer das Thema der künstlerischen Normen und Fehlgriffe, des Dilettantismus, der Erziehungsgrundsätze u. s. w. zur Sprache kommt. Was den Ursprung des Ausdruckes anlangt, so könnte man, ähnlich wie bei kom-

plett, an Entlehnung aus der botanischen Terminologie denken. Die falsche Bildungstendenz würde dem falschen Triebe im Wachstum des Baumes entsprechen, d. h. einem solchen, der dem Stamme Lebenskraft entzieht, ohne zur harmonischen Entwickelung und Fruchtbildung beizutragen. Wie es sich auch damit verhalten mag, so ist es höchst wahrscheinlich, dass die Übertragung auf das geistige Wachstum und insbesondere künstlerische Streben zuerst in den kunsttheoretischen Gesprächen erfolgte, die Goethe und Moritz in Rom miteinander pflogen. Die ganze Theorie des falschen Bildungstriebes findet sich zuerst in Moritz' Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen", 1788, unter Anwendung der betreffenden Terminologie dargestellt (vgl. Goethes Auszüge 24, 489 ff., besonders S. 494); wieviel daran Goethes Eigentum ist, lässt sich nicht feststellen, doch bezeugt Goethe wiederholt, dass die Schrift aus ihren Unterhaltungen hervorgegangen und somit ihr gemeinsames Eigentum sei (vgl. 24, 489; 34, 94; an Riemer 19. Aug. 1829, Br. S. 231). Da indess auch der 4. Teil von Moritz' Roman „Anton Reiser" das Thema des „falschen Kunsttriebes" behandelt, scheint es, dass der Terminus zuerst von ihm geprägt wurde. Die Entlehnung seitens Goethe wäre dann ein Analogon zu der Übernahme des Wortes „Mittelpunkt"; dass dieser Ausdruck von Moritz bereits angewandt wurde im ästhetisch-technischen Sinne, ehe Goethe ihn noch kannte, hat R. Meyer a. a. O.. S. 9 nachgewiesen. Allerdings füllt Goethe das Wort mit neuem Inhalt und „falsch" gewinnt ebenfalls unter seinen Händen eine höchst vielseitige Prägnanz.

Obwohl der Begriff Goethe seit 1788 bekannt war, beginnt die praktische Verwertung erst einige Jahre später, um zur Zeit des Verkehrs mit Schiller ein vielerörterter Gesichtspunkt zu werden. Die Idee des falschen Bil-

dungstriebes ist das Hauptthema der Lehrjahre, wie noch viele Jahre später betont wird, in dem Teil der Annalen, der 1825 entstanden ist: „Die Anfänge Wilh. Meisters ... entsprangen aus einem dunklen Vorgefühl der grossen Wahrheit, dass der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist...; er kann mit sich nicht ins Klare kommen und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne dass er weiss, wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat.“ Ann. 12. Dass Goethe selber das gleiche Stadium durchzumachen hatte, bekennt und beklagt er oft, am ernstesten in dem 1797 geschriebenen „Selbstporträt“ G.-J. 16, 20. Er geht hier aus von dem poetischen Bildungstrieb als „Mittelpunkt und Base seiner Existenz“. „Da dieser Trieb rastlos ist, so muss er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach aussen wenden...; daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum thätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat.“ Nur eine überstrenge Selbstkritik konnte in den beiden letzten Richtungen falsche Triebe sehen; dagegen hatte Goethe Veranlassung, seine Neigung zur bildenden Kunst unter diesem Gesichtspunkte zu verurteilen, was auch zu verschiedenen Zeiten geschehen ist. In der „Konfession des Verfassers“, in der Gesch. der Farbenlehre gesteht Goethe: „ich fühlte... (zu der bildenden Kunst), wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit grösseren Trieb, als zu demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiss ist es, dass die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit grösserer Leidenschaft entzünden als die wahrhaften, und dass er demjenigen weit eifriger nachstrebt, was ihm misslingen muss, als was ihm gelingen könnte.“ 36, 410. Das gleiche Bekenntnis

macht er gegenüber Eckermann 1825: „Meine praktische Tendenz zur bildenden Kunst war eigentlich eine falsche, denn ich hatte keine Naturanlage dazu, und konnte sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln.“ (20. April 1825; fehlt in Biedermanns Sammlung!) Im Briefwechsel mit Schiller begegnet der Ausdruck in jener Zeit mehrfach z. B. in dem Briefe vom 7. April 1798: „Es scheint, dass die meisten Naturen die kleine Person der idealischen Ingredienzien durch ein falsches Streben gar bald aufzehren und dann durch ihre eigene Schwere wieder zur Erde zurückkehren.“ An anderer Stelle (25. Juli 1798) ist von dem „falschen Streben“ die Rede, „die Angelegenheiten der bildenden Kunst poetisch zu behandeln.“ Eine Ergänzung des Bekenntnisses im „Selbstporträt“ bietet der Satz: „Wenn man nicht so viele falsche Tendenzen gehabt hätte, und noch hätte, mit halbem Bewusstsein...“ W. IV, 17, 194.

In der ersten Hälfte des Jahres 1799 wurde das Thema des Dilettantismus besonders eifrig zwischen den Freunden verhandelt und hierbei musste auch eine der Hauptursachen desselben, die falsche Tendenz, zur Sprache kommen. Es ist die theoretische Erörterung der gleichen Kernfragen, die in den Lehrjahren bereits in dichterischer Form zum Austrag gelangt waren. (Vgl. R. Meyers Aufsatz: „Wilh. Meisters Lehrjahre und der Kampf gegen den Dilettantismus,“ Euphorion II, 529 ff.) In dem Schema über den Dilettantismus, das als fragmentarisches Resultat dieser Erörterungen überliefert ist, wird an einer Stelle unterschieden zwischen geborenen Künstlern, die „durch Umstände gehindert wurden, sich auszubilden“ („Sie sind eine seltene Erscheinung“), und manchen Dilettanten, die sich einbilden, dergleichen zu sein. „Bei ihnen ist aber nur eine falsche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.“ 28, 166. — Um die gleiche Zeit beschäftigt Goethe die Sorge um die Erziehung seines Sohnes

August, worüber er sich an Knebel, 17. Sept. 1799, ganz im Sinne der Lehrjahre auslässt: „Meine einzige Sorge ist bloss, das zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt und alles was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Not nach so viel Seiten hin und ist schuld an so viel falschen Richtungen, die wir an Erwachsenen bemerken.“ I, 219. Die Folgen solcher falschen Unterweisung kennzeichnet Goethe sehr scharf in einem Briefe an Hegel vom 7. Okt. 1820: „Die guten Köpfe sind auch übel daran, denn indem sie falsche Methoden gewahren, in die man sie von Jugend auf verstrickte, ziehen sie sich auf sich selbst zurück, werden abstrus oder transcendieren.“ Str.Br. I, 241. Von anderen Belegen möge noch ein Ausspruch aus dem Jahre 1831 citiert werden, den Müller überliefert, bei Gelegenheit von Klingers Tod: „Es ist gut, dass Klinger nicht wieder nach Deutschland kam. Der Wunsch danach war eine falsche Tendenz.“ Gespr. 8, 73. Ferner im Briefwechsel mit Zelter II, 223; IV, 135 u. s. w.

Von ganz anderer Seite beleuchtet Goethe das gleiche Problem einmal in einem Briefe an Eichstädt: „Bei strenger Prüfung meines eigenen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, dass das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, so dass man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann, als neunundneunzig Gerechte.“ 15. Sept. 1804. W. IV, 17, 198. Es ist die Weisheit der Lehrjahre, die in diesen schönen Sätzen zusammengefasst wird, denn auch dort erhält das gesunde Wachstum durch das Abschneiden der falschen Tendenzen neue Triebkraft, und der überwundene Irrtum wird zum fördernden Erlebnis.

Eine spezifische Färbung hat „falsch“ bei Goethe erhalten mit Bezug auf jene „altertümelnde, christelnde“ Kunstströmung, die Goethe seit dem Erscheinen der„Phantasieen eines Klosterbruders“ 1797 mit wachsendem Misstrauen verfolgte, um endlich durch den Mund H. Meyers und dessen Aufsatz: „Neudeutsch-religiös-patriotische Kunst“ 1817 seinen ganzen Zorn auszuschütten. Aus mehreren Gründen sah Goethe in dieser Richtung etwas „falsches“: einesteils weil sie nach seiner Auffassung den Mangel an wirklichem künstlerischem Können zu verdecken suchte durch Vorschieben von bestimmten Endzwecken, wie denen der Religion und des Patriotismus, um durch diese Agentien an die „Menge“ zu appellieren. Aber bereits im „Schema des Dilettantismus“ wird eins der Kennzeichen des Dilettanten darin erblickt, dass er „die Kunst mit dem Stoff verwechselt“ 28, 169, und das Überwiegen des „stoffartigen“ Interesses war für Goethe immer gleichbedeutend mit einem Verfall der Kunst oder mit dem Unverständnis der „Menge“ (vgl. An Knebel II, 120; Boiss. II, 139, wo die „frömmelnde Unkunst“ eine „Seuche“ genannt wird; DW. 22, 132; 134, über die stoffartige Wirkung des Werther; das Wort „stoffartig“, das etwa dem heutigen „tendenziös“ entspricht, ist eine typische Bezeichnung bei Goethe, im Gegensatz zu dem „reinen Ausdruck“, z. B. Kn. 2, 120; Z. 2, 67 u. ö.). Andererseits war für Goethe an dieser Richtung der Mangel an Gegenwart, das sehnsüchtige Verlangen nach Vergangenheit oder Zukunft, ein Zeichen von Unproduktivität und innerer Schwäche; anstatt die „Bedingungen“ der Wirklichkeit anzuerkennen, ergab man sich dem Umherschweifen in den schrankenlosen Gefilden der Einbildungskraft, dem „Streben ins Unbedingte“. Er konnte daher kein gesundes, tüchtiges Wachstum, weder in dem „Nazarenertum“ noch in der Neuromantik sehen, sondern nur einen

„kränkelnden Kunsttrieb“ 29, 246. Von diesem Standpunkte aus begreifen sich eine Reihe Aussprüche mit Bezug auf das „klosterbruderisierende, sterubaldisierende Unwesen“ (28, 871), wie die kräftige Auslassung an Zelter über den „seichten Dilettantismus der Zeit, der in Altertümelei und Vaterländelei einen falschen Grund, in Frömmelei ein schwächendes Element sucht...“ III, 330. In den Annalen wird dieser Richtung öfters gedacht, als „seltsamer falscher Bestrebungen im lieben Vaterlande,“ Ann. 304, als eines „durchaus falschen Transcendierens.“ Ann. 1033. In einem Briefe an Tieck vom 21. Jan. 1824 heisst es über die „frömmelnde Fahne, welche die Schwachen ... sektenartig in Schutz nimmt“: „Schade ist es dabei ..., dass so manche löbliche Fähigkeit und Fertigkeit auf diesem falschen Wege wohl erst gewisse Vorteile, später aber grossen Nachteil empfindet...“ Goethe und die Romantik I, 304 (Schr. d. G.-Gesellschaft, Bd. 13).

Wenn das Streben ins Unbedingte auf der einen Seite zu falschen Tendenzen führt, so stellt es sich andererseits dar als ein forciertes Hinausstreben über die Fähigkeiten, die sich sonst mit natürlicher Gesetzmässigkeit entfalten würden, oder positiv gewendet als eine Mehrforderung an sich selbst. Es ist wichtig, den Terminus „Forderung“ als ein „Mehr- oder Zuvielfordern“ zu interpretieren, dessen Erfüllung zunächst nicht im Bereiche der natürlichen Kräfte liegt, oder im Falle des Forcierens das im Spr. 18 „unerlässlich geforderte Ebenmass“ zerstört. Diese prägnante Bedeutung ist zu scheiden von der generellen, die Goethe natürlich ebenfalls geläufig ist. In vielen Fällen ist die individuelle Schattierung nicht sehr intensiv, so dass auch die generelle Bedeutung zur Erklärung ausreicht; auch dann fällt das Wort auf, da heute

meist „Anforderung“ dafür gesetzt würde, wie in folgenden Belegen: „Wir sind überzeugt, ... dass die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrenen Prätensionen eines Thersiten, ...“ 29, 238. „Eine kältere Nachkommenschaft ... stellt Forderungen auf, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten Jene (die Meister und Lehrer) nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.“ 28, 226. „Gegen die grossen ... Forderungen der Chromatik fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit.“ Ann. 69. Gerade im letzten Beispiel tritt die Prägnanz von Forderung = Anforderung hervor; aber in allen solchen Fällen liegt kein „unbedingtes Fordern“ zu Grunde. Diese Wandlung wird angebahnt durch Verwendungen wie die folgende: „Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!“ It. R. 24, 254 (April 1787). Dass also der Begriff selbst schon früh in Goethe entwickelt war, wenn er auch erst später seinen typischen Ausdruck fand, geht aus diesem Belege hervor und begreift sich von selbst, da die Klage über die unbegrenzten Forderungen, die das Individuum an sich stellt, nur die negative Wendung des Sehnens nach harmonischer Entfaltung der Kräfte ist. Wie die Antike für Goethe das Ideal des gesunden Aufstrebens innerhalb der natürlichen Schranken ist, so leidet die Neuzeit unter dem schrankenlosen Transcendieren, unter unerschwinglichen Ansprüchen, die die Welt an den Einzelnen und der Einzelne an sich selbst stellt. So stehen Wollen und Können in einem unlösbaren Widerstreit, und das Unverhältnis der Kräfte äussert sich in den Erzeugnissen, denn, wie es Spr. 18 heisst: „wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart ... genug thun können?“

Auch diesen Fehler erkannte der grosse Weise deshalb, weil er selbst durch das Feuer hindurchgegangen

war: in der denkwürdigen litterarischen Epoche, die den vollendeten Typus „einer durchaus gesteigerten Gegenwart“ und ihrer Forderungen bildet, in der Goethe selbst mit einer Schar Gleichstrebender Forderungen an sich stellte. In der That scheint es nicht ausgeschlossen, dass Goethe während des erneuten Studiums der Sturm- und Drangperiode, bei Abfassung des betreffenden Teiles seiner Biographie, das Wesen jener Zeit sich durch einen bündigen, prägnanten Ausdruck zu veranschaulichen suchte; es liegt eine ausserordentliche Plastik und eine Art imperativischer Wucht in dem Wort „fordern“. Jedenfalls mag sich der Ausdruck damals (um 1813) befestigt haben, da er erst seitdem typisch wird. Zunächst erscheint er wiederholt in dem 3. Teil von DW., wo immer die Tendenzen der Sturm- und Drangzeit analysiert werden, wie z. B.: „die Erschütterung (die Werther hervorrief) war deswegen so gross, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften ... zum Ausbruch kam.“ 22, 134. „Die eigentliche geniale Epoche unserer Poesie brachte weniges hervor, was man in seiner Art korrekt nennen könnte; denn auch hier war die Zeit strömend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und sich selbst genugthuend.“ 23, 50. Am wichtigsten ist folgende Stelle, in der das Wort fordern zur Definition der Epoche verwandt wird: „Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen.“ 22, 197.

Wie das Wort in diesen Fällen eine historische Phase des „unbedingten Strebens“ bezeichnet, so wird es allgemein auf solche Verhältnisse angewendet, in denen das Gleichgewicht der Kräfte gestört scheint. Dahin gehört vor allem der Selbstmord, den Goethe einmal als das Resultat „übertriebener Forderungen an sich selbst“ bezeichnet. DW. 22, 128. Fast zu derselben Zeit, als Goethe diese Betrachtungen niederschrieb, ereignete sich der

Selbstmord von Zelters Sohn, und der herrliche Brief, in dem Goethe seinem Freunde Trost einzusprechen sucht, enthält auch eine Bemerkung, die sich ganz wie eine Variation der 18. Maxime liest: „Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genötigt...“ II, 45 (1812). Auf einer anderen Modifikation jenes Urkonfliktes ruht das Faust-Problem und daraus erklärt sich ohne weiteres ein Paralipomenon: „Faust verfällt in seine Forderungen an sich selbst.“ W. 15. 2, 206. Insofern als für die Jugend das Streben ins Unbedingte typisch ist (s. oben S. 55), werden die Studenten der Universität einmal bezeichnet als „leidenschaftlich fordernde Jünglinge“. Ann. 29. Bezeichnend ist auch die Anwendung dieses Terminus auf die Stimmung der Revolution, wie in Spr. 593: „Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung.“ In diesem Ausspruch ist einerseits die Antithese: „Bestreben—Forderung“ wichtig, da sie dem ersteren Worte die oben (S. 35) besprochene positive Geltung vindiciert, und andererseits erhält der Satz seine volle Bedeutung erst als Ergänzung des vorhergehenden Aphorismus 592, der bereits oben citiert wurde: „Es ist nichts trauriger anzusehen, als das unvermittelte Streben ins Unbedingte...“ Man ersieht daraus die Parallelisierung von „Forderung“ und „Streben ins Unbedingte“, während man für „Bestreben“ etwa „reines Bestreben“ zu setzen hätte, um unzweideutig zu lesen.

Eine andere Anwendung des Prinzips zeigt Spr. 145: „Wenn verständige, sinnige Personen im Alter die Wissenschaft gering schätzen, so kommt es nur daher, dass sie von ihr und von sich zu viel gefordert haben.“ Die leichtsinnige Überschätzung der eigenen Kräfte ruft infolge des Misslingens eine skeptische Unterschätzung des Ob-

jekts hervor; im ersteren Falle war das Ziel zu hoch gesteckt, im anderen zu niedrig, während das „Erreichbare“ beidemal verfehlt wurde. Der gleiche Gedanke erscheint in etwas verschiedener Wendung, als Warnung vor den Extremen der Selbstzufriedenheit und Selbstkritik, in einem Gespräch mit dem Musiker Lobe: „Wer mit seinen Produktionen stets zufrieden ist, wird nicht weit kommen. Allein man kann auch zu weit gehen und durch höhere Forderungen an sich, als man im Augenblick praktisch zu erfüllen die Kraft hat, den schaffenden Geist ängstlich machen und paralysieren.“ Gespr. 4, 29.

Der Ausdruck „transcendieren“ ist ohne Zweifel auf den bekannten philosophischen Terminus zurückzuführen, den Goethe gelegentlich für sein „unbedingtes Streben“ substituiert, ähnlich wie er sich „absolut“ in seinem eigenen Sinne auslegte (s. oben S. 57). In dieser Weise ist die Wendung „falsches Transcendieren“ Ann. 1033 aufzufassen, ebenso wie eine Äusserung in Spr. 270: „Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, dass die Deutschen sämtlich transcendieren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.“ Schon Loeper hat in einer Note dazu bemerkt, dass sich der Satz nicht auf philosophische, sondern dichterische und künstlerische Bestrebungen bezieht, und die obige Stelle aus den Annalen zur Erläuterung herangezogen. Das Wort „transcendieren“ ist geradezu typisch zur Charakteristik der jung-romantischen Bewegung, wie eine Reihe weiterer Belege zeigen: „Alles ist jetzt ultra, alles transcendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Thun.“ An Zelter IV, 43. „Die guten Köpfe sind auch übel daran, denn indem sie falsche Methoden gewahren, ... ziehen sie sich auf sich selbst zurück, werden abstrus oder transcendieren.“ An

Hegel, Str. Br. I, 241. (Vgl. oben S. 61, zur Sache.) „Geistreiche Autoren würden durch diese geringe Beengung (bühnenmässige Abfassung eines Theaterstückes) sich leise gewarnt fühlen; sie würden nicht, wie jetzo meist geschieht, ehe man's sich versieht, nach allen Seiten hin transcendieren." An Arnim, Goethe und die Romantik II, 150. Sehr fein wird unterschieden zwischen „transcendent" und „transcendentell", einer Neubildung, in einer Äusserung gegenüber Riemer: „Unsere Kunstrichter werden transcendent, da sie bloss das Transcendentelle wollen sollten; sie sprechen immer das aus, was sie verschweigen sollten ... Mir kommen sie vor wie die katholischen Priester, die überall das Messopfer bringen. Diese Art Ästhetik ist nicht produktiv; denn man kann nicht mehr darüber hinaus." Gespr. 2, 346. Der Sinn dieser Worte kann nur sein, dass die Ästhetik zwar über dem Erreichten ein implicite zu postulierendes Ideal nicht ausser Augen lassen darf, dass es aber verkehrt wäre, dieses Ideal fortwährend geräuschvoll zu verkündigen, und an jedem Kunstwerk über seine natürliche Begrenzung hinaus zu zerren und zu strecken, anstatt den individuellen Massstab anzuwenden. Goethe vertritt hier mit anderen Worten den historischen Gesichtspunkt gegenüber dem beschränkt-dogmatischen, obwohl er selbst allerdings in Praxis häufig genug nach dem einseitig-klassicistischen Dogma geurteilt hat.

Ganz vereinzelt hat „steigern" die Bedeutung von „transcendieren", während es für gewöhnlich ins Positive gewendet ist (vgl. oben S. 38). Ein Beleg der negativen Schattierung ist Spr.. 512: „Der Deutsche läuft keine grössere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln..." Allerdings liegt auch hier das „transcendieren" weniger in dem Prozess der

Steigerung selbst, als in der falschen Art der Steigerung durch Nachahmung fremder Muster gegenüber der „gemässen“ Entwickelung auf organischem Wege. Deutlicher ist die negative Färbung in der oben S. 55 erwähnten längeren Betrachtung über das Antike und Moderne Gespr. 2, 216: „Das Romantische ist kein natürliches, ursprüngliches, sondern ein gemachtes, ein gesuchtes, gesteigertes, übertriebenes...“ Diese Äusserung schliesst sich den oben (unter „falsch“ und „transcendieren“) citierten, an und richtet sich gegen den „kränkelnden Kunsttrieb“ der Neuromantik. Ein Angehöriger der letzteren, Adam Müller, wird daher einmal „ein recht hübsches, aber falsch gesteigertes Talent“ genannt. An Zelter VI, 319. Auch das „steigern“ in der Wendung aus Spr. 18: „Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart“ hat einen pathologischen Nebensinn, denn unter der letzteren ist im Grunde jene Tagesströmung gemeint. Umgekehrt wird „transcendieren“ gelegentlich rein objektiv verwendet, ohne tadelnde Bedeutung, wie in Spr. 295: „Alle Mystik ist ein Transcendieren und ein Ablösen von irgend einem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt...“

Das Wort „leidenschaftlich“ wird von Goethe in sehr eigenartiger und mannigfaltiger Weise gehandhabt. Im allgemeinen erklärt sich die Beliebtheit des Wortes wohl daraus, dass es sich bequem zur Charakteristik solcher Zustände darbietet, die sich unter dem Gesichtspunkte der Steigerung oder Intensität begreifen lassen. Man hat sich daran zu erinnern, eine wie bedeutende Rolle die Formel der Steigerung in der Denkweise Goethes spielt (s. oben S. 38) und es ist natürlich, dass die Tendenz, in allen Erscheinungen die aufsteigende oder abnehmende innere Triebkraft zu beobachten, darnach strebt, sich den leicht

anschmiegenden sprachlichen Ausdruck zu suchen. Man könnte soweit gehen und den ganzen Stil Goethes als ein beständiges Auf- und Abwogen, ein Heben und Senken, Begrenzen und Erweitern auffassen, als einen Organismus, dessen Oberfläche in stetig atmender Bewegung scheint, weil eine innewohnende lebendige Kraft in immerwährendem Gestaltungsdrange sich die Ebenbilder ihrer Ideen formt und mit starker Hand nach aussen treibt. Ein Geist, der dynamisch schafft und zerstört, bedarf auch dynamischer Werte, um das Anschwellen und Abnehmen der Materie zu kräftiger Anschauung zu bringen; eine solche Funktion übernimmt das Wort „leidenschaftlich", das in dieser Hinsicht als ein weiterer Ausdruck des Steigerungsprinzips gelten kann. Es mag als übertriebene Feinheit ausgelegt werden, aber ein empfängliches Ohr wird leicht herausfühlen, inwiefern die steigernde Funktion des Wortes sich in ihrer Wirkung der eines leichteren oder stärkeren Anschwellens vergleichen lässt. Man füge in Sätzen wie: „Die Sorge für ihre Tochter gab genugsame Beschäftigung" (18, 207); „Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde" (Ann. 542); „nichts konnte mich aus meiner Einsamkeit hervorrufen" (20, 199), — zu den Substantiven: Sorge, Wohlwollen, Einsamkeit, das Attribut „leidenschaftlich", um den veränderten Charakter der Sätze und die Beseelung der Abstracta zu empfinden.

Die Verwendungsweise des Wortes bei Goethe erklärt sich zum Teil aus der interessanten Bedeutungsentwickelung (vgl. den betreff. Artikel im DWb.). Im heutigen Gebrauch bezeichnet es hauptsächlich ein Begehren (vgl. schon Kants Definition in der Anthropologie, Werke ed. Hartenstein 7, 571 ff.), das sich je nach dem Grade bis zu einem pathologischen Zustande steigern kann. Im vorigen Jahrhundert trat neben dieser Bedeutung noch die frühere hervor, wonach das Wort lediglich eine dauernde oder

vorübergehende Erhöhung des Gefühlslebens (ohne Begehren) ausdrückte. Der Bedeutungsreichtum von „Leidenschaft“ bei Goethe lässt sich am besten nach diesen beiden Bedeutungsphasen gliedern, und das individuelle Moment liegt in der jeweiligen Vertiefung des Inhalts. Zur blossen Steigerung ohne den Nebensinn des Begehrens ist das Wort in folgenden eigentümlichen Fällen verwendet:

„leidenschaftliche Lebensweise“ (von Byron), 29, 763.
„leidenschaftliche Rede“ (= gehobene Rede), 29, 251.
„leidenschaftliche Sorge“, 18, 207.
„leidenschaftliche Einsamkeit“ (= hartnäckiges Abschliessen), 20, 199.

(Die Naturbestimmung des Pferdes weiss der Mensch) „zu nützlichen und leidenschaftlichen Zwecken gar wohl zu gebrauchen“ 34, 166 (etwa = zu Zwecken des Sports). „Wie lebhaft ist die Dankbarkeit derjenigen, denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinaushelfen!“ Wahlv. 15, 117 (Ein Beispiel der Kompression des Altersstils; der logische Ausdruck wäre: „Verlegenheiten, die die Leidenschaft hervorruft“).

In manchen Fällen entfernt sich die Bedeutung so weit von der einer Gefühlserhöhung, dass das Wort geradezu als Übersetzung von „intensiv“, „energisch“ erscheint, und eher eine Willensbethätigung als einen passiven Zustand ausdrückt. Beispiele:

„Ein leidenschaftliches Wohlwollen“ (von Gleim) Ann. 542.
„leidenschaftlich sein wollend“ 22, 155.
„Jeder wirkt leidenschaftlich, was er vermag“ 33, 79.
„unausgesetzte, leidenschaftl. durchgeführte Übung“ 29, 692.
„leidenschaftliche Verwegenheit“ (= kühn) 20, 92.

(Das Geschriebene) „sagt von dem Buche ... eigentlich

gar nichts, sondern es drückt nur den damaligen Zustand des Gemüts leidenschaftlich aus.“ An Niebuhr, 4. April 1827 (vgl. 29, 145). „Moritz ... bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen“ (gegen Schiller, Heinse etc. 1788) 33, 92.

Der bisher behandelten Verwendung entspricht in der Aphorismenreihe über den Begriff der Leidenschaft (Spr. 422—425) die Definition in Spr. 422: „Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.“ Zu der moderneren Bedeutung, die den Nebensinn des Begehrens einschliesst, leitet Spr. 424 hinüber: „Grosse Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung.“ Wie Goethe, der grosse Herzenskündiger, zeitlebens die Rätsel der „Leidenschaft“, „unserer Krankheit schwer Geheimnis“ (2, 330) zu lösen und zu heilen trachtete, so bedurfte er immer wieder dieses Wortes, wo er eine krankhafte Steigerung des Gefühlslebens beobachtete, und die Häufigkeit des Ausdruckes fällt jedem aufmerksamen Leser auf (vgl. auch unten S. 117, unter „Neigung“). Er sah in der „Leidenschaft“ durchaus einen pathologischen Zustand, sowohl wenn sie als „Herzensirrung“ auftrat, wie als Verstandesirrung, hervorgerufen durch das Hineintragen von Gefühlswertungen in logische Verhältnisse. „Leidenschaft und Parteigeist“ (Spr. 784), der „leidenschaftlich-rhetorisch“ das Falsche ergreift (Spr. 894), gehen immer zusammen; als „das unterste Seelenvermögen“ wird sie anderswo definiert, „die an sich auch nicht irrt, aber (im Falle des Irrtums) die Vernunft übereilt.“ „Die Vernunft kann nicht irren, denn sie ist ja die oberste Einsicht“. (Riemer, Briefe S. 305.) Der Einfluss Spinozas lässt sich in diesen Sätzen deutlich erkennen.

Ein besonderes Interesse gewinnt das Wort, wenn es als Glied der Gedankenkette erscheint, die von dem Begriff des „unbedingten Strebens“ beherrscht wird. Denn

das „Transcendieren“ hat die Begleiterscheinung eines aufgeregten, trüben, unklaren Zustandes, veranlasst durch das Begehren ohne Befriedigung, und die Wertherstimmung wird daher wiederholt als „unbefriedigte Leidenschaften“ definiert (22, 127; 134). Mit der Auffassung der Leidenschaft als Trübung der Vernunft stimmt das Zusammenfügen von Leidenschaft und „beschränkt“ (letzteres im negativen Sinne) überein. „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft“, „rein und still wie die Luft“, fühlt sich Goethe, als er bei seinem ersten Besuch in der Heimat (1779) alle die alten Verhältnisse von Liebe und Freundschaft treu erhalten findet (An Frau v. Stein I, 187). Als Goethe 1810 zum erstenmal, halb gezwungen, von den altdeutschen Bestrebungen der Gebr. Boisserée Notiz nahm, war das Eis noch nicht geschmolzen, das Sulpiz ein Jahr später so tapfer aufzuthauen wusste. Goethe erkennt die Zeichnungen des Kölner Doms an, aber wenn er seinem Lobe hinzufügt: „Freilich gehört eine solche leidenschaftliche Beschränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen...“ (An Reinhard S. 81), — so beweist das bisher Gesagte, wie zweideutig das Lob durch diesen Ausdruck wird.

Eine merkwürdige Stelle aus den Wanderjahren möge hier noch angeschlossen werden: „Da wir uns nun alles dieses vergegenwärtigt, ... so wird kein beschränkter Trübsinn, keine leidenschaftliche Dunkelheit über uns walten.“ 18, 356. Die Erklärung ist dieselbe wie in der Verbindung „leidenschaftliche Verlegenheiten“ 15, 117 (s. oben S. 71), und die Auflösung wäre in diesem Falle: „dunkles, leidenschaftliches Streben“ oder „Dunkelheit, durch beschränkte Leidenschaft veranlasst.“ Die sachliche Erläuterung bietet die anderswo begegnende Gegenüberstellung von „heiterer Vernunftfreiheit“ und „trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit“ 29, 290, wobei die letz-

tere Verbindung wieder als Verschränkung aufzufassen ist aus Leidenschaft und Notwendigkeit. Die Antithese: Freiheit — Vernunft — Selbstbeschränkung: Notwendigkeit — Dämonisch — Unbedingt, zieht sich polarisch durch die gesamte Denkweise Goethes hindurch und lässt sich auf den Gegensatz zwischen der sittlichen und natürlichen Weltordnung reduzieren, einen Gegensatz, der jedoch nach Goethe nicht diametral, sondern derartig zu denken ist, dass beide Mächte sich wie Zettel und Einschlag verhalten und in rastloser Thätigkeit das Gewebe der ewigen Weltwerdung wirken. Leidenschaft aber entsteht, wenn diese Mächte in ihrem Gleichgewichte gestört werden, wenn der „unbedingte" Dämon mit den „Bedingungen" der sittlichen Welt zusammenstösst; ähnlich hat Goethe in dem Kommentar zu den „Orphischen Urworten" das verwirrende Eingreifen des Eros in das Treiben von Dämon und Tyche dargestellt; auch das Gedicht „Kupido, loser, eigensinniger Knabe!..." beruht auf dem gleichen Grundgedanken der Verwirrung durch „thätige Geister", It. R. 24, 465. (Zur Sache vgl. Danzel, Goethes Spinozismus S. 90; DW. 23, 101 ff.; Orphisch 2, 242 ff.; Steiner, Goethes Weltanschauung S. 68 ff.)

Die eigentümliche Weise, in der Goethe das Wort „frech" verwendet, scheint ganz individuell zu sein; man könnte sie etwa dahin charakterisieren, dass das Wort, abgesehen von der gröberen, scheltenden Bedeutung, die es generell besitzt (ungebührliches Betragen, zügellose Rede), bei Goethe noch eine feinere Schattierung entwickelt hat. Auch diese ist meist tadelnd, aber im höheren Sinne, und die Anwendung erstreckt sich auch auf geistige Strömungen, Bücher etc. Am besten lässt sich „frech" definieren als gesteigertes „leidenschaftlich", und viele Belege be-

weisen, dass es ein Glied der ganzen Reihe des „unbedingten Strebens“ bildet, besonders mit Rücksicht auf die litterarische Strömung der Sturm- und Drangzeit. Sie wird 29, 261 kurz als „frech“ bezeichnet; von einigen Erzeugnissen derselben (Hanswursts Hochzeit etc.) heisst es: „Mehreres dieser frechen Art ist verloren gegangen.“ Ann. 4. Mit Freuden begrüsst Goethe eine Handschrift des Satyros, die ihm Jacobi 1807 übersandte, mit den Worten: „Dieses Dokument der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre hielt ich für ganz verloren.“ W. IV, 20, 6. Andere Werke der Litteratur und Kunst, die dieses Prädikat erhalten, sind: Diderots „Rameaus Neffe“: „Frecher und gehaltener, geistreicher und verwegener, unsittlichsittlicher war mir kaum etwas vorgekommen“ Ann. 436; „das seltsame, freche Büchlein“ Ann. 448. Byrons Don Juan: „wir geniessen dankbar, was er uns mit übermässiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt.“ 29, 756. „Frecher Mutwille“ Ebenda. Über Schimpf- und Schmähreden in Strassburger litterarischen Erzeugnissen, wie Brand, Kaisersberg u. a.: „eine freie, freche, unbändige Originalität“ 29, 479. Calderon: „ein grosser Dichter; nur eine gewisse freche Rhetorik müsse man ihm zugestehen“ Gespr. 3, 172. Ein Gedicht aus „des Knaben Wunderhorn“ wird charakterisiert: „Frank und frech“ 29, 395. Ein Beweis der Zugehörigkeit von „frech“ zu der Gruppe des Unbedingten ist auch die Erscheinung, dass es wiederholt mit „frei“ alliteriert, in offenbar steigender Bedeutung. Am deutlichsten wird dies in einer Charakteristik der Phigalischen Basreliefs: „Man findet überschwängliche Kunst und Talent, höchste Weisheit und Thatkraft, unbedingt frei, einigermassen frech.“ An Meyer, Riemer, Br. S. 125. Dass unter dem „frech“ hier ein kühnes Hinwegsetzen des Künstlers über die gewöhnlichen Kunstgesetze gemeint ist, geht aus einer Stelle der

neu aufgefundenen Aufzeichnungen Goethes über das Phigalische Relief hervor (abgedruckt G.-J. 19, 5 ff.). Von Seiten einiger Kunstkenner waren scheinbare Missverhältnisse und Fehler an dem Relief getadelt worden, worauf Goethe in überlegener Weise diese Fehler als Vorzüge auslegte, in Befolgung der Maxime: „Eben daran erkennt man den Meister, dass er zu höheren Zwecken mit Vorsatz einen Fehler begeht.“ G.-J. 19, 6 (vgl. Harnacks Erläuterungen S. 12 f.). Er beruft sich ferner auf einen analogen Fall in Leonardos Abendmahl: „Leon. da Vinci, der für sich selbst eine ganze Kunstwelt war, ... erfrecht sich eben der Kühnheit wie die Künstler von Phigalia.“ (Ebenda S. 6.)

Andere Belege der Steigerung „frei-frech“ sind: „Eine freie Seele, wie die seine (Lorenz Sterne) kommt in Gefahr, frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.“ Spr. 522. „Wir geniessen dankbar, was er (Byron) uns mit übermässiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt.“ 29, 757. „Eine freie, freche, unbändige Originalität“ (Strassburger Satiriker) 29, 479. Auf dem Begriff des Unbedingten ruhen auch Anwendungen wie die folgenden: „Reine, mittlere Wirkung ... ist sehr selten; gewöhnlich sehen wir Pedanterie, welche zu retardieren, Frechheit, die zu übereilen strebt.“ Spr. 201. In dem Ausdruck „Wildnis freches Städtelebens“ Nat. Tochter, 10, 97, ist „frech“ = zügellos; vgl. in den folgenden Versen: „Wust verfeinerter Verbrechen“, „Pfuhl der Selbstigkeit“. Bemerkenswert ist auch die Anwendung von „frech“ in dem Satze: „Uneigennützig zu sein ... war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so dass jenes freche spätere Wort: ‚Wenn ich dich liebe, was gehts dich an?‘ (17, 228) mir recht aus dem Herzen gesprochen ist.“ DW. 22, 168. Die Bedeutung von „frech“ schillert hier in so vielen Farben,

dass sie kaum festzuhalten ist, wie auch der Satz selbst paradox scheint. Es ist eine Uneigennützigkeit und Liebe, die sich um Dank oder Undank, oder um die Erwiederung der Gefühle so wenig kümmert, dass sie fast in Eigennützigkeit umschlägt, denn sie wird befriedigt aus einem unbeschränkten Drange, der unter Umständen dem anderen zum Trotz handelt. Man könnte diesen Hyperaltruismus als selbstische Selbstlosigkeit bezeichnen; er entspringt bei Goethe aus derselben Wurzel wie die Anschauung vom „reinen Egoismus“ (s. unten S. 87).[1]) „Frech“ ist eine solche Maxime mit Bezug auf den selbstischen Ursprung und die unbegrenzte Ausübung, ohne Rechnung oder Rücksicht auf Gegenseitigkeit. Übrigens mag die durch „später“ angedeutete Thatsache, dass Philine dieses Wort Wilhelm gegenüber braucht, die Bezeichnung „frech“ als Anticipation rechtfertigen, denn aus ihrem Munde musste eine solche Äusserung doppelt paradox klingen.

Interessant ist die Erscheinung, dass die Bedeutungsverschiebung des Wortes „frech“ bei Goethe gleichsam ein Wiederaufleben der mittelhochdeutschen Bedeutung „mutig, kühn“ ist; auch im angelsächsischen heisst „frëca“ Held. Den Begriff des Kühnen, Trotzigen lässt das „frech“ bei Goethe in vielen der zitierten Belege durchschimmern, wie in „frank und frech“; „freie, freche Originalität“; noch deutlicher tritt er hervor in der Überschrift „Frech und froh“ zu dem Gedichte, das mit den Worten beginnt: „Liebesqual verschmäht mein Herz“, 2, 256. Wie viel in diesen Verbindungen die Allitteration bei

[1]) Wie nahe sich Goethe auch hier mit der Spinozistischen Anschauung von der geistigen, rein uneigennützigen Liebe zu Gott berührt, zeigt die auffällige Übereinstimmung der obigen Stelle mit einem Satz aus Spinozas Ethik: „Wer Gott liebt, kann nicht wollen, dass Gott ihn wieder liebe.“ Ethik V. L. 19.

der Wahl des Wortes mitgewirkt hat, bleibe dahingestellt; man könnte andererseits an die ähnliche Bedeutungsentwickelung von „Übermut“ bei Goethe erinnern, das auch gelegentlich von Tadel frei und wörtlich als „Über-Mut“, „Überschwang“, „gesteigerte Lebensempfindung“ zu nehmen ist. („Dichten ist ein Übermut“ 4, 21; „Herrscht doch über Gut und Blut — dieser Schönheit Übermut“ F. II, 9348. „Nicht versagt sich die Majestät — Heimlicher Freuden — ... Übermütiges Offenbarsein.“ F. II, 9410. Vgl. E. Schmidt, Anz. f. d. Altert. 20, 305). Endlich sei auf die eulogistische Auslegung der Begriffe „eitel“ und „Eitelkeit“ bei Goethe verwiesen (vgl. 18, 183; DW. 22, 195; 23, 13; Gespr. 2, 325; 3, 24), und auf die zahlreichen Stellen, an denen er einem „glücklichen Selbstgefühl“, frischem, ungezierten Auftreten, sein Lob zollt gegenüber bescheidener Duckmäuserei. „Brave freuen sich der That“ 1, 90.

Ein typischer Ausdruck für das negative Extrem dieser Gruppe fehlt, — eine Erscheinung, die wohl mit der euphemistischen Tendenz im Zusammenhang steht. Statt dessen sind einige Näherungswerte zu verzeichnen, die gleichsam den negativen Pol vorsichtig umkreisen: beschränkt, halb und unzulänglich. Über den ersten Ausdruck ist oben bei der Bedeutungsentwickelung von „Beschränkung“ das Nötige gesagt. Der Kernpunkt liegt in der Unterscheidung zwischen „beschränkt mit Einsicht“ Spr. 1020, = sich beschränkend, und „beschränkt aus Halbheit“, Divan 4, 82. Im ersteren Falle sind es die „Grenzen der Menschheit“, an denen sich jeder zu resignieren hat (1, 164), im letzteren ist es die „hypothetische Beschränktheit des bornierten Individuums.“ Spr. 918. Erwähnung verdient, dass Goethe wiederholt die nahe Ver-

wandtschaft zwischen „Beschränktheit“ und „Dünkel“ konstatiert; als Typus der „dünkelhaften Beschränkung“ gilt ihm Nicolai, der Parodist des Werther und Diktator des Berliner „Geschmäcklerpfaffenwesen“ (DW. 22, 134 f.).

Über „unzulänglich“ ist besser in der intellektuellen Kategorie zu handeln, da es dort eine wichtigere Rolle spielt. Dagegen ist „halb“ von besonderer Bedeutung für diese Gruppe, da es in ausgesprochenen Gegensatz zu dem „Ganzen, Tüchtigen“ tritt. Die Anschaulichkeit des Ausdrucks dürfte auch ein Grund der Beliebtheit sein, und ferner die bequeme Verwendbarkeit als Kompositionsglied. Schon oben waren die Verse der „Generalbeichte“ 1, 81 citiert, in denen das „Halbe“ dem „Ganzen, Guten, Schönen“ gegenübergestellt wird. „Eine Kriegserklärung gegen alle Halbheit und Mittelmässigkeit“ nennt Loeper das Divangedicht 4, 82, in dem Goethe, da die Übermacht nicht aus der Welt zu bannen sei, es vorzieht, von den „Gescheiten“, den „Tyrannen“ sich unterjochen zu lassen, statt von den „Halben“ und „Beschränkten“. (Das Gedicht beruht übrigens auf dem gleichen Grundgedanken, der in den „Noten zum Divan“ in dem Satze, dass „Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existiere,“ 4, 279, niedergelegt und ausgeführt ist; vgl. oben S. 56). Wie das Unzulängliche die Folge des Dünkels (Spr. 778), so ist die „halbe Selbstkenntnis“ (DW. 22, 143) die Ursache desselben, und „Halbwahrheiten“ sind die Quelle der „Irrsale“. (22, 158.) „Halbverhältnisse“ sind die Ursache des Lebensverdrusses, wie er mit Bezug auf sein Verhältnis zur Familie La Roche in Frankfurt 1773—74, später erkennt DW. 22, 131, und im höchsten Alter schreibt er an Boisserée: „In den hohen Jahren werden mir alle halben Verhältnisse ganz unmöglich durchzuführen...“ II, 547. Unter dem „Halben“ ist hier ebensowohl die Zersplitterung in der wissenschaftlichen Thätigkeit gemeint, wie

das Polemische gegenüber dem Positiven (vgl. an Reinhard S. 271). Das Prinzip der Beschränkung auf das Eine, Ganze wird eingefügt in einer Maxime aus den Wanderjahren 18, 157: „Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muss das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben, giebt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen.“ Die gleiche Maxime spricht Goethe in anderer Form schon in einem Briefe aus Rom, Ende Juni 1787, aus, mit Bezug auf seine eigene Schulung: „Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück...“ 24, 351. Ein anderer bekannter Kreis von Vorstellungen eröffnet sich mit der Anwendung des „Halben“ auf die frömmelnde Bewegung der Neuromantiker. Goethe war von Reinhard auf ein Erzeugnis dieser Richtung aufmerksam gemacht worden, worüber er sich zu Boisserée äussert: „Nun ja! Das sieht Reinhard ähnlich, der sich immer gerne noch vom Reimarus'schen Theetische her so mit halbem Zeuge und mit halben Menschen befasst, wähnend, dadurch dem Wahren und Rechten, dem Ganzen und Ächten im Guten wie im Schlimmen auf die Spur zu kommen.“ Gespr. 5, 285. Von einem Angehörigen dieser Richtung, von Öhlenschläger, sagt Goethe: „Er ist einer von den Halben, die sich für Ganz halten und für etwas darüber.“ An Zelter V, 127. Ein „Halbmensch“ wird der Orléans Ludwig Philipp genannt: „er weiss durchaus nicht, was er will, ist rein gar nichts.“ Gespr. 7, 181.

Von den zahlreichen Zusammensetzungen mit Halbseien erwähnt: „Halbwahrheiten“ Spr. 73; DW. 22, 158. „Halbkünste“ 24, 133. „Halb- und Schiefköpfe“ 24, 449. „Halbkultur“ der Massen Gespr. 5, 5. Die Maxime, dass der ganze Irrtum der halben Wahrheit vorzuziehen sei, ist Gegenstand von Spr. 395: „Thoren und gescheite Leute

sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.“ Der gleiche Gedanke liegt der ZX. 2, 362 zu Grunde. Auf die verwunderte Frage der „Beschränkung“:

„Irr-Tümer sollen uns plagen?
Ist nicht an unser Heil gedacht?“

antwortet Goethe:

„Halb-Tümer solltet Ihr sagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.“

---

2. Sittliche Gruppe.

Im Mittelpunkt der Vorstellungen, die sich unter dem Gesichtspunkte eines sittlichen Zustandes, ohne Hervortreten des Begriffes der Thätigkeit, zusammenfassen lassen, steht allbeherrschend das Wort „rein“, das hier die gleiche Funktion erfüllt wie „tüchtig“ als Centralbegriff der aktiv sittlichen Sphäre. Es würde sich bei einer genauen Statistik vielleicht herausstellen, dass kein anderes Adjektiv eine solche Mannigfaltigkeit der Bedeutungsnuancen entfaltet. Diese Fähigkeit erlangt das Wort dadurch, dass die generelle Bedeutung: „frei von fremdartigen Stoffen“ vertieft, und dass statt der blossen Wirkung an der Oberfläche die ethische Wurzel, das ursächliche Verhältnis zum Bewusstsein gebracht wird. „Rein“ ist alles, was als Selbstzweck, aus innerem Triebe, ohne Nebenabsichten besteht, geschieht oder handelt. Dadurch, dass sich diese Wurzel in Goethes Gebrauchsweise fortwährend als lebendig und triebkräftig der sinnlichen Anschauung aufdrängt, wird das Wort vor Erstarrung in irgend einem Bedeutungsstadium bewahrt und schmiegt sich ohne Zwang den mannigfachsten Verwendungen an,

wo immer das Prinzip des Selbstzweckes zum Ausdruck gelangen soll.

Es verdient Beachtung, dass das Wort „rein" bei Goethe den gleichen Vorstellungsinhalt umfasst, wie Kants zweite Formulierung des Moralprinzips in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten: „Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloss als Mittel brauchst." Werke ed. Hartenstein 4, 277. Es erforderte ein zu weites Eingehen auf Goethes philosophisches Denken und im besonderen sein Verhältnis zu Kant, um die Bedeutung dieser Entsprechung ins Licht zu setzen; unter Verweis auf die neueren Arbeiten Vorländers über „Goethe und Kant" (im 1. und 2. Band der „Kantstudien", sowie G.-J. 19, 167 ff.) möge hier hinsichtlich dieser Parallele nur auf eine Stelle im Briefwechsel mit Zelter aufmerksam gemacht werden. Goethe beklagt sich bei Gelegenheit der „Wahlverwandtschaften" darüber, dass das Publikum nicht „die Vollkommenheit eines Kunstwerkes in und an sich" im Auge habe, sondern „die Wirkung nach aussen"; dagegen habe er sich bemüht, in diesem Werke „die innige wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschliessen." Die Ideenverbindung zwischen dem Begriff der „Reinheit" und Kants Lehren wird durch den weiterhin folgenden Satz hergestellt: „Es ist ein grenzenloses Verdienst unseres Kant um die Welt, und ich darf auch sagen um mich, dass er in seiner Kritik der Urteilskraft Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht: aus grossen Prinzipien zwecklos zu handeln." V, 380. (Über das Verhältnis zu Spinozas Lehre von den Affekten, siehe unten S. 94.)

Bei der Behandlung im Einzelnen führt der dreifache Gesichtspunkt, der unserer Gesamteinteilung zu Grunde

liegt, am leichtesten zum Ziele; die äussere Einreihung in diese Kategorie schien nur deshalb geboten, weil die Grundfärbung immer die eines inneren Zustandes bleibt. Vom Standpunkte der sittlichen Handlungsweise wäre die Definition von rein etwa = „uneigennützig, lauter, Selbstzweck." Diese Eigenschaft war Goethe selbst eingeboren („uneigennützig zu sein in allem, ... war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung" DW. 22, 168), und welches Gewicht er auf eine Handlungsweise legte, die auf innerem Antriebe beruht, zeigt die grosse Anzahl von typischen Wendungen, durch welche die Reinheit einer Thätigkeit, nach Ursache und Wirkung, bezeichnet wird: „reiner Zweck" (z. B. 2, 221); „reine Absicht", „reines Bemühen" (33, 237); „reines Mittel" (24, 264); „reine Wirkung" (21, 214, besonders häufig); „reine Folge" (15, 45, ungemein beliebt). Vereinzelt sind: „ein kräftig rein Bestreben" 1, 102; „reine Beharrlichkeit" Str. Br. 2, 136. „Eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende" — so definiert Goethe den Vers „Wer immer strebend sich bemüht..." F. II, 11935 (Gespr. 8, 95), und eine solche „Entelechie" wünscht er sich selbst auf anderen Sternen: „Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns reine Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen." An Zelter IV, 278. Schon früh unterscheidet Goethe zwischen „reinem Interesse" und solchem, das durch Nebenabsichten getrübt ist. An den Maler Müller schreibt er 1780: „Es nimmt niemand einen wärmeren, obwohl nicht ganz reinen Anteil an dem Künstler, als der Liebhaber, der selbst pfuscht." W. IV, 4, 330. Je älter er wurde, und je mehr er von Jüngeren angegangen wurde, seinen Einfluss zu ihren Gunsten geltend zu machen, desto misstrauischer und abschliessender wurde er solchen Bittstellern gegenüber.

Die Vorgeschichte des Verhältnisses zu Boisserée ist ein besonders hervorstechender Fall. Auf das wiederholte Drängen Reinhards lässt er sich zwar herbei, die eingesandten Zeichnungen zur Rekonstruktion des Kölner Doms zu prüfen und sich sogar höchst anerkennend zu äussern. Aber er klärt den Vermittler, Reinhard, sofort darüber auf, dass sein Lob sich mehr auf Talent und Fleiss des Künstlers als auf die Sache selbst beziehe, und dass er nicht fremde Zwecke fördern könne und wolle, da auch den jungen Leuten nicht an Förderung seiner höheren Absichten liege, sondern nur ihrer eigenen. „Einfluss gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und den ersteren zu Gunsten der letzteren zu nutzen, ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache.“ An Reinhard S. 87. Wie gross war daher seine Überraschung, als er bei dem Besuche Boisserées in Weimar 1811 einen Mann fand, der auch „höhere Zwecke“ aus „reinem Interesse“ verfolgte, und dessen Anschluss an seine stille Gemeinde der „Wohlwollenden“ daher sofort beschlossen war. In seinem lebhaften Bericht über diesen merkwürdigen Wandlungsprozess in Goethe schreibt Boisserée: „Ich gewann hauptsächlich dadurch, ... dass ich rein die Sache wirken liess,“ und Goethe ruft erstaunt aus: „Ja, was Teufel! man weiss da, woran man sich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins Kleinste verfolgt ist, zeigt, dass es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu thun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen.“ Gespr. 3, 13. Diese Episode ist charakteristisch für die Haltung, die Goethe im Alter der jüngeren Generation gegenüber bobachtete, weil er so selten ein „reines“ Interesse wahrzunehmen glaubte. Insbesondere erstreckte sich dieser Argwohn auf alle Jüngeren, die mit der patriotischen und „frömmelnden Unkunst“ irgendwie im Zusammenhang standen,

weil sie, nach seiner Überzeugung, keine „reinen Zwecke“ verfolgten, oder, wie er hätte sagen können, weil es kein „reiner Enthusiasmus“ war, der sie antrieb. Er bedient sich wiederholt in anderem Zusammenhang dieses bezeichnenden Ausdruckes: als er von der etwas kühlen Art hört, mit der „Herm. und Dor.“ von den Anhängern der „Luise“ und vor allem von Voss selbst aufgenommen wird, schreibt er an Schiller: „Mein Gedicht scheint ... Voss nicht so wohlthätig als mir das seine. Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewusst, mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, ... und ich habe mich sehr gut dabei befunden, denn diese Freude ist am Ende doch produktiv bei mir geworden...“ 28. Febr. 1798. Die neidlose, freudig anerkennende Gesinnung Goethes leuchtet aus diesen Zeilen hervor, und seine oft ausgesprochene Überzeugung, dass ein „reines Interesse“ auch eine „reine Folge“ hat und sich fruchtbar erweist, fand hier ihren Lohn. Von anderem Gesichtspunkte aus wird 33, 70 das Interesse an „neuen Gegenständen in auffallender Mannigfaltigkeit“ als „reiner Enthusiasmus“ bezeichnet, denn „alles, was uns von Jugend auf umgab, ... behält stets etwas Gemeines und Triviales für uns ... Dies ist der eigentlichste Gewinn der Reisen.“ Hier würde rein etwa gleichbedeutend sein mit „vorurteilslos“.

Die negative Wendung begegnet in dem auffallend harten Urteil über Savonarola, Benv. Cell. 30, 438; Goethe nennt ihn hier ein „fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer,“ einen „unreinen Enthusiasten“, weil er in seinem Treiben die gleiche Erscheinung zu beobachten glaubte, wie bei Lavater und anderen, nämlich dass sie „geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten.“ DW. 22, 171. Die ganze Betrachtung an letzterer Stelle hat das Thema des „unreinen, religiösen Enthusiasmus“ zum Gegenstande, das er in dem geplanten Drama „Maho-

met“ dichterisch zu behandeln gedachte. Wie Goethe hier auf religiösem Gebiet den Grundsatz festhält, dass „Ideal und die gemeine Wirklichkeit streng geschieden bleiben müssen“, Gespr. 5, 93, so war dies auch sein Hauptbedenken gegen die Romantik und ihr unbegrenztes Streben (vgl. Gespr. 2, 216 f.); er mochte diese Erkenntnis z. T. auch Merck verdanken, der ihn schon früh darauf aufmerksam gemacht hatte, welche Gefahr darin liege, „das Imaginative zu verwirklichen.“ DW. 23, 56. Denselben Tadel spricht Goethe gegen Byron aus, mit Bezug auf dessen Beteiligung am griechischen Freiheitskampfe, weil er darin weniger ein reines Interesse an der Sache selbst, als den Wunsch, Aufsehen zu erregen, erblickte. „Über Byrons Tod äusserte er, dass er gerade zu rechter Zeit erfolgt sei. Sein griechisches Unternehmen hat etwas Unreines gehabt und hätte nie gut endigen können.“ Gespr. 5, 93. (Folgt der Satz über die Verwirklichung von Idealen.) Als typische Nation eines „unreinen Enthusiasmus“ gelten ihm die Franzosen: „So bemerkte auch Goethe (nachdem Falk eine ähnliche Äusserung gethan hatte): ein Franzose handle nie aus reinem Antrieb, um der Sache willen, er hänge ihr immer noch einen Schwanz von Absehen dabei an...“ Gespr. 2, 268. In den Wahlverw. wird einmal die Sorge für das Andenken Verstorbener, das „de mortuis nil nisi bene“: „unrein“ genannt; „es ist meist nur ein selbstischer Scherz“, „weil wir von jenen nichts zu befürchten haben.“ 15, 136.

Von Einzelfällen seien noch erwähnt: Goethes Urteil über Schillers Ballade: der Handschuh: „Hier ist die ganz reine That ohne Zweck, oder vielmehr im umgekehrten Zweck, was so sonderbar wohlgefällt.“ An Sch. 21. 6. 1797. Das Oberrosslaer Freigut kaufte Goethe, ohne es überhaupt gesehen zu haben und nennt diesen Handel daher mit Recht: „einen ganz reinen Kauf“. An Schiller

10. März 1798. In den drei ersten Entwürfen der „Iphigenie auf Tauris“ lautete eine Stelle in dem Dialog zwischen Iph. und Arkas (1. Aufzug, 2. Scene) folgendermassen:

Iph. Selbst gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und frische Lust
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.
Arkas. Wenn Du Dich so unglücklich nennen willst,
So darf ich Dich auch wohl undankbar nennen.
Iph. Dank habt Ihr stets.
Arkas. Doch nicht den schönen Dank,
Um dessentwillen man die Wohlthat thut,
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirte zeigt.

Bei der letzten Umgestaltung der Iphigenie 1786 änderte Goethe das Wort „schön“ in „rein“, und gewann dadurch, statt des früheren ästhetischen, den logischen Ausdruck, in Übereinstimmung mit der Prägnanz von „rein“, die damals schon entwickelt war. (Vgl. Bächtolds synoptische Ausgabe S. 9.)

Eingehendere Behandlung verdient der Ausdruck: „reiner Egoismus“ 29, 675, der ein scheinbares Oxymoron bildet, im Zusammenhang der Goetheschen Ethik sich aber zu höherer Einheit verbindet. Er beweist abermals, mit wie einfachen Mitteln Goethe sehr komplexe Vorstellungen zu umgrenzen, oder wie er selbst gelegentlich sagt: zu „bepfählen“ wusste. Bei der Erklärung der Wendung ist in Betracht zu ziehen, dass das Wort „Egoismus“ ausser der generellen Bedeutung „Selbstsucht“ auch eine positive Geltung = „berechtigte Selbstbehauptung“ haben kann. Es ist bekannt, dass Goethe von seinen Gegnern mit Vorliebe des Egoismus (im gewöhnlichen Sinne) geziehen wurde infolge einer falschen Auffassung seines

Bestrebens, sich störenden Einflüssen gegenüber innerlich und äusserlich abzuschliessen und eine reine, individualistische Kultur, das „was ihm gemäss war", in sich zu entwickeln. Diese Art der Selbstbehauptung, den positiven Egoismus, nennt er gelegentlich den „Egoismus der Gescheiten", im Unterschiede vom „Egoismus des dunklen grossen Haufens" Gespr. 2, 290 f. Was Goethe aber unter dem negativen Egoismus verstand, sagt am deutlichsten ein Reim aus der Sammlung „Sprüchwörtlich" 2, 334:

Ich, Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüsste!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege geloffen,
Aufm Neidpfad habt Ihr mich nie betroffen.

Unter diesem Gesichtspunkt wird eine Äusserung Goethes aus den letzten Jahren verständlich. Er spricht über sein Lieblingsthema „Weltlitteratur" und sucht diejenigen zu belehren, die eine Förderung der Nachbarn und Teilnahme an ihrem Schicksal neben den Pflichten gegen sich selbst und den engeren Kreis als eine zu umfangreiche Aufgabe fürchten könnten. Auf dies Bedenken giebt er die Anwort: „Da bleibt nichts übrig, als sich selbst zu sagen: nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten; dieser aber muss ein selbstbewusster, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochener Entschluss sein." 29, 675. Eines ähnlichen Paradoxons bedient sich Goethe, um seine Gleichgiltigkeit und streng defensive Haltung gegenüber Widersachern zu erklären: er betrachte sie nämlich als „günstiges Ingredienz" zu seiner Existenz und suche sich „auch des Widerwärtigen vorteilhaft zu bedienen." Dieses Mittel möchte er weder „hoch moralisch", noch viel weniger „christlich" nennen, sondern es sei aus einem „verklärten Egoismus" entsprungen. 27, 333.

Wie sehr Goethe daran gelegen war, sich selbst und anderen über den Begriff des reinen Egoismus Klarheit zu verschaffen, beweist die von Riemer berichtete Thatsache (Gespr. 3, 3), dass er einen Roman „der Egoist“ plante. In den Wanderjahren wird der Frage des Egoismus eine längere Betrachtung gewidmet, die von der socialen Seite ausgeht und die intimsten Ansichten Goethes über Eigentum, Kommunismus u. s. w. enthält. Es heisst daselbst: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; ... immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen... Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muss Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne... Dies ist der Sinn der Worte: Besitz und Gemeingut!“ 18, 85. Hier ist im ersten Fall der reine, im zweiten der unreine Egoist gemeint; die reine Individualkultur und Besitzsteigerung hat zugleich das Ganze im Auge, ebenso wie nach der oft ausgesprochenen Überzeugung Goethes (22, 84; 26, 33) alles wohl in der Stadt und im Hause steht, wenn ein jeder seine nächstliegende Pflicht, „die Forderung des Tages“ (Spr. 3) thut, „wenn der Schmied immer sein Hufeisen schmiedet“ (An Christiane GJ. XX, 65):

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rathe stohn! 3, 210.

Auch den kräftigen Worten an Bertuch: „Mein Losungswort ist Gemeinsinn! der sich, wenn er echt ist, mit Weltsinn recht wohl verträgt.“ W. IV, 16, 233, — liegt die gleiche Anschauung zu Grunde, denn der „echte Ge-

meinsinn“ bedeutet für das sociale Leben, was der „reine Egoismus“ für die Einzelkultur.

Wiederholt braucht Goethe das Wort Egoismus in dieser Doppeldeutigkeit; so in Spr. 275: „Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus,“ d. h. sie gilt als negativer Egoismus, während sie in Wahrheit die höchste Steigerung der eigenen Fähigkeiten zum Nutzen des Ganzen bedeutet und in solchem Streben allerdings alles vernachlässigt oder beseitigt, was den Hauptzweck nicht fördert. Man begreift Goethes vielumstrittene Stellung zur Politik ohne weiteres, wenn man sie an dieser seiner Grundeigenschaft des reinen Egoismus misst: „Gemeinsinn“ hat er wie wenige bewiesen und seiner vielen Ämter gewissenhaft gewaltet; „Weltsinn“ und Weltpolitik zu pflegen, soweit sie nicht auf dem Gemeinsinn ruhten, lag ihm aber fern, weil er fühlte, dass es für ihn eine „falsche Richtung“ gewesen wäre. Eine Förderung seiner Kultur und daher seines Wirkens zum Nutzen der Gesamtkultur konnte er nur in der Pflege der geistigen Kultur erblicken, und wie er gerade in der Zeit des nationalen Unglücks von dieser Seite her unermüdlich arbeitete, bezeugen zahlreiche Dokumente, die neuerdings ans Tageslicht gezogen sind, in immer steigendem Masse: die Entwürfe zu einem historisch-religiösen und einem lyrischen Volksbuch (G.-J. 11, 214), die Anregung zu einem grossen deutschen Wörterbuch (W. IV, 17, 305), der Plan eines Kongresses zur Wahrung deutscher Kultur 1808 (G.-J. 6, 116) und die Beteiligung an der Gründung einer deutschen Gesellschaft für Geschichte und Sprache 1816 (G.-J. 9, 34; 88). Alle diese Pläne waren allerdings nicht der Art, um viel Geräusch zu machen, und so konnte es kommen, dass Goethe der Indifferenz und des Egoismus im landläufigen Sinne geziehen wurde. „Die Narren von Deutschen schreien noch immer gegen den Egoismus, und wollte

Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich, und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt, so sähe vielleicht alles anders aus.“ An Zelter W. IV, 21, 122 (1809). Auch hier umschreibt der zweite Satz die Idee des reinen Egoismus, der gegen den beschränkten in Schutz genommen wird.

Noch in einem der letzten Briefe an Zelter vom 27. Jan. 1832 beschäftigt sich Goethe mit der gleichen Antithese nach der geistigen Seite hin, wie früher in den Betrachtungen über Meisterschaft und Egoismus. Er bedauert „die jungen Leute“, „dass sie in eine verrückte Zeit gekommen, wo ein starrzäher Egoismus auf halbem oder gar falschem Wege sich verstockt und die reine Selbstheit sich auszubilden hindert.“ Briefw. VI, 385. Der Ausdruck „Selbstheit“ ist wohl der treffendste von allen, weil er die Vorstellung der reinen, sich selbst gemässen Entwicklung und des Beharrens auf der von innen heraus selbstgefundenen Anschauung am klarsten wiedergiebt. Wie wunderbar aber wirkt es, dem gleichen Begriff schon 60 Jahre früher zu begegnen, in einem der Beiträge zu den Physiognomischen Fragmenten Lavaters, 1776. Es heisst hier in der Beschreibung des Brutus: „Über allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit dieses Mannes“ 34, 184. Selbstverständlich verbindet der frisch Aufstrebende nicht die gleiche Fülle und Intensität mit dem Begriff, wie der erfahrungssatte, zurückblickende Greis, aber das blosse Vorhandensein der oxymorisch zugespitzten Vorstellung zu so früher Zeit beweist eine ungewöhnliche Stetigkeit des inneren Wachstums.

In der Übertragung auf die geistige Anschauung hat „rein“ die Bedeutung: „objektiv, vorurteilsfrei, unbefangen“. Durch alle wissenschaftlichen Arbeiten Goethes

zieht sich das oberste Postulat einer „reinen Anschauung“; „rein“ ist aber eine Anschauung, die unabhängig ist von Tradition und Autorität (Spr. 842; 24, 349; 387), die sich von übereilten Folgerungen frei hält und nicht mit der Folgerung verwechselt wird (Spr. 780), die das Phänomen ohne Leidenschaft auf sich wirken lässt (Spr. 784) und unmittelbar als ein Erlebtes in die That umsetzt (Spr. 777). Diese letztere Eigenschaft, die Produktivität des reinen Anschauens, entspricht dem, was Goethe allgemein als „reine Folge“ bezeichnet, und ist zugleich eine besondere Anwendung eines anderen Fundamentalsatzes, der Identität von „wahr“ und „fruchtbar“. „Jedes reine Bemühen ist auch ein Lebendiges, Zweck sein selbst, fördernd ohne Ziel, nützend, wie man es nicht voraussehen konnte.“ 33, 237. Selten genug ist freilich das reine Anschauen, und eigentlich ein Vorzug höherer, strebender Naturen, deren Blick auf das Werdende gerichtet ist, im Gegensatz zu der im Verstande beschränkten Menge. „Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes. Reines Anschauen des Äusseren und Inneren ist sehr selten.“ Spr. 55. Es ist das gleiche, was in Spr. 1048 als „höhere Empirie“ dem „Menschenverstand“ gegenübergestellt wird. Sehr scharf ist der Begriff der reinen geistigen Thätigkeit umgrenzt in dem Satze: „Die Kultur des Wissens durch inneren Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand sind... immer das Vorzüglichste und Nutzbarste.“ 36, 89. „Die höchste Region des Bewusstseins“ wird die reine Anschauung anderswo genannt (33, 94), in der zu wandeln nur den Wenigsten beschieden sei, so dass man sich zu begnügen habe mit „liebevollem Annähern an das Unerreichbare“, „in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen, harmonischen Anschauens“ (ebenda). Eine andere bündige For-

mulierung enthält Spr. 144: „In Kunst und Wissenschaft, sowie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, dass die Objekte rein aufgefasst und ihrer Natur gemäss behandelt werden.“ Die stehende Wendung, in der sich diese Bedeutungsschattierung von rein (= objektiv) konsolidiert hat, ist „reiner Begriff“ (schon 1780: An Merck W. IV, 4, 311); seltener ist „eine reine Ansicht“ (z. B. 29, 363). Von interessanten Einzelfällen seien erwähnt: ein Urteil über Shakespeares allerdings zweifelhafte Jugendarbeit „Arden von Feversham“: „Es ist der ganze, rein-treue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effekt“ Spr. 317. In einem Briefe an den französischen Bildhauer David rühmt Goethe „den rein-lebendigen Blick in die Natur“ an der Plastik. Str. Br. I, 141. Sehr prägnant ist das Wort in dem Satze: „Die poetisch-figürliche ... Bergmannssprache thut dem reinen Ausdruck sehr vielen Eintrag.“ 27. Dez. 1780. W. IV, 5, 25. Was Goethe hier mit Bezug auf eine einzelne Berufssprache sagt, ist eine häufig wiederkehrende Klage über die Unzulänglichkeit der sprachlichen Mittel, um Begriff und Anschauung „rein“, wie in einem getreuen Spiegel, wiederzugeben. Es ist im Grunde das Problem von „Wort und Bedeutung“, zu dem Goethe, wie später im Theoret. Teil zu behandeln ist, wiederholt Stellung genommen hat. Ein anderer besonderer Fall dieser Anschauung dass das ausgesprochene Wort nur ein Surrogat sei, ist eine Eigenart in Goethes Dichtungsweise, die vielleicht dadurch ihre beste Erklärung findet: sein rätselhaftes Zaudern, gewisse poetische Stoffe durch die Umsetzung in Worte der Öffentlichkeit preiszugeben. Es ist bekannt, wie lange er gewisse poetische Motive und Ideen in sich herumtrug, ehe sie ihre endgültige Gestaltung erhielten. Den Grund giebt er selbst in der Erklärung: „mir schien der schönste Besitz, solche werte Bil-

der oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften.“ 27, 352. Die „reine Form“ ist eine solche, die den Gehalt ohne Rest in sich auflöst und mit sich organisch verschmilzt; das Vergängliche des Stoffes scheidet während des Reifungsprozesses ab, und die bleibende höhere Wahrheit, das Typische, wird endlich in das „Sinnlich-Höchste“ (27, 321) eingesenkt und darin verkörpert. Am längsten bewahrte Goethe, wie es scheint, die Paria-Legende in diesem still keimenden Zustande einer geheimnisvollen Metamorphose; er schreibt darüber, nachdem er das Gedicht der Öffentlichkeit übergeben hatte, an Reinhard, 5. Juli 1824: „ich bewahre diese höchst bedeutende Fabel als einen stillen Schatz vielleicht vierzig Jahre und konnte mich jetzt erst entschliessen, ihn von meinem Innern durch Worte loszulösen, wo er mir die eigentliche reine Gestaltung zu verlieren scheint.“ S. 245 f.

Am nächsten der generellen Bedeutung kommt „rein“ bei Goethe, wenn es zu Charakterschilderungen und zur Bezeichnung sittlicher Zustände verwendet wird. Es entspricht dann dem Begriff „harmonisch“, „leidenschaftslos“. Die letztere Definition ist besonders wichtig, weil sie die Stellung und Bedeutung des Wortes innerhalb der Ethik Goethes aufdeckt: der Begriff „rein“ bei Goethe deckt sich nach dieser Seite genau mit dem Zustand, den Spinoza als „frei von Schwankungen, von Affekten der Freude oder der Trauer“ bezeichnet, und der in seiner Lehre als Eigenschaft Gottes (Ethik V. L. 17) und als Vorbedingung der Erkenntnis Gottes, der Erkenntnis dritten Grades, gilt. (V. L. 27 u. 32.) Ganz spinozistisch klingt es,

wenn Goethe an Frau von Stein schreibt: „Ich bin in einem unendlich reinen Mittelzustand ohne Freud' und Schmerz..." I, 53, — ein Anklang, der natürlich nicht auf direkter Beeinflussung, sondern Congenialität beider Geister beruht. Von der gleichen Anschauung zeugt auch ein Ausspruch über „das erste Hingeben einer jugendlichen Freundschaft": „es ist ganz rein, von keiner Begierde, deren Befriedigung einen Rückschritt befürchten lässt, gesteigert..." 27, 337. Vergleicht man ferner Spinozas Definition des Begriffes „Zweck" (= „das menschliche Begehren, aufgefasst als Prinzip oder erste Ursache eines Gegenstandes," Ethik IV, Vorrede) mit Goethes Verwendung von „rein", im Sinne von „um der Sache selbst willen, ohne Nebenabsicht," so tritt auch hier die nahe Verwandtschaft des Prinzips der „Reine" mit einer Grundlehre Spinozas zu Tage. Goethes Hass „gegen die absurden Endursachen", in dem ihn Spinoza „geglaubiget hatte" (An Zelter V, 381), ist nur die negative Ergänzung seiner sittlichen und geistigen Lebensnorm der „reinen Thätigkeit".

Die häufigste stereotype Wendung ist: „reines Verhältnis", um die Idee des harmonischen Einvernehmens und Zusammenwirkens wiederzugeben, ohne dass ein Freundschaftsverhältnis vorzuliegen braucht. Dies ergiebt sich aus der Anwendung des Idioms in Briefen an Fernerstehende, z. B. an die Herzogin von Cumberland: „Ew. K. H. verehrtes Schreiben hat mich in meinem uralten Glauben bestärkt, dass rein und glücklich gefasste Verhältnisse unauslöschlich fortleben." Str. Br. I, 134. Als ein Beweis, wie typisch bei Goethe oft ganze Vorstellungskreise sind, möge der Anfang eines Briefes zitiert werden, der 11 Jahre früher geschrieben ist (1816), an Amalie Gildemeister: „Bei der Veränderlichkeit irdischer Dinge kann uns nichts erfreu-

licher sein, als zu erleben, dass frühere, auf reine Verhältnisse gegründete Empfindungen die grösste Dauer haben.“ Str. Br. I, 209. Es ist keine Phrase, wenn Goethe im ersten Briefe die Anschauung von der Dauer „reiner Verhältnisse“ als einen „uralten Glauben“ bezeichnet, denn er schreibt bereits am 25. März 1776 an Frau von Stein aus Leipzig, das er nach 8 Jahren zum erstenmal wiedersah: „Nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals.“ I, 28. Bald darauf, 24. Mai 1776, nennt er das Verhältnis zu ihr selbst: „das reinste, schönste, wahrste, das ich ausser meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt.“ I, 36. Sein Leben lang bewahrte Goethe „reine Verhältnisse“ unverbrüchlich; andererseits sind die vielen Fälle, in denen er gewisse ältere Beziehungen fallen liess, oder die Anknüpfung neuer ablehnte, daraus zu erklären, dass er kein reines, harmonisches Zusammenwirken und daher keine thätige Förderung zu erwarten glaubte. „Unreine Lebensverhältnisse soll man niemand wünschen“, heisst es Spr. 187; so löste Goethe sein Verhältnis zu Lavater und innerlich mit Jacobi, als er unreinen Missbrauch einer rein geschlossenen Freundschaft wahrzunehmen glaubte. Weit eher als mit solchen Geistern, die halb für, halb gegen ihn standen, versöhnte er sich mit streng Andersgläubigen, wie dem Kreise der Fürstin Gallitzin. Er erzählt über seinen Besuch in Münster nach der Campagne 1792: „Das Verhältnis von meiner Seite war rein; ich kannte die Glieder des Zirkels früher genugsam, ich wusste, dass ich in einen frommen, sittlichen Kreis hineintrat und betrug mich darnach.“ Camp. Fr. 25, 152. Das Wort „rein“ ist hier ausserordentlich vorstellungsreich, und besagt etwa: „ohne Nebenabsichten etwaiger Bekehrung, ohne mehr zu erwarten, als was sich bei der einmal vorhandenen religiösen Abweichung darbot.“

Eine andere typische Wendung ist: „reiner Zustand", z. B. Ann. 130, bei einer ablehnenden Äusserung über Lichtenbergs Hogarth: „wie hätte der Deutsche, in dessen einfachem, reinen Zustande sehr selten solche excentrische Fratzen vorkommen, hieran sich wahrhaft vergnügen können?" Dazu ist zu vergleichen eine Wendung aus den Wanderjahren: „Der deutsche Mittelstand in seinen reinen Häuslichkeiten," 18, 100, — zugleich als abermaliger Beweis, wie oft ganze Vorstellungsreihen bei Goethe typisch werden. Am schönsten tritt diese Prägnanz von „rein" an einer Stelle der Wahlverwandtschaften hervor; es ist von einer Darstellung mittelalterlicher Gestalten die Rede, die alle den Eindruck eines in sich abgeschlossenen, harmonischen Zustandes machen: „aus allen Gestalten blickte nur das reinste Dasein hervor." Dieses reine Dasein wird dann ganz nach dem Ideal der „heiteren Entsagung" in den Wanderjahren definiert als „heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung..." Auch in der Vollständigkeit und Reinheit der Typen liegt das „reine Dasein" ausgesprochen: „Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen..." 15, 138.

Eigentümlich berührt die Verwendung von „reinlich" im höchsten Sinne von „rein", wie F. II, 11987: „Doktor Marianus in der höchsten, reinlichsten Zelle." Die fremdartige Wirkung erklärt sich daraus, dass „reinlich" heute nur im gröberen, materiellen Sinne verwendet wird, während es hier bedeutet: „in einer von allen irdischen Schlacken geläuterten Sphäre." Ähnlich erscheint an Stelle der oben erläuterten stehenden Wendung: „reines Mittel" vereinzelt die Verbindung: „reinliche ... Mit-

tel“ 24, 264. Allgemein lässt sich wahrnehmen, dass Goethe die Prägnanz von Stammworten auf Ableitungen ausdehnt, wie z. B. erheitern (s. o. S. 49); die Prägnanz von rein hat auch „reinigen“: „der Begriff der Baukunst reinigte sich“ Ann. 862; „die Alten gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen“ 36, 80; besonders häufig in der Ital. Reise (s. u.).

Wo „rein“ zur Charakteristik von Personen verwendet wird, fällt vor allem die isolierte Stellung auf. Man würde sich heute kaum mit der einfachen attributiven Verwendung begnügen, wie „der reine Mann“, sondern eine Umschreibung wählen wie etwa „von reiner Gesinnung“. Es ist aber charakteristisch, dass Goethe solche Umschreibungen verschmäht, in dem sicheren Gefühl, dass die kernhafte Wucht des Wortes dadurch geschwächt, die Plastik des Ausdrucks verwischt werde. Über die Wichtigkeit der Charakterbeiworte in Goethes Sprache ist schon mehrfach gesprochen; als „rein“ mit auffälliger Prägnanz werden folgende Persönlichkeiten bezeichnet: Klopstock 21, 170; Fürstin Gallitzin Ann. 110; Molière Gespr. 5, 267; Bacon 29, 297; Batsch Ann. 162; Eckermann (An M. Willemer S. 289).

Die Prägnanz von „rein“ ist zeitlich auf keine Periode beschränkt und erscheint im Altersstil nur auf natürliche Weise gesteigert. Man kann jedoch zwei Epochen in Goethes Leben als solche bezeichnen, die von dem Begriff selbst vorwiegend beherrscht sind, in denen ihm dies Wort inneres Erlebnis wurde: in sittlicher Hinsicht die Weimarer Dekade und das Verhältnis zu Frau von Stein, in geistiger Hinsicht der Aufenthalt in Italien. Die erstere Epoche ist für Goethe gewissermassen die Blütezeit des Prinzips der „Reine“, das sich seitdem still zur Frucht entfaltete und Thun und Denken des Mannes und Greises als ethisches Ideal beherrscht. Am schönsten ist

dies Erleben ausgesprochen in der oft zitierten Stelle aus der Beschreibung des Sesenheimer Wiedersehens 1779: „Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen.“ An Frau v. Stein I, 186. Die Epoche der italienischen Reise ist dagegen vorwiegend eine Zeit der geistigen Klärung, des Heranreifens künstlerischer Ideale; mit wie klarem Bewusstsein Goethe selbst den Gährungsprozess an sich beobachtete, beweist der Gebrauch des Iterativs „sich reinigen“, der hier auffallend häufig ist: „Mein Geist reinigt und bestimmt sich“ 24, 349; „wenn man ... die Natur ansehen und wiederfinden ... kann, was Jene (die grossen Meister) gefunden ... haben, das muss die Seele erweitern, reinigen ....“ 24, 349; „ich fühle, dass sich mein Geschmack reinigt...“ 24, 400; „ich bin recht still und rein“ 24, 472.

In dem zuletzt citierten Satze begegnet die wichtigste Ergänzung des Begriffes „rein“: das Wort „still“. Hinsichtlich der Anwendung bei Goethe kann auf Rich. Meyers Analyse a. a. O. S. 32 verwiesen werden, die so durchsichtig ist, dass ein weiteres Aufhäufen von Beispielen überflüssig wäre. Nicht die äussere Ruhe, sondern „die innere Bewegungslosigkeit der Seele“ ist darunter gemeint, und zu der Vorstellung des inneren Friedens tritt ferner der Begriff der Empfänglichkeit, der geheimnisvollen Dämmerung der dichterischen Konzeption. Letztere Schattierung hat jedenfalls R. Meyer veranlasst, den Begriff „rein“ nur flüchtig zu streifen und bei „still“ eingehend zu verweilen, da sein Aufsatz zum grossen Teil unter dem Gesichtspunkt der dichterischen Technik Goethes und der daraus entspringenden Terminologie verfasst ist. Allgemein betrachtet dürfte „rein“ innerhalb der ethischen Kategorie entschieden den Centralbegriff und „still“

etwa eine Unterströmung darstellen. Wie sich Goethe das Verhältnis beider Worte zu einander dachte, zeigt z. B. eine Stelle in DW.: „er (der Verfasser Werthers) war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Produktionen begünstigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen“ 22, 138. Das grössere Bedeutungsfeld von „rein“ geht vor allem daraus hervor, dass „still“ nicht entfernt so häufig begegnet, sei es in stehenden Verbindungen oder in Übertragungen; auch zur Charakteristik von Personen wird es seltener gebraucht und entbehrt ganz der aktiven Qualität, die „rein“ enthalten kann.

Dem gleichen Vorstellungskreis gehören zwei andere Worte an, die ebenfalls bei Goethe prägnant erscheinen: „fromm“ und „zart“. Hinsichtlich des ersteren Wortes macht Goethe einen Unterschied zwischen rein kirchlicher und rein sittlicher Frömmigkeit, oder nach der unübertrefflichen Fassung Spr. 41: zwischen Frömmigkeit als Zweck und als Mittel. Die Frömmigkeit „als Zweck und Ziel“ (Spr. 42) hat Goethe zeitlebens abgelehnt; er spricht von ihr an anderer Stelle als „eine täglich und stündlich durchgeführte Frömmigkeit“, die „wie eine Art von Polizei auf den äusseren Anstand wirke, aber nicht mehr auf den tiefen Sinn.“ Wanderj. 18, 386. Nach Goethes individueller Auffassung dagegen geht Frömmigkeit aus der Reinheit des Herzens hervor, aus dem Streben, „sich das Höchste zu vergegenwärtigen,“ oder wie es in der Elegie von 1823 heisst:

„Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten...“

Die „fromme“ Stimmung, aus der heraus diese Elegie geschrieben wurde, lagert über dem ganzen denkwürdigen

Sommer 1823, der letzten Verjüngungsepoche; sie klingt aus allem entgegen, was damals entstand, selbst aus Recensionen, wie z. B. der über Johanna Schopenhauers Roman „Gabriele“. Die Gelehrten Martius und Nees von Esenbeck hatten Goethe zu Ehren eine neue brasilische Pflanzengattung „Goethea“ genannt; eine Schrift über diesen Gegenstand mit kolorierten Tafeln war ihm nach Böhmen nachgesandt worden, und über die Lektüre spricht sich Goethe aus: „Möcht' ich mich fromm und kurz fassen, so müsst' ich sagen: es kam augenblicklich der Friede Gottes über mich, der, mich mit mir selbst und der Welt ins Gleiche zu setzen, sanft und kräftig genug war.“ Naturw. Korresp. II, 58. Die Stelle wird hier angeführt, um den vielumfassenden Begriff des Wortes „Frömmigkeit“ bei Goethe zu illustrieren, und die Verschiedenheit von der eng-generellen Bedeutung. Aus dem gleichen Gesichtspunkt erklären sich Anwendungen wie z. B. in Spr. 914: „Physik muss ... mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen suchen...“; der Chemiker Rob. Boyle wird 36, 201 als „zartes, frommes Gemüt“ charakterisiert. Interessant ist die Art, wie Goethe sich der Fürstin Gallitzin gegenüber rechtfertigt, als diese mit der Gretchenfrage an ihn herantritt: „Nun sag', wie hast Du's mit der Religion.“ Man hatte ihn bei der Fürstin verdächtigt als einen, der sich so fromm zu stellen wisse, dass man ihn für religiös halten könne. Hier weiss Goethe mit einer geschickten Wendung den Unterschied zwischen der landläufigen und höheren individuellen Auffassung des Begriffes „fromm“ aufzudecken, indem er erwidert: „ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren, unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten, und sie wieder auch ebenso rein darzustellen.“ 25, 160. Man sieht hier die nahe Ver-

wandtschaft von „fromm“ und „rein“ im Sinne von: „ohne Nebenzwecke, harmonisch“, und da Goethe gewissermassen in der ganzen Natur immerwährend Kirche und Gottesdienst empfand, so musste er natürlicherweise auf die Substitution „naturfromm“ für „kirchlich fromm“ geleitet werden. Einen solchen „wahren Naturfrommen“ erblickt er in Shakespeare, und rühmt an ihm die gleiche Fähigkeit, die er der Fürstin Gallitzin gegenüber sich selbst zuschreibt; „ihm blieb die Freiheit, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religios zu entwickeln.“ 28, 736.

Natürlich kommt „fromm“ auch im generellen Sinne vor, aber gerade deshalb bedarf es oft einer sorgfältigen Feststellung der Bedeutung. Wenn in dem Divangedichte „Offenbar Geheimnis“ Hafis angeredet wird mit den Worten:

Der du, ohne fromm zu sein, selig bist,

so kann hier nur „kirchlich fromm“ gemeint sein (vgl. auch Loepers Note 4, 38); anders in einem Aphorismus, den Riemer überliefert, Gespr. 2, 188: „Vernunftkultur hätten am Ende einzig die Frommen; bei den anderen (Jacobi etc.) gewinnt zuletzt der Verstand doch die Ueberhand, dass man das höchste zu irdischen Zwecken benutzt.“ Man könnte hier geradezu „die Naturfrommen“ einsetzen, denn es ist die Spinozistische Erkenntnis dritten Grades gemeint, im Gegensatz zu dem „unreinen Enthusiasmus“ der sich nicht scheut, „das Obere dem Untern aufzuopfern“, wie es in einer ähnlichen Betrachtung über Lavater und Basedow heisst, DW. 22, 171.

Die in Goethes Schriften nicht seltenen Bezeichnungen: „die sogenannten Frommen“ (20, 72), „die abgesonderten Frommen“ (20, 134), „die frommen Seelen“ 22, 156 u. ähnl., weisen auf den Pietismus als Sekte und beruhen auf generellem Gebrauch des 18. Jahrhunderts.

Sehr reich an Nuancen ist das Wort „zart“ bei Goethe. Auch hier ist es zunächst die Übertragung auf Abstrakta, die eigenartig wirkt, wie z. B. „zarte Sittlichkeit“ 22, 114; 115; „Nichts ist zarter als die Vergangenheit“ ZX. 2, 363; Lavater, „mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren“ 22, 152. Noch individueller wirkt die Übertragung auf geistige Verhältnisse, wo „zart“ oft die Bedeutung von „feinsinnig, feinfühlend“ erhält. So erklären sich Wendungen wie: „zarte Empirie“ Spr. 906; „scharfsinnige Zartheit“ 25, 154; „die zarte Bedeutsamkeit des Originals“ 22, 93 (hier etwa = intim); die Epoche von 1790 bis 1810 wird u. a. genannt „zart“ 29, 261. Auch als Charakterbezeichnung wird „zart“ oft prägnant verwendet z. B. Gotter, „sein Sinn war zart, klar und heiter“ 22, 82; Schelver „ein zugleich höchst zartes und tiefsinniges Wesen“ Ann. 374; Batsch „zarte Bestimmtheit“ 33, 64.

Es wäre nicht statthaft, an dieser Stelle ein Wort zu übergehen, das bei Goethe eigentlich keine individuelle Bedeutung entfaltet hat, das aber zu den schönsten Besitztümern der deutschen Sprache zählt, und seine Vertiefung nicht zum wenigsten der getreuen Pflege dieses Sprachgewaltigen verdankt: das Wort „Gemüt“. Man dürfte von dem Dichter des Werther ohne weiteres annehmen, dass die Geschichte dieses Wortes mit seiner eigenen sprachlichen Entwickelung eng verflochten ist. Inwiefern diese Annahme zu Rechte besteht, hat R. Hildebrand in seinem Artikel über das Wort „Gemüt“ im DWb. (IV. 1. 2. 3293—3327) höchst lehrreich dargethan; der ganze Bedeutungsreichtum des Wortes spiegelt sich in Goethes Werken so lückenlos wieder, dass man fast die nhd. Geschichte desselben daraus rekonstruieren könnte. Er kennt es sowohl in der älteren nhd. Bedeutung als Ge-

samtheit der seelischen und geistigen Kräfte (z. B. Spr. 228: „die Gesinnungen sind das lebendige Gemüt") wie in der Verengerung auf das Gefühlsleben, die das Wort der Bewegung des Pietismus und seines Dranges nach Verinnerlichung verdankt, wie auch in der jüngsten und engsten subjektivistischen Wandlung seitens der Romantik: als „weiche, empfindsame Stimmung". Das zweite Stadium der Verengerung repräsentiert indessen die eigentliche Normalbedeutung, während er das dritte zur Notiz nimmt, aber den Gebrauch eher ablehnt. Diese Stellung hängt zusammen mit seiner wiederholt erörterten Abneigung gegen gewisse „Regionen" der Romantik, in denen er die falschen Tendenzen der Frömmelei und Altertümelei witterte. So beklagt er sich in dem Artikel „Letzte Kunstausstellung" 1805 über die Missachtung der ernsten Bestrebungen der „Weimarischen Kunstfreunde" und über das Eindringen einer Kunst, die „durch Frömmelei ihr unverantwortliches Rückstreben beschönigt." ... „Gemüt wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst. ... Gemüt hat jedermann, Naturell mehrere; der Geist ist selten die Kunst ist schwer." 27, 321. Aber nicht einmal hier braucht man „Gemüt" mit Hildebrand im Sinne der romantischen Doktrin zu interpretieren, da Goethe schon gegen die Beherrschung der Kunst durch das Gemüt im weiteren Sinne (= Empfindungsleben), überhaupt gegen alle „stoffartigen Wirkungen" eingenommen war. Auch die Definition, die er noch Jahrzehnte später (1827) für Gemüt giebt: „das innere Gefühl, worin alle gutartigen Menschen übereinkommen" 29, 629, beweist, dass er mit dem Wort nicht die Vorstellung eines gesteigerten, sondern nur des Empfindungslebens an sich, verband. Mit dieser Bedeutung wird man in allen Fällen auskommen, um so mehr, als jede elegische, weichliche Stimmung, also Gemüt im romantischen Sinne, ihm verhasst war.

Ganz ähnlich wie gegen das Substantiv verhält sich Goethes Sprache gegenüber dem Adjektiv „gemütlich", indem ihm auch hier die moderne jüngste Stufe fremd ist, d. h. gemütlich im Sinne von „bequem, behaglich" oder gar „spiessbürgerlich". Es ist übrigens bemerkenswert, dass sich das Adjektiv in seiner Bedeutung nicht wie das Substantiv verengert und vertieft, sondern erweitert und verflacht hat, so dass wir heute zu einem anderen Suffix: -voll, greifen müssen, um das Goethesche „gemütlich" richtig wiederzugeben. Denn es hat bei ihm die Normalbedeutung: „auf das Empfindungsleben bezüglich", „gemütvoll", wobei das zweite Stadium in der Entwicklung des Substantivs „Gemüt" die Färbung des Grundwortes giebt. Die Abweichung vom modernen Gebrauch springt beim Adjektiv weit mehr in die Augen und möge durch folgende Fälle illustriert werden: Gleims Poesie gewährt „den Ausdruck eines gemütlichen Menschenverstandes" Ann. 540; „meine ersten Produktionen sind ... gewaltsame Ausbrüche eines gemütlichen Talents" 29, 184; „auf jenen gemütlichen Anfängen (des Urchristentums) lastet ein ... barockes Heidentum" 24, 112; (Eine Reihe bürgerlicher Dramen) „brachten den Wert des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemütlichen Anschauung" DW. 22, 114; (Eine Medaille) „von unschätzbar gemütlicher Arbeit" An Boiss. II, 533; „ein Brunnenfest, welches durch einen Kinderaufzug recht gemütlich wurde" Ann. 907 (hier wäre man besonders versucht, die moderne Bedeutung = behaglich, einzusetzen, die jedoch abzuweisen ist). Übrigens ist auch „gemütvoll" belegt: „gemütvolle Talente" 29, 246. Nach Hildebrands Vermutung ist gemütlich = gemütvoll „eigentlich von Goethe in die Schriftsprache eingeführt, etwa nach 1790". „Er wird es aus dem Hausdeutsch seiner Umgebung aufgenommen haben." (DWb. IV, 1. 2. 3332.) Dann wäre das Wort eines der

wenigen, deren Bedeutungswandel sich auf eine bestimmte individuelle Quelle zurückführen lassen.

Abzutrennen ist eine Verwendung mit dem Dativ der Person, = willkommen, lieb, angenehm, die sich auf die mhd., altnhd. Bedeutung des Substantivs = Lust, Neigung, stützt und bei Goethe noch zahlreich zu belegen ist: „ich hoffe, dass einiges dir gemütlich sein solle“ An Zelter III, 73; „ein Heft, aus dem sie sich, was ihr gemütlich war, ausgeschrieben.“ 15, 152. „An der ihm gemütlichen Stelle.“ Ann. 546.

Wenn Goethe die jüngste Bedeutungsphase von „gemütlich“ nicht geläufig ist, so ist dies nicht in dem Mangel der Vorstellung begründet, denn alles, was wir uns heute unter „gemütlich“ im Sinne einer bequemen Geselligkeit und eines traulichen Daseins vorstellen, drückt Goethe durch das Wort „behaglich“ aus. Die ungemeine Wichtigkeit dieses Begriffes für das Verständnis von Goethes eigener Persönlichkeit und seiner Auffassung menschlicher Zustände hat bereits Aug. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist, S. 292 ff., erschöpfend behandelt. Es sei erinnert an solche typische Verbindungen wie: „behagliche Beschränkung“, „häusliche Ruhe und Behaglichkeit“, „heiteres Behagen“, „behaglicher Zustand“, „bürgerliches Behagen“ (die ganze Reihe 29, 233), u. a. Es ist kein Zufall, dass Goethe bei Schilderung der Friedensepoche nach 1763 die Ausdrücke „Behagen“ und „behaglich“ in kurzen Abständen fünfmal nacheinander braucht (DW. 23, 41 ff.). Auffällig sind Wendungen wie: „Mein Landvogt (Gessler) war einer von den behaglichen Tyrannen“ Ann. 440; „mutwilliges Behagen“ 15, 82; generisch steht „der Behagliche“ und „der starre Behagliche“ 15, 125, eine Zusammendrängung aus: „derjenige, der mit Starrsinn nur einen behaglichen Zustand als Massstab anerkennt.“

Die vorliegende Gruppe umfasst vorzugsweise Zustandsbegriffe, und so möge hier eine Reihe von Worten angeschlossen werden, die sich um den Begriff „Zustand“ selbst gruppieren und wichtig sind als typische Ausdrücke einer bestimmten Art von Indifferenz in Goethes Denkweise. Schon der frühreife Knabe und Jüngling übersah intuitiv die Höhen und Tiefen der menschlichen Gesellschaft, und die Briefe aus Leipzig zeigen stellenweise einen fast greisenhaften Skeptizismus, der zwar halb komisch wirkt, aber doch als frühes Symptom des mephistophelischen Ingredienz von Interesse ist. Goethe hat selbst später wiederholt geäussert, dass ihm eigentlich von jeher alles so selbstverständlich vorgekommen sei, als hätte er es in vergangenen Zeiten schon einmal durchlebt. Dass in diesem Ekel vor dem ewigen Einerlei des Lebens eine der Hauptursachen der Wertherkrankheit, der schwersten Krisis seiner inneren Entwicklung, lag, bedarf keiner weiteren Ausführung. Aus jener Krisis, wie anderen späteren, stellte er sich zum Gleichgewichte her durch das Lösen des auf ihm lastenden Stoffes in der Form und sinnlichen Gestaltung: der Gewinn aber war das Vermögen, in der beständigen Wiederkehr der Lebensbilder das Bleibende, Typische um so sicherer zu erkennen. Wie sich dieses Vermögen in immer steigernder Entfaltung auch in der Sprache äusserte, ist später zu behandeln; hier soll durch das Vorstehende nur der häufige Gebrauch solcher Ausdrücke, wie: Zustand, Wesen, Läufte, Wirtschaft, Region, Treiben, erläutert werden. Es sind bequeme Füllworte, um halb im Überdruss, halb im Verlangen nach typischer Festlegung das leidige Einerlei ewig wiederkehrender Verhältnisse summarisch abzuthun. Schon R. Meyer hat a. a. O. S. 37 eine Fülle von Belegen angeführt, um die Beliebtheit von „Wesen“, besonders in Zusammensetzungen, zu illustrieren; vgl. „Bibliotheks-

wesen", „das Farbenwesen", „Schriftsteller- und Recensentenwesen", „Litterarwesen", „das ganze musikalische Wesen" u. a. Auch das Wort „Zustand" ist an der gleichen Stelle besprochen; hinzugefügt sei noch folgende merkwürdige Stelle aus einem Briefe an Niebuhr 1812: (Goethe spricht über die typische Entwicklung von der Aristokratie zur Monarchie und fährt fort): „Alle drei Zustände (Zustand ist ein albernes Wort, weil nichts steht und alles beweglich ist), alle drei Verhältnisse leiden eben an dem Beweglichen..." Str. Br. II, 18. Dass Goethe hier eins seiner Lieblingsworte selbst verdammt, könnte auffällig erscheinen; aber er stellt wohl gelegentlich solche theoretischen Betrachtungen an, ohne sie in die Praxis zu übertragen (vgl. über „Komposition" 34, 170; Gespr. 8, 98; über „erinnern" Gespr. 4, 311; im allgemeinen unten S. 279 ff.). Man hat darin vielmehr Ausdrücke eines augenblicklichen Ärgers über das ungefüge Material der deutschen Sprache zu erblicken, den „schlechtesten Stoff", wie sie in dem bekannten Venetian. Epigramm in vorübergehendem Zorn genannt wird. So hielt Goethe auch an dem Wort „Zustand" weiterhin fest, und zwar entwickelte sich das Wort zu der Prägnanz: „bleibendes Verhältnis", wie z. B. aus folgender Stelle in einem Briefe an Carlyle (25. Juni 1829) hervorgeht: „Die poetische Gabe ist mit der Gabe, das Leben einzuleiten und irgend einen Zustand zu bestätigen, gar selten verbunden." Briefw. S. 67.

Ein anderer beliebter Kollektivausdruck ist „Region", häufiger im Plural „Regionen"; mit vorwiegender Beziehung auf geistige Strömungen ist er zahllos im Altersstil anzutreffen, z. B. Ann. 798, 884; 29, 383; „die sinnig-geistigen Regionen Deutschlands" 28, 342; „Region der Wahrheit", u. s. w.; sehr beliebt ist: „höhere Regionen" z. B. Ann. 887; 22, 115; 29, 343 u. a. — „Läufte"

begegnet meist in Zusammensetzungen wie: „Zeitläufte“ Ann. 129; „Tagesläufte“ Ann. 150; „Jahresläufte“ F. II, 4863; „Kriegsläufte“ Ann. 175; „Schreckensläufte“ F. II, 4931. Ein Kollektivausdruck der früheren Zeit ist „Wirtschaft“, das z. B. in den Briefen an Lavater 1775 und 1776 vielfach begegnet, etwa in der Bedeutung von „Art und Weise“, auch „Lebensweise“; ein Brief, der noch in Frankfurt geschrieben ist, bietet eine Stelle, die in ihrem ganzen Zusammenhange typisch ist als Ausdruck der indifferenten Stimmung und des Überdrusses an dem „Weltwesen“, wie Goethe später gesagt hätte: „Mir wird je länger je mehr das Treiben der Welt und der Herzen unbegreiflich. Einzelne Züge, die sich überall gleichen, und doch nie dran zu denken, dass der grösste menschliche Kopf ein Ganzes der Menschen Wirtschaft übersehen werde.“ DjG. III, 112. In ganz entgegengesetzter Stimmung zählt er am 8. Jan. 1777 alle die Licht- und Schattenseiten des „bunten Treibens der Welt“ auf und schliesst: „es ist eine treffliche Wirtschaft.“ Andere Belege aus jener Zeit sind: „... Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit (hinsichtlich seiner Mitarbeit an den Physiognom. Fragen), der ich in verbreiteter Wirtschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde.“ An Lavater 21. Dez. 1775, DjG. III, 122. — „Ich habe mich über deine Plans Wirtschaft (Anordnung der Fragmente) ein bissel geärgert...“ An Lavater DjG. III, 136. „Ich kann nichts von meiner Wirtschaft sagen, sie ist zu verwickelt...“ An Johanna Fahlmer DjG. III, 121; u. ö. In einem Briefe aus Venedig redet er einmal von der „Wirtschaft der Seeschnecken...“ 24, 84 (1786). — Endlich verdient „Treiben“ hier Erwähnung als ein Lieblingswort, besonders in Verbindungen wie: „Treiben der Welt“, „Treiben des Lebens“, „Erdetreiben“ u. a.; der bekannte Vers: „Ach, ich bin des Treibens müde!“ ist ein weiterer typischer Aus-

druck dieser Indifferenz. Dem „bunten Treiben der Welt“ und der „verbreiteten Wirtschaft“ steht gegenüber der „Kreis“ (hier also in verschiedener Anwendung von der in R. Meyers Aufsatz erläuterten = die kleine Gemeinde des Dichters, im Gegensatz zu der „Menge“); es ist die „Systole“ der Verengerung und Beschränkung gegenüber der Zerstreuung, oder mit den Worten des Prometheus: „der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt.“ In diesem Sinne begegnet „Kreis“ häufig in der ersten Weimarer Zeit, als sich der Dichter aus dem Weltschweifen, dem unbedingten Streben „ins Engere zog“ und sich einen bestimmten Wirkungskreis schuf. So schreibt er bereits am 19. Febr. 1777 an Lavater: „mich kümmert ausser meinem Kreis nun gar nichts,“ und deutlicher an Knebel 16. Febr. 1784: „Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis meines Daseins, in den ich mich klüglich verschanzt habe.“ I, 51. — Andere Verwendungen von „Kreis“, in denen das Bild des Zirkels deutlicher hervortritt, sind später unter der Typik der Metaphern zu behandeln (s. unten S. 259). Dort sind auch metaphorische Lieblingswendungen für den Begriff des Einerlei, wie „Raritätenkasten“, „Schnurre“, „die Tonne wälzen“, besprochen (s. unten S. 246 f.).

Über die drei allgemeinsten Ausdrücke der indifferenten Sphäre: „heiter“, „trefflich“, „würdig“, die allen Kategorien angehören, ist bereits oben das nötige gesagt worden; ganz farblos ist auch „redlich“, das im 18. Jahrhundert allgemein weit gebräuchlicher war, als heute. Individuell ist in Goethes Sprache die Verbindung von „redlich“ mit den Begriffen des Wollens und Strebens; stereotyp ist die Wendung: „redliches Streben“ z. B. 29, 146; 151 u. s. w. Schon dem Grafen Reinhard muss diese

Eigentümlichkeit aufgefallen sein, denn er braucht die Verbindung einmal selbst in gleichsam citierender Weise in einem Briefe an Goethe: „Überall (in den morphologischen Heften) verstehen Sie es, ... lichte Aussichten durch den dichten Wald zu öffnen, überall ist ein redliches Streben.“ Briefw. S. 187. Auch „redliches Bemühen“ ist häufig, (z. B. im Sonnett „Natur und Kunst“: „Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!“ 11. 1, 71; in der ZX.: „Jedem redlichen Bemühn sei Beharrlichkeit verliehn.“ 3, 260; u. ö.); ferner „redliches Wollen“ (z. B. Ann. 656; 22, 97). — Noch farbloser ist „treulich“, eine der Lieblingswendungen des Altersstiles, besonders in Briefen. Dagegen hat „anständig“, wie schon Pniower G.-J. 19, 230 f. dargelegt hat, eine merkwürdige Prägnanz entfaltet, deren Hauptstufen etwa wären: „angemessen — schicklich — würdevoll — anmutig.“ Viele Anwendungen erklären sich ohne weiteres dadurch, dass die wörtliche Bedeutung herausgehoben ist, und das Fremdartige weicht, sobald man „anstehend, wohlanstehend“ einsetzt. Zu den von Pniower erklärten Belegen seien noch folgende hinzugefügt: „...als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing...“ 16, 157 (= mit Begeisterung, aber zugleich mit Würde); (über das Porträt von Ferd. Imécourt, gemalt von Gérard): „... die Gestalt von mittlerer Grösse, anständiger Zartheit...“ 28, 586 (= wohlanstehend); „sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Betrübten ziemt“ 18, 42 (eine Art Pleonasmus = wie es einer Betrübten wohl ansteht und ziemt); (über den Riss zum neuen Theater urteilt Goethe in einem Briefe an Schiller 14. Juli 1798): „Der Gedanke ist sehr artig und anständig“ (hier würde „angemessen“ einzusetzen sein); „wer klar sieht, wird dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen misslang, anständig bedauern“

29, 239 (= geziemend); „man ebnete einen anständigen Platz“ Ann. 8h (= angemessen, genügend gross); „die Eltern waren anständig behagliche Personen“ 23, 109 (Personen in mässig behaglichen Umständen). Diese Beispiele werden genügen, um die Abweichung von der heutigen Verwendung zu illustrieren. Der Unterschied besteht darin, dass die Bedeutung heute auf den Begriff des sittlichen Anstandes verengert ist, während sie bei Goethe im weitesten Sinne alles einschliesst, was „angemessen“ ist, auch in konkreter Hinsicht, wie die Wendung „anständiger Platz“ deutlich zeigt. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass diese erweiterte Gebrauchsweise von „anständig“ keineswegs auf Goethes Sprache beschränkt, sondern allgemein in der Litteratursprache des 18. Jahrhunderts zu belegen ist; individuell ist vielmehr die Häufigkeit, mit der es Goethe anwendet, und diese Beliebtheit gewinnt an Bedeutung, wenn man das Wort im Zusammenhang der reich entwickelten Terminologie der Indifferenz betrachtet.

Einer der schönsten Sprüche Goethes lautet: „Die wahre Liberalität ist Anerkennung.“ Spr. 624. Gleichgiltigkeit gegen das Weltwesen im allgemeinen hinderte ihn nicht an positiver Toleranz im einzelnen, an dem „Gelten lassen“ einer jeden Individualität an ihrer Stelle, an „lässlicher“ Auffassung, die sich zu „Neigung“ und „Wohlwollen“ steigerte, sobald er die geringste Möglichkeit eines Anschlusses an seine Gemeinde, einer gegenseitigen Förderung, zu sehen glaubte. Alle hier angemerkten Ausdrücke stehen in innerer Verwandtschaft unter sich und mit einem Grundzug von Goethes Charakter, der in einem Briefe an Knebel als ein Resultat der Rhein- und Mainreise von 1814 in den folgenden Sätzen niedergelegt

ist: „Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, steht wohl die Duldsamkeit obenan, die ich mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. ... Ich bin dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäss war...“ II, 158. Der Grundsatz der Duldung muss ihm in der Wendung „gelten lassen“ besonders anschaulich entgegen geklungen sein, denn sie erfreut sich im Altersstil grosser Beliebtheit. Einer der frühesten Belege findet sich in einem Briefe an Cotta vom Jahre 1808, in dem Goethe über seine Aufnahme bei Napoleon in der bekannten ausweichenden Art berichtet: „Ohne mich auf das Detail der Unterhaltung einzulassen, so kann ich sagen, dass mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten liess...“ Str. Br. I, 126. Hier wird schon durch die gleichnisweise Einführung ein besonderes Gewicht auf das Wort gelegt, das etwa der Umschreibung entspräche: „Er liess meine Individualität zur Geltung kommen und respektierte sie.“ An einer anderen Stelle wird die Bedeutung durch den Zusatz von „schalten“ accentuiert: (über den Verkehr mit Zimmermann) „wir liessen uns wechselsweise gelten und schalten“ DW. 22, 195. Goethe stand gerade in dieser Hinsicht, in seiner „unüberwindlichen, naiven Gutmütigkeit“ im geraden Gegensatz zu seinem Freunde Merck, dem „mephistophelisch querblickenden“: „das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Greuel.“ DW. 23, 56.

Sehr prägnant erscheint der Ausdruck ferner in dem „Dank des Paria“ 1, 279:

Grosser Brahma! nun erkenn' ich,
Dass Du Schöpfer bist der Welten!

Dich als meinen Herrscher nenn' ich;
Denn Du lässest alle gelten.
Und verschliessest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief Herabgesetzten,
Alle hast Du neu geboren.

Hier liegt in dem „gelten lassen" geradezu die christliche Lehre von der Anwartschaft aller, auch der Verworfensten, am Reiche Gottes ausgesprochen, und eben diese Humanisierung des altindischen Fabelstoffes ist Goethes Eigentum (vgl. Loepers Kommentar Gedichte 1, 389). In der Spruchweisheit des Alters spielt das „Geltenlassen" eine grosse Rolle; Goethe macht aus seiner Abneigung gegen bestimmte Tendenzen der jüngeren Generation kein Hehl, aber er lässt sie gleichmütig gewähren: „Was ich tadle, muss ich gelten lassen" ZX. 2, 352, erwartet aber seinerseits die gleiche Toleranz ZX. 2, 390:

„Lasset walten, lasset gelten,
Was ich wunderlich verkündigt!
Dürftet Ihr den Guten schelten,
Der mit seiner Zeit gesündigt?"

Dem ersteren Vers entspricht inhaltlich, obwohl nicht so scharf pointiert, eine Auslassung über die neueste deutsche Poesie in einem Briefe an die Gesellschaft für in- und ausländische Litteratur in Berlin. Diese hatte ihm zu seinem 80. Geburtstage ein Glückwunschschreiben übersandt, worauf Goethe in einem längeren, höchst interessanten Briefe antwortete und sich, im Anschluss an sein damaliges Lieblingsthema der Weltlitteratur, über Hilfsmittel und Vorteile des Studiums fremder Litteraturen verbreitete. Darin kommt folgender Passus vor: „Die deutsche Poesie bringt ... eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder

Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere... Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das, was es ist.“ Str. Br. I, 207 (1829). Eine ganz ähnliche Prosaumschreibung der gleichen ZX. (Was ich tadle, muss ich gelten lassen) findet sich bereits viel früher in einem Briefe an den Grafen Reinhard vom 8. Mai 1811: „Überhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muss man die jungen Leute gelten lassen für das, was sie sind...“ Briefw. S. 105. Dagegen verspürt man in anderen Xenien den gleichen Geist, der im „Buch des Unmuts“ im Divan schilt; in den Versen (2, 345)

Ruhig soll ich hier verpassen
Meine Müh' und Fleiss;
Alles soll ich gelten lassen,
Was ich besser weiss.“

erscheint die Duldung nur gezwungen, und an anderer Stelle (3, 259) rühmt der vom Weltwesen abgewandte Greis seine Unabhängigkeit, die ihn auch der Duldung überhebe:

Verfahre ruhig, still,
Brauchst Dich nicht anzupassen;
Nur wer was gelten will
Muss andre gelten lassen.

Den gleichen Vorstellungskreis wie „gelten lassen“, umfasst das Wort „lässlich“, gewissermassen das Adjektiv zu jenem Begriff und in hervorragendem Masse ein Goethescher Idiotismus. „Lässlich“ ist auch die Art, wie er selbst mit dem Worte schaltet, indem es „gelten“ und „gelten lassen“, aktive und passive Bedeutung zugleich in sich vereinigt. Auszugehen ist natürlich von der passiven Bedeutung: „Was geduldet werden kann“, die zwar auch anderweitig, aber nirgends in solcher Häufigkeit wie bei

Goethe belegt ist. Die heutige Entsprechung wäre: „leidlich, passabel“. Die Beliebtheit ist etwa gleichzeitig mit der Aufnahme von „gelten lassen“ zu datieren, seit dem Eintritt einer gleichmütigen Altersstimmung. Aus der grossen Anzahl der Belege seien erwähnt: „Eine lässliche Bosheit“ 20, 155; „... die lässlichsten Versuche, sich etwas Höheres anzubilden...“ 22, 18; „lässliche Hexameter“ 25, 174; „die lässlichsten Produktionen“ Ann. 1045. Die aktive Verwendung, = tolerant, duldsam, scheint Goethe allein anzugehören, begegnet bei ihm jedoch ebenso früh, wie die passive. Belege: „Ein lässlich scheinendes... Verbot“ 10, 74; „was die Menschen thaten und trieben, sah ich lässlich an...“ 20, 150; „wenn wir ... die vor uns liegende Sammlung dankbar und lässlich behandeln“ 29, 398. Endlich entwickelt sich aus der aktiven Verwendung leicht die Nuance: „zu tolerant“ = „bequem, nachlässig“, die ebenfalls Goethes Eigentum ist und ebenfalls so früh wie die beiden anderen Bedeutungen belegt ist: „weil er die Sache lässlich nimmt... so bleiben seine Überzeugungen für die Gegenwart verloren.“ 29, 301; „lässliche Amtsbeschäftigung“ 21, 187; „bei einer solchen lässlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts“ 29, 632; „man sieht..., dass die Anlage meines Gedichtes ... etwas Lässliches hatte“ Ann. 440. Auch das Substantiv „Lässlichkeit“ begegnet in passiver wie aktiver Bedeutung; in ersterer schon im Anhang zum Cellini (1802): „Lässlichkeit menschlicher Fehler“ 30, 446; aktivisch: „man wird sich bei der Betrachtung ... in einer gewissen Lässlichkeit erhalten müssen...“ 28, 422.

Goethes eigene Definition des Begriffes „Neigung“ lautet: „sie bezieht sich auf ein reines Verhältnis, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.“ 29, 237. Die Be-

trachtung, der diese Stelle entnommen ist, hat die Überschrift: „Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit“ und behandelt also die Skala der Affekte, ein Thema, das Goethe in den verschiedensten Formen zu allen Zeiten beschäftigt hat. Demgemäss begegnen auch die Worte selbst in bedeutungsvoller Prägnanz, wie hinsichtlich „Leidenschaft“ schon oben S. 69 ff. gezeigt war. Wenn dieses letztere Wort das Gefühl einer stärkeren Beschleunigung des Pulses in dem Sprachkörper darstellt, so könnte man „Neigung“ als die schwächste, oft kaum wahrnehmbare Erregung auffassen, die aber gleichwohl ihren dynamischen Ursprung bethätigt und in dem blossen „Verhältnis“ die hin- und widerstrebenden Kräfte entfaltet: „Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht.“ An Reinhard S. 8. Dieser letztere Gedanke liegt auch der ZX. 2, 364 zu Grunde:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern Dir erscheint,
Das Alles ist ein Turm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Als Bezeichnung des häufigsten Grades in der Reihenfolge der Affekte ist auch das Wort „Neigung“ eins der häufigsten in Goethes Sprache. Um diese allgemeine Behauptung durch einen Einzelfall zu erläutern, sei erwähnt, dass allein in den Wahlverwandtschaften das Wort „Neigung“ 60 mal begegnet. Allerdings mag diese Erscheinung zum Teil darin begründet sein, dass in diesem Roman die Neigung selbst, oder die Entfaltung der Neigung zur Leidenschaft, das Thema bildet. Wie es hier im grossen epischen Massstabe durchgeführt wird, so stimmt es den Greis noch zu stiller aphoristischer Betrachtung (vgl. den obigen Aufsatz über die Stufenfolge der Affekte), und das gleiche Thema klingt bereits in der Jugendlyrik

ahnungsvoll an, wenn der Dichter, einer Neigung kaum entronnen und durch eine andere wieder gefesselt, „ohne Rast und Ruh“ durch den Ilmenauer Forst streift:

„Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen.“ 1, 54.

Besonders beliebt ist das Wort in Verbindung mit anderen Gliedern derselben Gedankenkette, am häufigsten mit „Leidenschaft“; Belegstellen: 29, 256; 21, 144; 22, 57; 23, 35; Ann. 666; 33, 75; 21, 132 u. s. w. Diese Wendung „Neigung und Leidenschaft“ ist vielleicht stereotyper als irgend eine andere. Auch 3—5fache Verkettung ist nicht selten: „Neigung, Liebe, Freundschaft, Teilnahme“ Ann. 550g. „Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit“ 29, 381; „Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft“ Ann. 403a; „Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung“ 28, 625; „Neigung, Liebe, Leidenschaft“ Ann. 959; „eine Neigung, die als Liebe, als Leidenschaft sich zeige“ 18, 223. Diese Reihen werden genügen, um die Behauptung zu stützen, dass die öfters citierte aphoristische Betrachtung (29, 236 f.) nur theoretisch zusammenfasst, was thatsächlich in Goethes Schriften überall ausgestreut liegt.

In stereotypen Verbindungen büsst das Wort seine Prägnanz ein; diese kommt jedoch gelegentlich wieder zur vollen Geltung durch das einfache Einschieben der Steigerungspartikel: „Neigung, ja Leidenschaft“ wie z. B. 18, 357; 21, 160; 15, 114; 31, 149 u. ö. Sehr prägnant sind folgende Verbindungen: „Diese Biographien (Carlyles) sind mit Neigung, aber mit Klarheit geschrieben.“

An Boiss. II, 482; Lili, „die Neigungsvolle und Leidenschaftslose.“ 23, 39.

Am farblosesten von allen Idiotismen dieser Reihe ist das Wort „Wohlwollen“ mit seinen Adjektiven „wohlwollend, wohlmeinend, wohlgesinnt“. Sie alle gehören dem Altersstil an und sind vor 1800 nur vereinzelt nachweisbar. Die Bedeutung von „Wohlwollen“ unterscheidet sich nicht von der generellen, indem sowohl allgemein eine gute Gesinnung, als im besonderen das Wohlwollen gegen andere damit bezeichnet wird. Aber die Verwendung ist nach der allgemeinen Seite hin wegen der Häufigkeit typisch, nach der besonderen insofern prägnant, als Goethe unter den „Wohlwollenden“ alle mit ihm selbst Gleichgesinnten und Gleichstrebenden versteht, im Gegensatz zu den „Misswollenden“, und unter „Wohlwollen“ soviel wie „Förderung und Teilnahme“. Diese Prägnanz ist später an anderer Stelle zu behandeln (s. unten S. 150); die rein ethische Bedeutung liegt z. B. in der ZX. 2, 363 zu Grunde:

> Lieb' und Leidenschaft können verfliegen;
> Wohlwollen aber wird ewig siegen.

Die Adjektive „wohlwollend“, „wohlmeinend“ sind beliebt als indifferente Beiworte und erscheinen nur selten im Hauptton wie z. B. „... dort findet er einen Wohlmeinenden, der ihm eine Stelle für seinen Sohn ins öffentliche Hospital verschafft.“ 29, 198. Auch die Ausdrücke: „wohldenkend“ und „wohlgesinnt“ sind im allgemein ethischen Sinne bei Charakterdarstellungen sehr beliebt, häufig sogar in betonter Stellung: „Zufällig rühmte man ... einen Offizier ... als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrenen Mann“ 21, 87; „Herr von Stein ... ist ein höchst wackerer, wohldenkender junger

Mann.“ An Eichstädt 7. Jan. 1804; „In Ihrem Billet, in welchem ich die Gesinnungen eines wohldenkenden Mannes erkenne“ An den Schauspieler Krako, Str. Br. I, 374; „da er (Hamann) nun gar die „Kreuzzüge des Philologen“ herausgab..., so entstand unter den Wohl- und Zartgesinnten ein Missbehagen“ 22, 64; „Studierende waren die Überzahl, alle gut- und wohlgesinnt“ 21, 134.

Sehr arm an typischen Wendungen ist der negative Teil dieser Gruppe, aus den gleichen Gründen des Eulogismus, die den indifferenten Teil so bereichern. Man kann höchstens Worte wie unrein (s. oben S. 85) und unsittlich heranziehen, von denen besonders das letztere ausser der generellen Bedeutung eine besondere Prägnanz, von dem Standpunkte der Goetheschen Moral, enthält. Es ist früher dargelegt worden, dass das Gesetz der Beschränkung den Kern seiner sittlichen Weltanschauung bildet; somit erscheint es ganz selbstverständlich, wenn Goethe das Nicht-sittliche in dem Mangel an Selbstbeschränkung erblickt. Das Wort „sittlich“ geht also in dieser Prägnanz weit hinaus über das generelle „tugendhaft“, „frei von Lastern“, und bezeichnet vielmehr das, was sich „innerhalb der Grenzen der moralischen Weltordnung“ bewegt. Insofern als sich diese Weltordnung als eine Kette von Abhängigkeitsverhältnissen darstellt, konnte Goethe sagen: „Schon jeder, der aus der Subordination heraustritt — denn die ist das Moralische — ist insofern unmoralisch.“ Gespr. 2, 161. In diesem höchsten Sinne des Wortes erscheint auch das nachstehende scheinbare Paradoxon als folgerecht: „Gott ist nur moralisch, kein Mensch ist es vis-à-vis von sich; man ist es nur gegen andere, denn niemand kann sich selbst subordinieren.“ Gespr. 2, 324. Der Lehre von der sittlichen Beschränkung entspricht das

Gebot der Beschränkung im künstlerischen Schaffen, woraus sich geradezu die Identität von „sittlich“ (im Goetheschen Sinne) und „schön“ ergiebt: „Man könnte ein solches Genie, das innerhalb des Schönen bleibt, ein moralisches nennen, weil es eben das thut, was das moralische Wesen thut, innerhalb der Pflicht oder des moralischen Gesetzes zu verbleiben. Die anderen, insofern unmoralische, wohlgemerkt! nicht unsittliche...“ Gespr. 2, 267. Durch den letzteren Zusatz will Goethe natürlich nur einer Verwechslung seines prägnanten Sittlichkeitsbegriffes mit dem landläufigen vorbeugen. Hinsichtlich der Gleichungen „sittlich = schön“, und „sittlich = Gott“ ist noch zu vergleichen die Antwort Goethes auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen. „Durch Gott selber, wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur.“ Gespr. 6, 86. In diesem „höchsten“ Sinne ist auch das Urteil über Byrons Don Juan („... das Unsittlichste, was jemals die Dichtkunst vorgebracht“ 29, 757) aufzufassen, und nicht im landläufigen Sinne der Unmoralität einzelner Scenen. Andererseits verwahrte sich Goethe hinsichtlich der „Wahlverwandtschaften“ ernstlich gegen die Bezeichnung „unsittlich“, obwohl die oberflächliche Lektüre darin vielleicht unsittliche Situationen, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, entdecken könnte. Folgendes hierauf bezügliche Gespräch ist überliefert: „Ich kann dieses Buch durchaus nicht billigen, Herr von Goethe; es ist wirklich unmoralisch, und ich empfehle es keinem Frauenzimmer.“ Darauf hat Goethe eine Weile ganz ernsthaft geschwiegen, und endlich mit vieler Innigkeit gesagt: „Das thut mir leid, es ist doch mein bestes Buch ... Das Gesetz in dem Buche ist wahr, das Buch ist nicht unmoralisch, Sie müssen's nur vom grösseren Gesichtspunkte betrachten; der gewöhnliche moralische Massstab kann bei

solchem Verhältnis sehr unmoralisch auftreten.“ Gespr. 2, 292.

In anderer Prägnanz erscheint das Wort, wenn „Neid und Widerwille“ als „Phänomen der unsittlichen Welt“ 33, 83 bezeichnet wird. Hier hat man sich der doppelten Goetheschen Interpretation von „Egoismus“ zu erinnern, der im negativen Sinne geradezu mit Neid identifiziert wird (vgl. oben S. 88). Sehr nahe berührt sich „unsittlich“ hier mit dem wichtigen Idiotismus „misswollend“, der jedoch besser im Zusammenhang mit der geistigen Kategorie zu behandeln ist (unten S. 177).

Was die Bedeutung von „verrucht“ anlangt, so hat R. Meyer a. a. O. S. 35 bereits den vorwiegenden Gebrauch in mündlicher Rede hervorgehoben und die glaubhafte Vermutung ausgesprochen, dass in dem Worte zum Teil ein euphemistischer Ersatz für „verflucht“ vorliege, in halb ärgerlicher, halb scherzhafter Bedeutung (vgl. Gespr. 2, 137). Die schriftlichen Belege zeigen jedoch nur einen sehr ernsthaften Charakter des Wortes, einen Ausdruck tiefster sittlicher Abscheu, wie z. B. in den Sätzen: „Talente, die er ... auf eine rabulistische, ja verruchte Weise ... missbrauchte“ 20, 72; „diese Ironie, dieses Bewusstsein, womit man ... mit seinen Irrtümern scherzt und ihnen desto mehr Raum und Lauf lässt, ... kann von der klarsten Verruchtheit bis zur dumpfsten Ahnung sich in mancherlei Subjekten stufenweise finden...“ 36, 301. Aus diesen und anderen Belegen geht hervor, dass „verrucht“ bei Goethe gleichbedeutend ist mit dem Begriff einer bewussten Schlechtigkeit oder absichtlichen Bosheit, und insofern als negatives Extrem dieser Gruppe gelten kann.

Der Mangel an typischen Scheltworten bei Goethe schliesst natürlich nicht aus, dass an der richtigen Stelle sich auch das richtige Wort einstellt, und es gewinnt dann

umsomehr an Wucht. Als ein Beispiel wahrhaft „phorkyadischen Scheltens“ mag hier eine Stelle aus einem Briefe an Zelter eingerückt werden, in der Goethe seinem Grimm über die gleichzeitige französische Romanlitteratur der Hugo, Balzac u. s. w. Luft macht: „Durch das Strudeltagsgelese bin ich in die grenzenlosen Schrecknisse der neuesten französischen Romanlitteratur hineingeschleppt worden. Ich will mich kurz fassen: Es ist eine Litteratur der Verzweiflung... Das Hässliche, Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft...“ An Zelter VI, 214. Diese furchtbare Explosion wirkt in dem behaglich dahingleitenden Briefwechsel der beiden Greise besonders erschütternd; dass sie aber nicht der Ausdruck einer vorübergehenden, „verneinenden“ Stimmung war, beweist ein Urteil über Hugos Roman „Notre Dame de Paris“, den Goethe einmal als ein Produkt des dritten Gährungsstadiums, der „Fäulnis“ charakterisiert (An Boisserée II, 575; vgl. das Urteil des letzteren, worin derselbe Roman ein „mit der frechsten Willkür zusammengestoppeltes Fratzenwerk“ genannt wird, II, 573). Man dürfte neugierig sein zu erfahren, mit welchen Ausdrücken Goethe den Naturalismus der 80er Jahre, vor allem Zolas Rougon-Macquart Serie, ausgezeichnet hätte.

---

3. Geistige Gruppe.

Ein Centralbegriff, der das Goethesche Ideal geistiger Arbeit in prägnanter Form zum Ausdruck brächte, lässt sich in seiner Terminologie nicht nachweisen; in sachlicher Hinsicht wird diese Funktion übernommen von der

Gleichung „wahr = fruchtbar“, die ihre bündigste Formulierung findet in dem Verse: „Was fruchtbar ist allein ist wahr“ 3, 192. Dazu ist eine andere ZX. zu vergleichen: „Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist, Wirkt über alle Zeiten hinaus,“ 2, 359; sowie die Prosaumschreibung in dem Aufsatz: „Naturphilosophie“: Das Wahre „wirkt immer fruchtbar, ... dahingegen das Falsche an und für sich tot und fruchtlos daliegt...“ 29, 236; ferner der Satz „Das Wahre ist auch zugleich nützlich“ 29, 675. Inwiefern diese Anschauung sachlich in Goethes Individualität wurzelt, ist öfters dargestellt worden (vgl. z. B. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung, S. 7), und der an anderer Stelle (unten S. 186) gegebene Überblick über unsere gesamte Tabelle wird zeigen, wie die verschiedenartigsten Fäden direkt oder auf Umwegen in diesem Knotenpunkt zusammenlaufen. — In formeller Hinsicht ist dagegen eine Prägnanz in einer Gruppe von Worten zu konstatieren, die als Werturteile beliebt sind für jede geistige Arbeit, die ein „Höheres“ oder „höher Fruchtbares“ (29, 674) repräsentiert. Solche typische Wendungen, die im Altersstil, im Zusammenhang mit der allgemeinen Freude am Werten und Modifizieren, zunehmen, sind: unberechenbar, incommensurabel, unschätzbar, inkalkulabel, bedeutend, ein Höheres u. a. Charakteristisch ist bei allen, dass sie nicht im gewöhnlichen Sinne Superlative sind, und keinen Überschwang der Gefühle ausdrücken, sondern dass sie eher einer ruhigen, kontemplativen Stimmung entspringen und daher auch den modernen Leser kühl anmuten. Zudem sind die vier gebräuchlichsten eigentlich negative Urteile und Ausdruck eines Verzichtens auf wirklich adäquate Wertung. So unendlich daher der Vorstellungsinhalt auch sein mag, den Goethe mit einem Worte wie „unschätzbar“ oder „inkommensurabel“ verband, so

wird er bei dem Durchschnittsleser nicht in entsprechender Intensität erweckt. Erst nach längerem Studium der Goetheschen Denkweise gewinnen diese Worte gerade wegen der Resignation auf das menschliche Urteilsvermögen einen merkwürdigen feierlichen Klang, der wie ein Appell an höhere Geisteskräfte ins Unendliche weitertönt. Andererseits zeichnen sich alle diese Wertungen aus durch eine fast geheimnisvolle Beziehung zu dem „Höheren", worunter das „Fruchtbar-Wahre" zu verstehen ist; es sind keine gewöhnlichen, exaltierten Lobpreisungen, sondern Wertungen, die von einem durchaus individuellen Massstab ausgehen.

In welche Fernen entschwindet der menschlichen Fassungskraft ein Werk wie die Lehrjahre, wenn uns von dem Meister selbst die Äusserung überliefert wird: „Es gehört zu den inkalkulabelsten Produktionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt." Gespr. 5, 134. (Genau dieselbe Fassung zeigt das Urteil über Wilh. Meister in den Ann. 149, das übrigens gleichzeitig ist mit obigem Gespräch [1825].) An die Schwächen und Vorzüge ist dabei natürlich nicht gedacht, sondern lediglich an den Bezug auf das „Höhere", an die Tiefe des Erlebens, aus der das Werk emporgequollen und zu der es auch wieder behufs einer wahren Würdigung herabsteigen muss. Denn es ist gestaltete Erfahrung, ein Lebendiges, gewachsen wie die Natur selbst, und auch diese ist „etwas Inkommensurables" Gespr. 3, 125; 5, 52. So bescheidet sich Goethe bei allen Urphänomenen, wo immer er an der Grenze des „Wissbaren, Erkennbaren, Anwendbaren" angelangt ist (Boiss. II, 591), mit derartigen Verweisen auf das „Grenzenlose": Wie er von dem „Inkalkulabeln, Inkommensurabeln der Weltgeschichte" spricht (36, 91), so gesteht er die gleiche Eigenschaft einmal halb im Scherze dem Weibe zu: „Das Mädchen (Goethes Enkelin Alma von Goethe) ist

allerliebst und als ein echt geborenes Frauenzimmer schon jetzt inkalkulabel...“ An Ulrike von Pogwisch, Str. Br. II, 44; wie Wilh. Meister, ist auch der Faust „ganz etwas Inkommensurables“ Gespr. 7, 178. Der Ausdruck „unberechenbar“ ist besonders beliebt in stehenden Verbindungen wie: „unberechenbar in seinen Folgen“ (z. B. 29, 765; Ann. 148), „nicht zu berechnen“ (Ann. 912). Am häufigsten und frühesten von allen diesen Idiotismen ist „unschätzbar“, oft auch: „ganz unschätzbar“; die Freigebigkeit, mit der das Wort verwendet wird (in der Charakteristik der Lieder des Knaben Wunderhorn 29, 386 ff. werden die Lieder auf S. 34, 72, 100, 102, 159, 261, 328 damit ausgezeichnet), benimmt ihm seine superlative Geltung. Noch schwächer und ohne jede Prägnanz ist „unglaublich“, das vor allem im Gespräch ein Lieblingswort gewesen zu sein scheint.

Überraschend ist die Prägnanz von „höchst“, die erst durch ein tieferes Studium von Goethes Denkweise enthüllt wird. Es wird zunächst, wie schon R. Meyer a. a. O. S. 27 kurz berührt, gern prägnanten Wendungen beigefügt, um als Unterstreichung zu dienen, so dass „im höchsten Sinne“ etwa zu übersetzen wäre: „im spezifischen Sinne“. Diese Anwendung hat indes noch tiefere Wurzeln, die zu Tage treten, wenn man die Prägnanz des Adjektivs „hoch“ mit allen Steigerungsformen zugleich berücksichtigt. Der Grundbedeutung von „hoch“ dürfte man am ersten nahe kommen durch Nebeneinanderstellung zweier Maximen, in denen die Antithese „sittlich: gemein“ enthalten ist: „Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem ... Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt ... doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen“ Spr. 185. „Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.“ Spr. 696b. Unter höheren Forderungen versteht Goethe demnach den Bezug auf das Sittliche,

auch dieses im „höchsten", spezifischen Sinne. Bedenkt man aber, wie Goethe überall den Blick von dem Alltäglichen auf das Sittliche, Ewige zu lenken suchte, (vgl. Spr. 473), so scheint es natürlich, dass dieses Sittliche als ein „Höheres" oder „das Höchste" dem Gewöhnlichen gegenübergestellt wird. So bekennt er von sich selbst, dass seine Richtung „immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden" 23, 15; und in den typischen Wendungen: „auf ein Höheres hinweisen" (z. B. 29, 700), „ein Höheres bezwecken" (29, 696), schimmert immer der Gegensatz zu dem „Gemeinen" hindurch, zu dem was die „Menge" anzieht, wenn sie der „hohen, reinen Leitung" entbehrt (31, 149). Auch die Verbindung „höhere Zwecke" ist häufig (z. B. 22, 171; 179). In Wendungen wie: das „Sittlich-Hohe" 27, 321 tritt die Identität der beiden Worte deutlich hervor, und in solchen Fällen hat „hoch" geradezu die Bedeutung von „Ideal", einem Worte, das bei Goethe übrigens weit seltener begegnet als bei Schiller.

Wie sich ferner das Suchen nach dem Göttlichen bei Goethe äusserte in dem Gewahrwerden des sittlich-Höchsten, so wird das Göttliche selbst zum „Höchsten": „die Liebe des Göttlichen strebt immer danach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen." 29, 236; in dem berühmten Briefe an die Gräfin von Stolberg, in dem er der nie gesehenen Beichtigerin die letzte Generalbeichte ablegt, schreibt er: „ich habe bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt." Briefw. S. 142. Und wie in der himmlischen, so erblickt Goethe auch in der irdischen Liebe ein „Höheres", so lange sie die erste und einzige Liebe bleibt: denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört..." 22, 124. Wenn Goethe daher

seine Freundschaft mit Schiller einmal „eins der höchsten Verhältnisse“ nennt (33, 91), so ist diese Wendung vielsagend genug. Eine besondere Wichtigkeit gewinnen unter diesem Gesichtspunkte auch einige Fauststellen, in denen „**höchst**“ eine prägnante Rolle spielt; das Thema des zweiten Teils:

> Du regst und rührst ein kräftiges Beschliessen,
> Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.
> F. II, 4684—5;

sowie die letzten Worte Fausts, die Erfüllung:

> Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
> Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.
> F. II, 11584—5;

In beiden Fällen ist „höchst“ nicht nur mit „summus“ wiederzugeben (vgl. G.-J. 17, 218), sondern geradezu mit „unsterblich“, „ewig“; der „**höchste Augenblick**“ ist der, in welchem Faust sein Streben nach dem Höchsten zur That geworden sieht.[1])

---

[1]) In den Faustkommentaren fehlt zu dieser Stelle ein Hinweis auf einige der ergreifendsten Verse aus Goethes Jugenddichtung, die wie eine Vorahnung des Faustischen „höchsten Augenblicks“, klingen: die Unterweisung, die Prometheus seiner Pandora über den Tod giebt:

> Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
> Alles was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
> Gefürchtet, Pandora, —
> Das ist der Tod!
> — — — — — — — — — —
> Wenn aus dem innerst tiefen Grunde
> Du ganz erschüttert alles fühlst,
> Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
> — — — — — — — — — — —
> Und alles um dich her versinkt in Nacht
> Und du, in immer eigenstem Gefühl,
> Umfassest eine Welt:
> Dann stirbt der Mensch.

Als letztes Glied dieser Kette würde „ewig“ zu gelten haben, ein Lieblingswort Goethes, das überdies noch, wie Pniower G.-J. 19, 246 schon gezeigt hat, gelegentlich die Bedeutung von „ideal“ annimmt. Ausser dem dort erörterten wichtigsten Belege („das Ewig-Weibliche“) giebt es noch einige andere, in denen diese Prägnanz unverkennbar ist: „ein ewig Tüchtiger“ 28, 229, „ewig strebender Jüngling“ ebenda. Man könnte hier statt „Ideal“ auch „Typus“ einsetzen, insofern als beide Männer, Winckelmann und Achilles, in dem „höchsten Augenblick“, auf dem Gipfel ihres Könnens hinweggerafft werden und nun als Urbilder der Tüchtigkeit, des Strebens, vor uns stehen. Genau genommen hat ewig hier allerdings eine verschiedene, mehr spezifische Funktion, als in der Fauststelle, denn in letzterem Falle bedeutet „ewig“ geradezu das Ideal als solches, das Ideelle, wie die wichtige Äusserung zeigt, die Riemer überliefert: „Dass Goethe das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes konzipiert.“ Gespr. 2, 284. Der Sinn der Stelle liesse sich also statt der vorgeschlagenen Erklärung „das Ideal-Weibliche“ (G.-J. 19, 246) noch genauer durch die Umschreibung treffen: „das Ideal, wie es sich am reinsten in Form der weiblichen Hoheit verkörpert.“

Eine der wichtigsten Gruppen dieser Kategorie ist diejenige, der R. Meyer seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, sowohl in dem oft zitierten Aufsatz über Goethes Wortgebrauch (Archiv f. d. Stud. d. n. Spr., Bd. 96, 1 ff.), wie in einem früheren gedankenreichen Artikel über „Goethes Art zu arbeiten“ G.-J. 14, 167 ff. Diese Gruppe enthält die Terminologie des Schaffensprozesses, und ihre wichtigsten Glieder sind: Dumpfheit (im positiven Sinne = stilles Keimen, Empfindungsfülle, unklarer Drang; dieser Terminus ist jedoch auf die ersten fünf Jahre in Weimar beschränkt; eine ausführliche Analyse folgt unten

S. 156), — Aperçu (blitzartige Erkenntnis einer fruchtbaren Wahrheit, „Gewahrwerden“ der inneren Form), — Auffindung des „Mittelpunktes“ im Chaos, — das „Kristallisieren“ und „Dauer verleihen“. Aus dem Zustande stillen Keimens tritt das Empfangene an das Licht vermittelst des Aperçus, des Gewahrwerdens des „prägnanten Punktes“, der Maxime, und der Zurückführung des spezifischen Falls auf den typischen Begriff. Das Aperçu prägt dem Stoff die „innere Form“ auf und verleiht dem Augenblick Dauer, indem die einzelnen Teile sich zu einem organischen Ganzen zusammenordnen, um einen Mittelpunkt kristallisieren. — Daran schliessen sich noch einige andere Idiotismen: „geistreich“, das bei Goethe noch nicht im modernen Sinn = engl. „bright“, franz. „plein d'esprit“ vorkommt, sondern nur im älteren = engl. „clever“, „intelligent“; ferner „bedeutend“, von R. Meyer (a. a. O. S. 28) passend erklärt als „alles, was auf ein tieferes, tiefstes Sein deutet.“ Heute würde man etwa die erweiterte Form „bedeutungsvoll“ einsetzen, um die Prägnanz wiederzugeben, ähnlich wie „gemütvoll“ für „gemütlich“. Einen treffenden Beleg bietet gleich der erste Satz der Wanderjahre: „Im Schatten eines mächtigen Felsens sass Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle“ 18, 27. Wie sich die Intensität des Inhalts mit der immer zunehmenden Beliebtheit des Wortes bei Goethe steigert, lässt sich an der Hand der reichen Belegsammlung im DWb. I, 1227—28 sehr hübsch verfolgen.

Auch die Verwendung von „prägnant“ legt Zeugnis dafür ab, dass Goethe diejenige Erkenntnis und Erscheinung am meisten gilt, aus der sich greifbare Folgerungen ergeben, die eine „Epoche“ herbeiführt. So bekennt er von sich selbst 1823: „ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich vieles ab-

leiten lässt." Ann. 1033o. (Über den Gebrauch des Wortes „Punkt", der auf der Lehre vom Aperçu beruht, s. unten S. 225); er belobt Zelter, dass er sich aus seinen (Goethes) Briefen an ihn „einen prägnanten Punkt" herausnehme und ihn zur Nutzanwendung entfalte. An Zelter IV, 228. An anderer Stelle heisst es: „ich fühlte wohl, dass ich mich auf irgend einer prägnanten Stelle befand..." 33, 255. Wiederholt begegnet: „ein prägnanter Moment", An Reinhard S. 275; An H. Meyer 6. Dez. 1803. Interessant ist eine Stelle der It. Reise, in der „prägnant", das erst später zum Idiotismus wird, sachlich bereits sicher umschrieben ist: „Auch habe ich dieses Jahr ... gefunden, dass alle wirklich klugen Menschen ... darauf ... bestehen, dass der Moment alles ist, und dass nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, dass sein Leben ... die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte." 24, 420. Die „glücklichen Momente" von denen auch in der „Generalbeichte" die Rede ist (1, 81), sind die Aperçus, die fruchtbaren Eingebungen, die aus der Dämmerung zur Klarheit führen. „Das Leben wird immer prägnanter", schreibt der Greis noch 1826 an Boiss. (II, 440), und giebt damit einer Empfindung Ausdruck, die er sonst gern in das Gleichnis von den sybillinischen Blättern einkleidet. Über die Korrespondenz mit Schiller schreibt er an Schultz: „Die ersten Jahre höchst reich und prägnant" S. 313; über Schubarth äussert er: „es ist bei ihm alles prägnant" Gespr. 4, 296, und anderswo ist von einem „prägnanten Motiv" die Rede (29, 453), einer „prägnanten Zeit" W. IV. 23, 82 und „prägnanten Augenblicken" 23, 310.

Um nochmals auf „bedeutend" zurückzukommen, so wird die Prägnanz, die im Grunde in der Erneuerung der ursprünglichen Funktion besteht = „was etwas oder viel bedeutet", auch bewiesen durch die vereinzelte Verwen-

dung als reines Participium, die bei Lessing und Winckelmann auch sehr häufig ist; Goethe schreibt einmal: „Indem ich mich zeither mit der Lebensgeschichte wenig und viel bedeutender Menschen beschäftigte, ...“ Spr. 152, und auch in dem Satze „zwar spricht er schon vieles Höchstbedeutende aus“ 29, 752, liegt dieselbe Konstruktion vor, falls kein Diktatfehler vorhanden ist. — Mit der Prägnanz von „bedeutend“ geht Hand in Hand die Beliebtheit des Verbums selbst, in Form des Simplex „deuten“. Wo immer eine Folgerung oder Beziehung sich ergiebt, wird sie durch „deuten“ eingeführt, das Goethe sicher auch wegen seiner Anschaulichkeit gefiel; es wirkt fast wie ein Wegweiser, der mit ausgestreckter Hand auf die „Ferne“ oder „Folge“ hinweist. So schreibt Goethe bereits aus Italien: „Sizilien deutet mir nach Asien und Afrika“ 24, 211. Abstrakte Schlussfolgerungen werden vermieden und Ursache und Wirkung lebendig zur Anschauung gebracht: „Kleidung und Betragen der Einwohner ... deutete auf ein Verhältnis in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich...“ 21, 193. „Ihre Schuhe, ... ganz bestaubt, deuteten ... auf einen langen, zurückgelegten Weg“ 18, 69. „Anlagen, welche sämtlich auf Nutzen und Genuss hindeuteten...“ 18, 82; „eine imposante Gestalt, welche sowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geselligen Leben hindeutete...“ 18, 350.

Es liegt im Wesen des Aperçus, dass es plötzlich und unerwartet hervortritt, oder wie Goethe mehreremale sagt: „hervorspringt“. Diese Eigentümlichkeit, die sich metaphorisch in dem beliebten Bild von der Blendung des Auges durch das Übermass von Licht, auslöst (F. II, 4702; It. R. 24, 462; Spr. 331; 958; vgl. G.-J. 15, 268), hat auch einige Idiotismen gezeitigt, von denen „erschrecken“

der auffälligste ist. Es hat nämlich bei Goethe häufig die sonst nicht nachweisbare Bedeutung: „mit Erstaunen wahrnehmen“. Sie tritt am klarsten hervor in einem Briefe an Schultz vom März 1824; er beschreibt hier den Eindruck, den der Abguss des kolossalen Kopfes der Juno Ludovici auf ihn machte, nachdem er ihn längere Zeit nicht gesehen hatte: „Mehrere Wochen war ich nicht in das grosse und durchkältete Zimmer gekommen, und als ich wieder hineintrat, erstaunt' ich zum Erschrecken, so trat mir das erhabene, einzige Götterbild entgegen.“ Briefw. S. 304. Die Prägnanz von „erschrecken“ im Sinne eines gesteigerten Erstaunens entwickelt sich in der Weise dass der Vorgang der plötzlichen Erschütterung, der generell nur auf das Gefühlsleben bezogen wird, hier auch auf das geistige Leben angewendet scheint. Belege finden sich nur in den späteren Schriften, mit Ausnahme eines Briefes aus Italien vom 17. Mai 1788, in dem der Satz vorkommt: „Die Beschreibungen, die Gleichnisse etc. (bei Homer) kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt.“ 24, 307. In einem früheren Briefe aus Italien vom 22. Jan. 1787 begegnet das Wort „erschrecken“ einmal in einer eigentümlichen Doppeldeutigkeit, indem sowohl ein Affekt wie eine geistige Überraschung darunter verstanden werden kann. Goethe spricht von den unersetzlichen Verlusten, die Italien durch den Export von Kunstwerken beständig erleide, und die wenigstens zu mildern seien, wenn jedesmal ein Abguss zurückgelassen werde. „Hätte aber auch ein Papst solch einen Gedanken gehabt, Alles hätte sich widersetzt; denn man wäre in wenigen Jahren erschrocken über Wert und Würde solcher ausgeführten Dinge...“ 24, 155. Das Erschrecken bezieht sich offenbar sowohl auf den Schmerz des Verlustes, wie auf die plötzliche Erkenntnis des Wer-

tes der verlorenen Güter. Das steigernde Verhältnis zu erstaunen, sowie die Übertragung von „erschrecken“ auf Lustgefühle, während generell nur Unlustgefühle damit bezeichnet werden, tritt sehr hübsch in folgendem Satze hervor, aus dem Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ 1823: „Selbst der (Kölner) Dom inwendig macht uns ... zwar einen bedeutenden, aber doch unharmonischen Effekt; nur wenn wir ins Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraschender Harmonie anspricht, da erstaunen wir fröhlich, da erschrecken wir freudig und fühlen unsere Sehnsucht mehr als erfüllt.“ 28, 361.

Sonst tritt das Wort isoliert auf; folgende Belege zeigen die Prägnanz am auffälligsten: „Diese Tage habe ich wieder Linné gelesen und bin über diesen ausserordentlichen Mann erschrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik. ZBr. II, 334. „Diese Untersuchungen (über Leonardos Abendmahl) ... nötigten mich, dem ausserordentlichsten Künstler und Menschen wieder einmal auf allen Spuren zu folgen; wo man denn doch über die Tiefe der Möglichkeit erschrickt, die sich in einem einzigen Menschen offenbaren kann.“ An Boiss. II, 208. (Über englische Kupfer zu Shakespeare): „Man erschrickt, wenn man diese Bilderchen durchsieht. Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und gross Shakespeare ist!“ Gespr. 5, 257. „Die Lehre vom direkten und obliquen Licht ist so fruchtbar, dass ich selbst noch oft dafür erschrecke.“ An Schultz S. 169. „Schlegel weiss unendlich viel, und man erschrickt fast über seine ausserordentlichen Kenntnisse und seine grosse Belesenheit...“ Gespr. 6, 79.

Bemerkenswert ist endlich der Gebrauch des transitiven „erschrecken“ in der kleinen Charakteristik „Herders Ausgang“ 27, 316 f., auch deshalb weil der aperçuartige Charakter besonders ersichtlich wird. Goethe erzählt hier sein letztes Zusammensein mit Herder kurz

vor dessen Tode, das ganz harmonisch begann, aber das unerfreulichste Ende fand, indem Herder seine schönen Betrachtungen über Goethes „Natürliche Tochter“ auf einmal „mit einem ... höchst widerwärtigen Trumpf endigte; ... ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das Fürchterlichste. So schieden wir, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.“ 27, 317. Man begreift erst die Wichtigkeit, die Goethe diesem Erlebnisse zuschreibt, wenn man seine Richtung auf das „Höhere“ damit zusammenhält. Er hatte die Gabe, in unscheinbaren Äusserungen anderer und Anekdoten oft ein „Aperçu“ zu entdecken, und sie in höherem Sinne fruchtbar zu machen, wie sich Beispiele in Menge aufzählen liessen; (vgl. übrigens die charakteristische Äusserung: „ich habe die Welt stets für genialer gehalten, als mein Genie.“ Gespr. 2, 292); so traf ihn auch diese Äusserung Herders[1]) wie ein greller Blitz. Er übersah auf einmal den ganzen, langen Pfad des Lebens, den er mit Herder zusammengewandelt unter diesem Symbol und empfand aufs intensivste die bittere Ingredienz in Herders Charakter, seinen „misswollenden Widerspruchsgeist“, wie es zu Anfang des gleichen Aufsatzes heisst, der „seine unschätzbare, einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit verdüsterte.“ —

Ein weiterer Idiotismus, der von dem unvermittelten Eintreten des Aperçus ausgeht und ausserdem den Begriff der plötzlichen Wendung einführt, ist das Wort „Epoche“.

---

[1]) Zufolge einer Mitteilung, die Biedermann in einem Zusatz (Gespr. 9. 2, 280) veröffentlicht, lauteten Herders Worte: „Am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn lieber, als deine ‚Natürliche Tochter‘“.

Es hat sich generell von der Bedeutung „Wendepunkt“ zu der von „Periode seit dem Wendepunkt“ und „Periode“ überhaupt, erweitert; wenn Goethe es daher am häufigsten in dem ersteren Sinne anwendet, so liegt auch hier, wie so oft, nur ein Zurückgreifen auf die wörtliche Bedeutung vor. Die auffallende Beliebtheit des Wortes hat aber ihren Grund in der Anschauung von dem „Gewahrwerden grosser, produktiver Maximen“ (An Humboldt S. 294), das im inneren Leben eine Wendung herbeiführt, wie das „Ereignis“ im äusseren.[1]) Auffällig ist die häufige Verwendung in den Briefen aus Italien, besonders mit Bezug auf seine künstlerische Entwickelung, und den wichtigen Einschnitt in derselben, den er, seinen Biographen vorauseilend, auf Ostern 1788 ansetzte. Bereits im August 1787 wird er sich klar, dass nach der Beendigung von Tasso und Faust, Rast und Umschau zu halten sei: „Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen, wo es nötig ist.“ 24, 382. Bald darauf, im Oktober, heisst es im allgemeinen: „Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an.“ 24, 422. Im Januar 1788 ist der Termin bereits festgesetzt: „Ich raffe alles mögliche zusammen, um Ostern eine gewisse Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu schliessen...“ 24, 464; am 22. März, dem Charsamstag, an dem auch Fausts

---

[1]) „Ereignis“ verdient eine kurze Berührung, als eins der Worte, die Goethe verinnerlicht und vergeistigt hat; es giebt den Begriff des Aperçus wieder in Spr. 961: „So ist denn jede Annäherung . . . an diese drei (Sokrates, Plato und Aristoteles) das Ereignis, was wir am freudigsten empfinden...“ Es steht an geweihter Stelle, um die „Vollendung“ des Irrenden und Strebenden in ein Wort zu fassen, im Sinne von That, Erfüllung: „Das Unzulängliche Hier wird's Ereignis.“ Es wird ferner einmal für das abstrakte „Sachverhalt“ gebraucht im Gegensatz zu den subjektiven Zuthaten: „Keine Zeit vermag das Leidenschaftliche von dem Ereignis zu trennen.“ 34, 87.

„Epoche“ begann, schliesst er die Rechnung ab und berichtet an Herder: „Die Epoche, auf die ich hoffte, hat sich geschlossen und geründet.“ 24, 486.

Die Beziehung von „Epoche“ auf das äussere Geschehen hat an sich nichts Auffallendes; der Unterschied vom gewöhnlichen Gebrauch besteht nur darin, dass Goethe das Wort auch auf unwichtige Vorkommnisse anwendet, wo man „Zeit“ oder „Zeitpunkt“ erwarten würde. So ist bereits in der It. Reise von der „Epoche der Feldarbeit“ die Rede 24, 271, und 24, 40 wird das Einbrechen der Nacht, der Augenblick, in dem die Magd mit dem Gruss „Felicissima notte“ die brennende Lampe ins Zimmer bringt, als „Epoche“ bezeichnet. Anderswo heisst es mit Bezug auf Weihnachten: „diese ersehnte Epoche“ (An Willemer, Briefw. S. 297).

Neben die Terminologie des Schaffens tritt die des Erhaltens: „das Wahre muss gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.“ Spr. 928. Die Frage, wie geistige Güter in Umlauf zu setzen und zu nutzen seien, hat Goethe vor allen anderen in seinem Alter beschäftigt; wie er die eigene Produktion methodisch und später fast pedantisch regelte, so lag ihm nichts so sehr am Herzen, wie das Problem einer methodischen Nutzbarmachung des eigenen und fremden Schaffens, der Umsetzung des Gedankens in „reine Thätigkeit“. Weitaus die wichtigste Stellung nimmt hier ein Begriff ein, der die nach Ort und Zeit unmittelbare Bethätigung des Wahren als Ideal fordert, und allgemein eine der Hauptstützen von Goethes Denkweise bildet: der Begriff „Gegenwart“. Die Analyse desselben in R. Meyers Aufsatz: „Goethes Wortgebrauch“ a. a. O. S. 17—25, gehört zu den feinsinnigsten dieser Art. Demzufolge deckt sich der Gegensatz zwischen „Gegen-

wart“ und „Ferne“ für Goethe mit dem zwischen Anschauung und Idee, Wirklichkeit und Einbildung; bei zeitweiligem Interesse für die „Wirkung in die Ferne“ bleibt dennoch dem nach „anschauender Kenntnis“ Strebenden, die „Gegenwart“ Hauptforderung und Bedingung alles fruchtbaren Denkens und Thuns. In der Blütezeit dieses Begriffs erhebt sich das Wort zu besonderer Prägnanz und wird als „derbe, reine, ganz wahre“ Gegenwart der „scheinbaren“ gegenübergestellt (24, 54); unter letzterer ist dann die ideale Allgemeinheit zu verstehen gegenüber der individuellen Gegenwart, der blasse, unorganische Homunculus gegenüber der lebendigen Kraft, dem natürlichen Organismus, der eine „wahre, innere Existenz hat.“ Endlich im höheren Alter, nachdem die Idee über die Anschauung siegt, tritt das Verlangen nach ungestörter Kontemplation in seine Rechte; die Gegenwart wird gemieden als etwas Einschränkendes, die innere Freiheit Hemmendes; eine „heitere Wirkung in die Ferne“ scheint dem Mystiker geeigneter, um alle persönlichen Reibungen zu vermeiden und allein der Idee zu dienen.

Die „Wirkung in die Ferne“ war allerdings auch zu anderen Zeiten für Goethe neben der lebendigen Gegenwart ein Mittel zur Fruchtbarmachung des Wahren, und die ganze Wendung ist stereotyp (vgl. R. Meyer a. a. O. S. 20). Der räumlichen „Ferne“ entspricht zeitlich die „Folge“; das Verhältnis beider zur Gegenwart erklärt Spr. 617: „Was man mündlich ausspricht, muss der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge.“ Das Wort „Folge“ ist der prägnante Ausdruck für den Begriff des steten Wachstums, der schrittweisen, folgerechten Entwicklung, und ist einer der häufigsten Idiotismen. Die „Folge“ ist auf geistigem Gebiet, was der Charakter auf sittlichem: „Charakter im Grossen und Kleinen ist, dass der Mensch dem-

jenigen eine stete Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt.“ Spr. 587. Folge ist es gerade, die dem Dilettanten fehlt; er „überspringt die Stufen, beharrt auf gewissen Stufen, die er als Ziel ansieht...“ 28, 177. Dagegen ist sie das Kennzeichen des Organischen: „die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen.“ Gespr. 2, 163. „In der Folge fruchtbar“, „reine Folge“ (z. B. Ann. 652; 15, 45) sind typische Wendungen. Die ausgesprochene Beliebtheit des Wortes erklärt auch die Verwendung für „Reihe“, „Reihenfolge“, wie z. B. „eine Folge von begabten Männern“ 33, 95; „eine Folge von Momenten“ Ann. 477; „eine Folge zärtlicher und leidenschaftlicher Poesien“ 33, 80.

Die Wichtigkeit der Antithese: „Gegenwart — Ferne“ wird es rechtfertigen, wenn hier noch einige Eigentümlichkeiten Goethes herangezogen werden, um die Wurzeln des Begriffes freilegen zu helfen. Dahin gehört seine Neigung zu „ideellen Dialogen“, über die er am ausführlichsten DW. 22, 121 berichtet: „Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, niederzusitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag.“ Der sich hier aussprechende Drang zur geselligen Unterhaltung, zum „Diskurs“, ist im Grunde nur eine Äusserung des Verlangens nach lebendiger Gegenwart, nach dem Schauen des geliebten Gegenstandes, „denn die Abwesenden sind wie die Toten fern“ An Frau v. Stein I, 143. Wie die räumliche, muss auch die zeitliche Entfernung zur Gegenwart werden, um als lebendigwirksam empfunden zu werden, und dieses Vermögen fand Goethe in sich ganz ungewöhnlich entwickelt. Er bekennt darüber in DW. 22, 166: „Ein Gefühl, das bei mir

gewaltig überhandnahm, und sich nicht wundersam genug äussern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermässiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner grösseren und kleineren Arbeiten ausgedrückt..." Diese „gespenstermässige" Empfindung mag Goethe überkommen haben, als er Napoleon in Erfurt 1808 gegenüberstand, in dem gleichen Zimmer, wo er „vor mehr als 30 Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt..." Während der Kaiser sich mit Daru und Soult zwischendurch unterhielt, hatte Goethe Zeit, sich „im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. Auch hier waren es noch die alten Tapeten. Aber die Porträts an den Wänden waren verschwunden." 27, 325. Die gleiche Empfindung, die hier in der annalenhaften Gedrängtheit nur durch die Zeilen hindurchklingt, kommt zu „wohlthätiger Wirkung" im Divangedicht „Im Gegenwärtigen Vergangenes" (4, 18), das 1814 beim Anblick der Wartburg entstand, und Erlebnisse, die über vier Jahrzehnte auseinander liegen, in gleichzeitigem Schauen verknüpft. Auch die folgende Stelle in einem Briefe an Knebel bezieht sich auf diese Eigenheit: „Meine Sammlung von eigenhändigen Briefen bedeutender Menschen wird mir immer interessanter, ja zuweilen furchtbar; man wird in ein vergangenes Leben, als in ein gegenwärtiges versetzt, und wird verleitet, das gegenwärtige als ein vergangenes anzusehen." II, 221. (1817.)

Eines schönen Bildes bedient sich Goethe einmal in einem Briefe an Reinhard: „Indessen ich nun, wie ein wachender, nicht erwachter Epimenides, die vorübergezogenen Lebensträume durch den Flor einer bewegten Gegenwart beruhigt schaue..." S. 275 (1826). Es ist dieselbe mythologische Maske, unter der Goethe in dem Festspiel „des Epimenides Erwachen" zu der Welt redet;

als „wachender, nicht erwachter Epimenides“ übernimmt er die Rolle des träumenden Sehers, der in einer Art Halbschlaf sich befindet, in einem Zustande, „von welchem geschrieben steht: Ich schlafe, aber mein Herz wacht“ DW. 23, 35, und der, über Zeit und Raum erhaben, Vergangenes und Gegenwärtiges als gegenwärtige Einheit schaut. So erzählt auch Epimenides gleich zu Anfang, ehe er in den abermaligen Schlaf versenkt wird, dass er auf das Angebot des Gottes, der ihm zwischen der Erkenntnis der Gegenwart und der Zukunft die Welt stellte, sich keinen Augenblick besonnen habe:

Gleich
Mit heitrem Sinn verlangt' ich zu verstehen,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut.
Und gleich erschien durchsichtig diese Welt
Wie ein Krystallgefäss mit seinem Inhalt.
(11. 1, 161.)

Der Zustand des Halbschlafes, des Scheintodes, in den sich Goethe-Epimenides zeitweilig versenkt, um daraus zu gesteigerter Erkenntnis zu erwachen, wird später auch in der Figur des Merlin „des Alten im leuchtenden Grabe“ (1, 82) konkretisiert (vgl. auch R. Meyer, a. a. O. S. 20, sowie unten S. 252). Daran reiht sich eine Stelle in den Wanderjahren, in der die gleiche Stimmung, die in dem erwähnten Divangedicht: „Im Gegenwärtigen Vergangenes“, aus landschaftlichen Associationen hervorging, genauer analysiert wird: „wenn die Anmut einer herrlichen Gegend uns lindernd umgiebt, wenn die Milde gefühlvoller Freude auf uns einwirkt, so kommt etwas Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, geistermässig entfernt.“ 18, 236. Hier redet allerdings nicht mehr der Goethe der „Anschauung“, sondern

der „Idee", der die „derbe" Gegenwart scheut und sich mit der „scheinbaren" begnügt; aber auch jetzt noch bedarf er der Gegenwart im Geiste, der zeitlichen Gegenständlichkeit (wie man unter Benutzung von Heinroths Prägung [27, 351] sagen könnte), um die abwesenden Gestalten herbeizurufen und das durch das Medium der Gegenwart Geschaute nunmehr als lebendigen Typus zu verewigen.

Noch eine Eigenheit Goethes findet hier eine teilweise Erklärung: seine Gewohnheit des Diktierens, die er bekanntlich auch im brieflichen Verkehr konsequent festhielt, obwohl ihm nicht verborgen bleiben konnte, dass von vielen Seiten daran Anstoss genommen wurde (vgl. Frau v. Stein an Charlotte v. Schiller, Urlichs, Charlotte v. Schiller II, 353). Aber diese Gewohnheit erscheint in ganz anderem Lichte, wenn wir eine Äusserung in einem Briefe an die Gräfin Chasseport vom Jahre 1808 lesen: „Wenn ich im Zimmer auf und ab gehe, mich mit entfernten Freunden laut unterhalten kann und eine vertraute Feder meine Worte auffängt, so kann etwas in die Ferne gelangen. Mich hinzusetzen und selbst zu schreiben, hat etwas Peinliches und Ängstliches für mich, das mir .... die Vertraulichkeit lähmt." Str. Br. I, 108 (ähnlich an Gräfin O'Donell, W. IV, 23, 167). Auch hier macht sich das Verlangen nach Vergegenwärtigung des Gegenstandes geltend, mit dem er sich in Liebe oder Neigung verbunden fühlt, in Übereinstimmung mit seiner einzig schönen Definition der Liebe in der öfters erwähnten Altersbetrachtung 29, 236: „Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart" etc.

Ein Glied reiht sich an das andere in dieser Kette. „Gegenwart" ist die Hauptmahnung Goethes an die jüngere Dichtergeneration; kein elegisches Schwelgen in der Vergangenheit, kein immerwährendes Trauern über un-

wiederbringliche Verluste: „Man halte sich ans fortschreitende Leben“ 29, 231. König Ludwigs Gedicht über Weimar: „Träume her aus einem schönern Leben“ u. s. w. „schalt Goethe als zu subjektiv; es sei gar nicht poetisch, die Vergangenheit so tragisch zu behandeln, statt reinen Genusses und Anerkennung der Gegenwart, und jene erst totzuschlagen, um sie besingen zu können ... Weil die Menschen die Gegenwart nicht zu würdigen, zu beleben wüssten, schmachteten sie so nach einer besseren Zukunft, kokettierten sie so mit der Vergangenheit.“ Gespr. 6, 198. Charakteristisch ist ferner die Verwerfung des Begriffes „Erinnerung“ im elegischen Sinne: „Es giebt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es giebt nur ein ewig Neues...“ Gespr. 4, 311 (vgl. unten S. 213). So verhasst war ihm das elegische Schmachten nach dem Unerreichbaren, dass er auf das Gedicht von W. Ueltzen „Namen nennen Dich nicht...“, worin die Unnahbarkeit Gottes in ohnmächtigen Negationen besungen wird, ein Gegengedicht schrieb und darin in kräftiger, positiver Sprache die „Gegenwart“ Gottes feierte: „Alles kündet Dich an!“

Die Gegensätze: klassisch—romantisch, gesund—krank, tüchtig—problematisch, decken sich unter diesem Gesichtspunkt mit Gegenwart—Abwesenheit, denn die Abkehr von der Wirklichkeit ist ein Symptom der Romantik; damit hängt Goethes Abneigung gegen die Neu-Romantiker zusammen, besonders gegen die „altertümelnde“ Richtung. Sehr fein wird in Spr. 195 „das sog. Romantische einer Gegend“ erklärt als „ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.“

Die Mahnung, der Gegenwart fest ins Auge zu sehen, bildet den Kernpunkt der beiden Aufsätze „Für junge

Dichter“ 29, 228 ff.; sorgfältig wird aber unterschieden zwischen elegischer und „heiterer“ Entsagung. Von dem Träumer und „Fordernden“ entfernt sich die Muse „und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, ... der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiss...“ Man sieht hier deutlich, wie selbst das missbrauchte „heiter“, das so typisch ist für die Periode der Erstarrung, einen tieferen Inhalt verbirgt, denn unter „heiterer Entsagung“ ist das freudige, gesunde Verzichten auf das Unerreichbare und Schrankenlose zu verstehen, analog dem „ruhigen Verehren des Unerforschlichen“ Spr. 1019, statt transcendierender Spekulation. Zum Wirken in der Gegenwart wird Wilhelm Meister erzogen, und es gehörte „zu den sonderbaren Verpflichtungen der Entsagenden auch die, dass sie, zusammentreffend, weder vom Vergangenen noch Künftigen sprechen durften; nur das Gegenwärtige sollte sie beschäftigen.“ 18, 56.

Es liesse sich noch daran erinnern, wie schon der junge Goethe so von der Macht der Gegenwart durchdrungen war, dass er einmal in einem Briefe an Friderike Öser ausruft: „der liebenswürdigste Brief enthält nicht das hundertste Teil von dem Reiz der Unterredung“ DjG. 1, 49 (1769); — wie die gleiche Empfindung ihn im Alter zu dem paradoxen Ausspruch veranlasst, dass „Schreiben nur ein Missbrauch und alle wahre Mitteilung nur im lebendigen Gespräch zu finden sei...“ (berichtet von Boisserée II, 22); — wie endlich die Ansicht, dass „die Poesie nicht fürs Auge gemacht sei“ (24, 155) häufig bei Goethe wiederkehrt: — immer wieder ist es die gleiche Wurzel, das Prinzip der lebendigen Gegenwart, woraus sich die entlegensten Triebe ableiten lassen.

Die Terminologie, die auf die Fruchtbarmachung des Wahren zielt, umfasst ausser den Kernbegriffen der Ge-

genwart und der Wirkung in die Ferne noch einige andere Idiotismen, die auf der Idee der Gemeinschaft und der gemeinsamen Arbeit beruhen und sich zu einer Gruppe vereinigen lassen: Verhältnis — Teilnahme — Förderung — Wohlwollen. Sie gehören alle dem Altersstil an und gewinnen an Prägnanz, je mehr das Verlangen nach Gegenwart dem stillen „Wirken in die Ferne“ weicht, und je mehr das unmittelbare persönliche Eingreifen Ersatz und Verstärkung sucht durch das Zusammenwirken der Gleichgesinnten im Dienste einer Idee. Eine allgemeine Betrachtung über Goethes Auffassung von Methode und Ziel der geistigen Arbeit möge auf die Würdigung im einzelnen vorbereiten.

Goethe war im eminenten Sinne ein positiver Geist. Er hat zwar der Weltlitteratur in der Figur des Mephistopheles den Typus der Verneinung geschenkt und ist selbst durch die bittersten Phasen der Verneinung hindurchgegangen, von den Selbstmordgedanken der Jugend bis zu der Altersstimmung, in der ihm das Weltgeschehen nur noch als „das Absurdeste, was es giebt“, erschien (Gespr. 6, 269). Aber solche Stimmungen waren doch nur krankhafte Durchgangsstadien, aus denen er selbst immer wieder zu gesundester Positivität erwachte. „Ich ehre und liebe das Positive,“ schreibt er 1829 an Staatsrat Schultz, „und ruhe selbst darauf, insofern es nämlich von Uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag.“ (S. 360.) Diese Positivität aber äussert sich in einer ungeheuren Arbeitskraft, in einem rastlosen Streben, sich selbst zu „fördern“, andere zu fördern, und sich wiederum fördern zu lassen. Er hatte deshalb eine so „reine“ Freude an Arbeit, weil „arbeiten“ für ihn gleichbedeutend war mit „fördern“. Alles was sich an seine Bestrebungen „anschloss“, nahm er auf, gegen alles, was ihn hemmte, ver-

hielt er sich „ablehnend“. So ist er vor allem im wissenschaftlichen Leben neidlos bestrebt, an alle, die „gleichstrebend“ mit ihm sind, sich anzuschliessen, ein „Verhältnis mit ihnen zu gewinnen“, alles zu ergreifen, was „gewinnreich“ und „fördernd“ ist. Liest man die Annalen von diesem Gesichtspunkte, so stellen sie sich dar als eine Geschichte der „fördernden Verhältnisse“. Auf jeder Seite fast wird von Verhältnissen berichtet, die in alter Weise weiterbestehen oder neu angeknüpft werden. Man fühlt sich wie von einem mächtigen Strome getragen, der fort und fort sich weitet, von allen Seiten Zuflüsse aufnimmt, immer reiner und klarer die Welt in sich spiegelt und doch nie ermattet in seiner Lebenskraft und Arbeitsfreude, in seinem Verlangen nach neuen Zuflüssen.

Folgende Stelle aus den Annalen möge hier eingerückt werden als typisch für diese Art der Berichterstattung: „Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges, mitteilendes Verhältnis. Tieck hielt sich länger in Weimar auf; seine Gegenwart war immer anmutig fördernd. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verbündnis; wie denn alle diese Verhältnisse durch die Nähe von Weimar und Jena sich immerfort lebendig erhielten und durch meinen Aufenthalt am letzteren Orte immer mehr bestätigt wurden.“ Ann. 220 (über das Jahr 1801; geschrieben nach 1820). — Wie er selbst sein rastloses Dasein formt, so wird er nicht müde, zu gleichem Thun aufzufordern, Übereinstimmung, Anschluss und thätige Gemeinschaft zu predigen. Alle Einigungsideen des alternden Goethe zielen auf dieses Ideal einer Vereinigung der Gleichgesinnten und Gleichstrebenden zu gegenseitiger Förderung: die „stille Kirche der Ernsten“, denen die Förderung der Weltlitteratur obliegt (29, 675), — wie die „Gemeinschaft der Heiligen“ (Z. Br. VI, 212; 18, 167), — wie endlich der „Weltbund“ in den Wanderjahren, der auf

dem Begriff der Weltfrömmigkeit ruht (18, 245), auf der Anschauung, dass „der Einzelne sich nicht hinreichend" sei... alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug unter einander stehen..." 18, 357.

Es könnte zu weit ausgeholt scheinen, zu sprachlichen Erläuterungen nach so breiter Basis zu suchen, aber die Intensität der Wortbedeutung steigt und fällt mit der Höhe der Gesamtkultur, im kollektiven wie individuellen Sinne. Auch empfiehlt es sich bei der Betrachtung eines Lebensbildes, wie desjenigen Goethes, von Zeit zu Zeit etwas zurückzutreten, um die Gesamtproportionen nicht aus dem Auge zu verlieren, und dann wieder die Einzelheiten aus grösserer Nähe zu analysieren. Wie handlich und unentbehrlich Goethe das Wort „Verhältnis" sein musste, ist aus dem vorigen ersichtlich. Abgesehen von der Beliebtheit als reine Zustandsbezeichnung entwickelt es noch eine besondere Prägnanz als „gutes Verhältnis, Freundschaft". Diese Bedeutung liegt auch zu Grunde in den stehenden Wendungen: „ein Verhältnis gewinnen" (z. B. an Z. III, 288; Ann. 538), „in ein Verhältnis treten", „es ergiebt sich ein Verhältnis", und ähnliche, die besonders in den biographischen Schriften anzutreffen sind.

„Teilnahme" ist nicht minder häufig; es erscheint im prägnanten Sinne = „Beifall, Förderung", überall wo die Berührung mit „wohlwollenden, einstimmenden Zeitgenossen" ausgesprochen wird, besonders in den Annalen: „Wilhelm v. Humboldts Teilnahme war ... fruchtbarer" Ann. 111; „Schillers Teilnahme nenne ich zuletzt, sie war die innigste und höchste." Ann. 112. Gelegentlich wird diese Prägnanz auch durch ein Beiwort betont, wie: „thätige Teilnahme" An Schultz S. 136 (vgl. auch „thätiger Bezug" An Schultz S. 310); „wahre Teilnahme" 22, 165. Riemer verweist Mitteil. I, 211 sehr passend auf eine Um-

schreibung des Begriffes in einem Briefe an Schiller: „Übrigens ist mir alles verhasst, was mich bloss belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben.“ (19. Dez. 1798.) Hier ist allerdings von dem eigenen Teilnehmen an anderen Dingen die Rede; aber in beiden Fällen, mag die Teilnahme sich auf den Sprechenden erstrecken oder von ihm ausgehen, muss Thätigkeit hinzutreten. Für diese Vorstellung bildet sich später die stereotype Verbindung: „Teilnahme und Förderung“: „wir sehnen uns nach Hilfe, Teilnahme, Fördernis“ 33, 95; „man traf ihn (Karl von Dalberg)) stets rührig, teilnehmend, fördernd“ 33, 83; „frische Teilnehmer und künftige Beförderer“ 33, 94; u. a.

In einem der kleinen Beiträge „Zur Morphologie“, denen die letzten Belege entnommen sind, wird ein bemerkenswerter Unterschied gemacht zwischen wissenschaftlichen und „ästhetischen“ Arbeiten; nur bei ersteren wird jenes Prinzip der genossenschaftlichen Arbeit verlangt, bei den ästhetischen dagegen bekennt Goethe „wenig Genuss am Beifall und von der Missbilligung wenig Ärger“ empfunden zu haben. Vielmehr giebt hier „das Gefühl, dass man das alles allein ... thun müsse, ... dem Geist eine solche Kraft, dass man sich über jedes Hindernis erhoben fühlt.“ 33, 95. Damit stimmt überein, was Goethe in DW. über die Aufnahme von Werthers Leiden und seine Gleichgiltigkeit gegen die Kritik erzählt (22, 134; 136; vgl. auch 29, 349 über Gleichgiltigkeit gegen Lob und Tadel). — Ganz anders verhält es sich mit wissenschaftlicher Arbeit; „wir fühlen, dass hier der Einzelne nicht hinreicht. Wir dürfen nur in die Geschichte sehen, so finden wir, dass es einer Folge von begabten Männern durch Jahrhunderte durch bedurfte, um der Natur und dem Menschenleben etwas abzugewinnen.“ 33, 95. Man begreift so die grosse Sorgfalt, mit der Goethe

hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Leistungen jede Äusserung pro et contra registrierte, sich lange Übersetzungen aus französischen Journalen nicht verdriessen liess, und wie ihn besonders hinsichtlich seines Schmerzenskindes, der Farbentheorie, die geringsten Beifallsbezeugungen kindlich erfreuten. So ist z. B. auch die „Geschichte meines botanischen Studiums“ wiederum eine Darstellung „fördernder Verhältnisse“.

Die Prägnanz des Wortes „fördern“ geht schon aus den Verbindungen mit „Teilnahme“ und „Verhältnis“ hervor und auch sonst erfüllt es als Verbum die gleiche Funktion, wie das Adjektiv „fruchtbar“. So ist z. B. Spr. 937: „Das Wahre fördert; aus dem Irrtum entwickelt sich nichts, er verwickelt nur,“ eine Parallelstelle zu dem bekannten Verse des „Vermächtnisses“: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“ (3, 192). Sehr klar wird die Prägnanz in einer Stelle aus dem „Wort für junge Dichter“: „fragt Euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte Euch gefördert habe! Ihr seid nicht gefördert, wenn Ihr eine Geliebte, die Ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert...“ 29, 231. Der letztere Gedanke „Trauer fördert nicht“ enthält eine Maxime, die Goethe selbst, je älter er wurde, um so konsequenter befolgte, indem er sich allen Stimmungen anhaltender Trauer gegenüber, im „positiven Egoismus“ abzuschliessen suchte; gerade dieser Zug ist am häufigsten missverstanden und als Kaltherzigkeit ausgelegt worden. Er sah in der Trauer nur ein Retrospektives, Negierendes; nur dasjenige Erleben aber fördert, worin ein Fortschreitendes, ein Aufstieg enthalten ist. Sehr bezeichnend ist, dass Goethe dazu nicht nur das Selbsterlebte rechnet, sondern auch „was Freunde mit und für uns thun...; denn es stärkt und fördert unsere Persönlichkeit“ 33, 131 = Spr. 1032. Die

geistige Einheit der „Gemeinschaft der Heiligen“ könnte nicht schöner bewiesen werden. Dagegen „kommen Widersacher nicht in Betracht... denn sie können mich nicht fördern, und das ist's, worauf im Leben alles ankommt.“ 27, 352 (ähnlich 33, 131).

Des Wortes „Wohlwollen“ ist schon oben (S. 119) im Zusammenhang der ethischen Wertungen gedacht. In geistiger Hinsicht bewirkt eine feine Verschiebung den Übergang von der rein ethischen Färbung zu dem allgemeineren Bezuge auf die Denkweise einer Person. So bildet sich für „wohlwollend“ die Bedeutung „gleichgesinnt, gleichstrebend“, („meine Wohlwollenden“ = „meine Anhänger“ z. B. 20, 5; 18, 130; W. IV, 19, 381; an Zelter IV, 227; VI, 345). Das „Wohlwollen“ ist prägnant „die thätige Teilnahme, die Übereinstimmung“. Welches Gewicht Goethe auf diesen Begriff legt, zeigt Spr. 40: „Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer erfreut,“ wozu Loeper als Parallelstelle den Schluss des Gedichtes „Den Freunden“ 3, 348 heranzieht:

Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Fälle wie: „Wohlwollen gegen die Wanderjahre“, „Teilnahme an den Wanderjahren“ 29, 311 zeigen den typischen Gebrauch des Wortes im Sinne von „beifällige Aufnahme“.

Nach allem, was über die indifferenten Ausdrücke der anderen Gruppen gesagt ist, bleibt hinsichtlich der vorliegenden wenig hinzuzufügen. Das beliebte „schätzbar“ begegnet auch in der stereotypen Verbindung: „schätzbare Bemühungen“ (z. B. 29, 336). Sehr steif klingt uns „löblich“, eine ebenfalls stereotype Wertung, die gelegentlich sogar im Hochton steht: „wir haben Herrn Manzo-

nis Absichten löblich, natur- und kunstgemäss gefunden...“ 29, 630. Das Modewort des 18. Jahrhunderts „artig“ kehrt auch bei Goethe zum Überdruss wieder; die Vielseitigkeit möge illustriert werden durch Sätze wie: „Die Ausstellung war nicht brillant, aber artig“ An Knebel I, 259; „Lauffen hat eine artige Lage“ 26, 64 (die Beziehung auf den freundlichen Eindruck einer Landschaft ist besonders häufig, vgl. 26, 56; 104; 123 u. s. w.). Stehende Verbindungen sind: „ein artiges Mädchen“, „ein hübscher, junger Mann“, (z. B. 22, 18); auch Wendungen wie: „ein wohlgebildeter“ (18, 65; 22, 183), „ein wohlgebauter“ (18, 180), „ein wohlgestalteter“ junger Mann (21, 103) sind stereotyp. „Treu“ verliert bei Goethe häufig den ethischen Bezug gänzlich und wird identisch mit „rein, genau“ im Sinne einer klaren Anschauung und Wiedergabe der Aussenwelt, vgl.: „der rein-treue Ernst des Auffassens...“ Spr. 317; „man erweise sich frisch und treu, alles zu beachten...“ Spr. 776; „man muss ihm zugestehen, er habe... ländlich-einfache Stoffe ... treu ... behandelt“ An M. Meyr, Str. Br. I, 467. Im Briefstil des Alters spielen „treu“ und „treulich“ eine hervorragende Rolle.[1])

Eingehender sind zwei andere, generell ganz indifferente, Ausdrücke zu behandeln: „fasslich“ und „gehörig“. Gerade solchen abgebrauchten Worten wandte Goethe oft sein Interesse zu und suchte ihre verwischte Prägnanz wiederherzustellen, gelegentlich sogar durch

---

[1]) Erwähnung verdient „zutraulich“ wegen der heute fremdartig berührenden Verwendung = „voll Vertrauen“: „verehrend und zutrauend“ An Voigt S. 313; ... „Vortrag dieses Anliegens zutraulich überlassend“ An H. Meyer 25. Juli 1828; „ich trete zutraulich ... hervor und erkundige mich nach Ihrem Befinden“ An Voigt S. 270. „Dünkel eines zutraulichen Selbstgefühls“ 4, 268 (hier = selbstvertrauend).

sprachtheoretische Erörterungen. So finden wir über die genannten beiden Worte eine kleine Betrachtung in Spr. 292: „Das Fassliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schliesst sich das Gehörige, welches verwandt ist mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch ist ein Verhältnis zu einer besonderen Zeit und entschiedenen Umständen.“ Warum diese Worte Goethes Interesse erregten, wird ersichtlich, sobald man sich daran erinnert, dass sie dem Vorstellungskreise der „Beschränkung“ angehören: „fasslich“ bezieht sich auf die Schranken der Vernunft, „schicklich“ auf die der Sitte im allgemeinen, „gehörig“ auf die der Sitte und bei Goethe auch des Geistes und der Kunst im einzelnen Falle. Über Ursprung und Datierung des Spruches scheint nichts bekannt zu sein; doch hat sich der praktische Gebrauch schon viel früher festgesetzt, denn „gehörig“ ist bereits in dem Aufsatz „Von deutscher Baukunst: 1773“ mit sicherer Schärfe verwandt. Goethe tadelt hier die Doktrinäre und „philosophierenden Kenner“, die sich die Kunstgeschichte nach vorgefassten Prinzipien konstruieren und an den Bauten der Gotik vorübergehen, weil sie nicht in ihr System passen. Insbesondere wendet er sich gegen die „protoplastischen Märchen“ der Schule Rousseaus, wonach alles von einer primitiven architektonischen Urform abzuleiten wäre, unter Abweisung dessen, was sich nicht in dies Prinzip einfügt. „Daraus entscheidest du das Gehörige unserer heutigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem, patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.“ DjG. 2, 206. Hält man dazu die einige Zeilen vorher fallende Äusserung: ...„Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnötige verachtet und hasst...“, so ist die Prägnanz des Wortes unzweifelhaft: es ist der Ersatz für das spätere „gemäss“, und würde in diesem Zusammenhang heute etwa mit „cha-

rakteristisch“ oder „individuell“ wiedergegeben werden. Ganz in derselben Weise steht es in der „Dritten Wallfahrt“ 1775, in dem bedeutungsvollen Satz, der den Begriff der notwendigen „inneren Form“ so schön definiert: „Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr, dass Schöpfungskraft im Künstler sei aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Masse und des Gehörigen...“ DjG. 3, 696. Schon Hildebrand macht im DWb. IV, 1. 2. 2529 auf Einfachheit und Tiefe des Ausdrucks aufmerksam.

In diesem zweiten Belege bezieht sich „gehörig“ auf das Ästhetisch-Gemässe, und diese Verengerung der Bedeutung kehrt wiederholt wieder. So ruft Goethe in dem Aufsatz: „Nach Falconet und über Falconet“, der vor 1775 entstanden ist, ironisch aus, indem er zur Verteidigung der Realistik Rembrandt's auf einige grobe historische Schnitzer Raphaels hinweist: „Das ist nun schicklich! Das ist gehörig!“ DjG. 3, 692. Sehr scharf tritt die Prägnanz auch hervor in einer Stelle des Aufsatzes „Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung“, aus dem Jahre 1796, der gegen Stolbergs falsche Interpretation des Platonismus gerichtet ist. Es handelt sich darin u. a. um die Figur eines Rhapsoden, der nach Goethes Auffassung nicht von Sokrates im Ernste belehrt, sondern nur in seiner ganzen Beschränktheit ironisiert wird. Denn hätte er „nur einen Schimmer Kenntnis der Poesie gehabt, so würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken spricht, besser verstehe, der Wagenführer oder der Rhapsode? keck geantwortet haben: Gewiss der Rhapsode; denn der Wagenlenker weiss nur, ob Homer richtig spricht, der einsichtsvolle Rhapsode weiss, ob er gehörig spricht, ob er als Dichter ... seine Pflicht erfüllt.“ 29, 488. Ähnlich wird im Benv. Cellini ein künstlerisch wertvolles und dankbares Motiv als „gehörig“ bezeichnet 30, 416.

Auf die spätere Zeit beschränkt ist das Wort „fasslich", das bei Goethe ebenfalls eine besondere Prägnanz zeigt. Seitdem ihm in Italien der Geist der Antike, die Schönheit des Diesseits und der sinnlichen Erscheinungswelt aufgegangen war, finden wir bei ihm das konsequente Bestreben, allem, was für die Sinne nicht erreichbar ist und über die Grenzen eines „reinen" Anschauens hinausgeht, zunächst auszuweichen und es vielmehr an sich „herankommen zu lassen".[1]) Noch in seinem letzten Briefe an Boisserée hat er sich zu dieser Richtung bekannt, „das möglichst Erkennbare, Wissbare, Anwendbare zu begreifen" (II, 591), und dieses „Wissbare", das Spencersche „Knowable" ist auch mit „fasslich" gemeint. So gewinnt die Beschreibung der Rheinfalls bei Schaffhausen im Tagebuch 1797 an Bedeutung: „Der Rheinfall von vorn, wo er fasslich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schön nennen." 26, 108. Man darf dabei an Goethes Abneigung gegen Naturphänomene denken, die ihm zu ungeheuer waren, um sie nach Ursache und Wirkung zu begreifen, um sie innerlich wirklich zu erleben. Es entspricht ganz Goethes Empfinden, wenn er Wilhelms ersten Eindruck beim vollen Anblick des ganzen Sternenhimmels auf der

---

[1]) Das Prinzip der geistigen Selbstbeschränkung, das vor dem „Unerforschlichen" (Spr. 10, 19), den „Urphänomenen" Halt macht, geht durch die ganze Denkweise Goethes hindurch. So äussert er sich einmal über das Übersetzbare: „Beim Übersetzen muss man sich nur ja nicht in unmittelbaren Kampf mit der fremden Sprache einlassen. Man muss bis an das Unübersetzbare herangehen, und dieses respektieren; denn darin liegt eben der Wert und der Charakter einer jeden Sprache." Gespr. 6, 265 (vgl. Spr. 614). Wenn Goethe ferner an Reinhard schreibt: „Wenn wir die Vorzüge (eines bedeutenden Individuums) anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihnen problematisch finden, auf sich beruhen. . ." S. 104, — so liegt auch hier das gleiche Prinzip zu Grunde, das natürlich mit dem der sittlichen Beschränkung aufs innigste verknüpft ist.

Sternwarte in die Worte kleidet: „Das Ungeheure hört auf, erhaben zu sein; es überreicht unsere Fassungskraft, es droht uns zu vernichten.“ 18, 131 (Zur Sache vgl. Harnack, Goethe in der Epoche der Vollendung, S. 64 ff., R. Meyers Goethe-Biographie S. 668 ff.).

Die Verwandtschaft von „fasslich“ und „gemäss“ ist offenbar; daher die Definition von „fasslich“ in Spr. 862: was „dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäss und bequem ist.“ Was ihn zu der Antike hinzog, war „der Alten fasslicheres Verdienst“ DW. 21, 94, und wehmütig gedenkt er in einem der letzten Briefe an W. v. Humboldt angesichts der Juli-Revolution jener Zeiten, „wo wir mit unserem grossen, edlen Freund verbunden, dem fasslich Wahren nachstrebten...“ S. 290. Die Beschränkung auf das „Fassliche“ war es, die er am deutschen Geiste vermisste; besonders häufig klagt er über die Deutungssucht und die Ausleger, die überall den Eingang suchen, „nur nicht durch die Thür“ (An Zelter II, 243); mit Bezug auf Wilh. Meister äussert er Ann. 104 den Wunsch: „man möchte die Sache nehmen, wie sie lag, und sich den fasslichen Sinn zueignen.“

Ähnlich wie in der positiven Abteilung dieser Gruppe lassen sich auch in der negativen verschiedene Reihen unterscheiden, die sich alle um den Begriff des „Falschen“ als Achse drehen, aber von verschiedenen Seiten dieses Begriffs ausgehen. Das Wort „falsch“ hat selbst nur in der bereits behandelten Verbindung: „falsches Streben“ (s. oben S. 57) eine besondere Prägnanz entwickelt, während es hier nur in sachlicher Hinsicht als Schwerpunkt in Frage kommt. Man kann auch hier von dem unerschöpflichen Spr. 937 ausgehen: „Das Wahre fördert; aus dem

Irrtum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.“ Die ganze Terminologie dieser Gruppe lässt sich, um ein äusseres Hilfsmittel anzuwenden, leicht nach der letzteren Antithese gliedern, die mit Anschliessung der betreffenden Vorstellungsreihen lauten würde: der Irrtum, aus der „Dumpfheit“ (im negativen Sinne) geboren, von „trüber“ Färbung, verwickelt den Menschen ins „abstruse“, „grillenhafte“, ist von „wunderlichen“ Erscheinungen begleitet und endigt im „Absurden“, im „Fratzenhaften“, — er entwickelt dagegen nichts infolge seiner Beschränktheit, sondern führt zu „Nullitäten“, zum „Unzulänglichen“ und nährt das Organ des „Misswollens“.

In der ersten Reihe fällt zunächst das Wort „dumpf“ auf. Der eigentümliche Prozess, den dieser Ausdruck bei Goethe durchlaufen hat, ist zuerst von R. Meyer (a. a. O. S. 2—7) aufgedeckt worden; er bietet einen der instruktivsten Fälle von individuellem Bedeutungswandel, vor allem auch deshalb, weil alle Stadien durch reichliches Material vertreten sind und sich zeitlich genau abgrenzen lassen. Das Ergebnis von R. Meyers Untersuchung ist, dass „dumpf“ in den Jahren 1776—1780 von Goethe im positiven Sinne eines träumerischen Zustandes, einer keimenden Stille, eines dunklen Dranges, der zur Klarheit strebt, gebraucht wird, dass diese Anwendung aber aufhört, sobald Goethe dieses Stadium abgeschlossen hat und zur Klarheit gelangt ist; von da ab hat „dumpf“ nur noch die Bedeutung „thöricht, stumpf, dumm“. — Zu dieser Analyse werden im folgenden einige Zusätze geboten, in denen vor allem das Verhältnis von Wort und Vorstellung ins Auge gefasst und eine genaue Scheidung zwischen der positiven und negativen Färbung angestrebt wird.

Was zunächst die Bedeutungsgeschichte und generelle Verwendung des Wortes anbetrifft, so kommt dasselbe

erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts vor (vgl. Pauls Wb. S. 97) und wird nach Durchlaufen des Stadiums der sinnlichen Wahrnehmung auf das Gefühlsleben übertragen. Es erhält so die Bedeutung „ohne klare Besinnung", „im träumerischen Zustande" und zwar an sich weder im guten noch schlechten Sinne. Eine bestimmte Färbung gewinnt es erst durch den occasionellen Gebrauch, wie das bei Neologismen sehr natürlich ist, so lange noch keine Tradition vorliegt. Das Wort konnte sich einesteils negativ zu der Bedeutung eines tadelnswerten leeren Träumens entwickeln, andererseits positiv zu der eines träumerischen Zustandes, einer Empfindungsfülle, die sich nicht in klare Worte zu fassen weiss. Nur die erstere Bedeutung hat sich generell entfaltet und ist auch heute nicht unbekannt (vgl. im DWb. Beispiele aus Jean Paul, Humboldt, Klinger u. a.), während die Wendung ins Positive nur in zeitlich und räumlich sehr begrenztem Masse belegt ist.

Was den Gebrauch bei Goethe anlangt, so darf vor allem nicht übersehen werden, dass die negative Nuance schon sehr früh, und zwar früher als die positive vorkommt, denn durch diese Thatsache wird die letztere in die engsten Grenzen gewiesen. Einer der frühesten Belege findet sich in dem Aufsatze „Nach Falconet und über Falconet" (vor 1775), der gegen den französischen Klassizismus gerichtet ist und für individuelle Charakteristik, für „das Gehörige" eintritt. So ruft Goethe im Hinblick auf die traditionellen Madonnenbildnisse aus: „... es sind die biblischen Stücke alle durch kalte Veredlung ... aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem teilnehmenden Herzen entrissen worden, um gaffende Augen des Dumpfsinns zu blenden." DjG. 3, 691. Ohne Zweifel hat „Dumpfsinn" hier dieselbe negative Bedeutung wie in der Wendung aus späterer Zeit: „dumpfe Sinnesart" DW. 22, 119. („Dumpfsinn" ist im DWb. auch

aus Sulzer belegt). Die gleiche Färbung zeigen folgende Belege aus der Vorweimarer Zeit: „Ich erinnere mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche ausgestanden hatte.“ Werther DjG. 3, 319. „Ein Dolchstich würde... mich in die dumpfe Fühllosigkeit stürzen ...“ Stella DjG. 3,664. „Es ist ein dumpfer Totenblick in dem Gefühl: nicht wiedersehen?“ Stella DjG. 3, 676 (vgl.: „Tod ist Trennung!“ 3. Ode an Behrisch DjG. 1, 91). „Götter, ist's in euren Händen, Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden...“ Lilis Park DjG. 3, 191.

Diese Beispiele, die sich noch vermehren liessen, beweisen Goethes Vertrautheit mit dem Worte in der negativen Färbung. Andererseits zeigen aber einige Stellen aus der gleichen Zeit deutlich die positive Nuance. Der früheste Beleg ist wohl der folgende Satz aus Werther: „Wiederholtes Versprechen, ... kühne Liebkosungen, ... umfangen ganz ihre Seele, sie schwebt in einem dumpfen Bewusstsein, in einem Vorgefühl aller Freuden ...“ DjG. 3, 287. Hier würde vielleicht noch die Definition „unklar“ genügen, obwohl der Zusammenhang zeigt, dass die Unklarheit aus einem Gefühlsreichtum hervorgeht. Ganz intensiv ist aber die positive Färbung in dem nächstfolgenden Beleg aus einem Briefe an die Gräfin Stolberg, Febr. 1775, in dem sich Goethe einführt als „den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte...“ DjG. 3, 64. Der dritte Beleg vom 25. März 1776 (an Frau v. Stein I, 29) eröffnet dann die Periode der Prägnanz von „dumpf“ 1776 bis 1778. Die Frage erhebt sich nun, unter welchen Umständen der Bedeutungswandel vor sich ging, und ihre Beantwortung hängt ab von einer genauen Analyse des Vorstellungsinhalts, zu dessen Wiedergabe sich Goethe des Wortes „dumpf“ bediente.

Es lässt sich vielfach beobachten, dass eine bestimmte Stimmung oder Vorstellung allmählich in Goethe heranwuchs und längst ausgebildet war, ehe er den typischen Ausdruck fand. Die Vorgeschichte des Wortes „dumpf“ ist aufs innigste verwebt mit den Forderungen der Geniezeit und mit dem überquellenden Gefühlsleben des jungen Goethe, wie es in den Briefen der Frankfurter Zeit hervorbricht. Ein Chaos von Leidenschaften wühlte damals in dem Dichter, durch innere Gährung wie äussere unbefriedigende Verhältnisse hervorgerufen; das titanische Wollen war noch nicht in Bahnen geleitet, die dem Formtriebe genug thaten, und zwischen der Überfülle des Schöpfungsdranges und leerer Verzweiflung schwankte das aufgeregte Seelenleben hin und her. Von allen Dokumenten jener Zeit sind es wohl vor allem die Briefe an die Gräfin Auguste von Stolberg, die „teure Ungenannte“, in denen die ganze Stufenleiter der Affekte, vom abgebrochenen Stammeln bis zum vulkanischen Ausbruch der Leidenschaft und Raserei sich getreu spiegelt, und hier finden wir auch unzählige Male die Stimmung wiedergegeben, die sich später prägnant in dem Worte „dumpf“ zusammenfasste. Der oben citierte Satz, in dem von den „dumpfen, tiefen Gefühlen“ gesprochen wird, bezieht sich auf den ersten Brief, vom 26. Jan. 1775, und es können nur Stellen gemeint sein wie die folgenden: „... ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das, als Liebe.“ DjG. 3, 61. Oder in der Nachschrift: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir.“ DjG. 3, 62. Das „tiefe Gefühl“, das nur einen „stammelnden Ausdruck“ findet, ist genau der Inhalt, den dumpf später ausdrückt, aber das Wort ist noch nicht zum Idiotismus geworden, denn es scheint 1775

nirgends gebraucht zu sein. Dafür treten einige andere Wendungen auf, um den gleichen Stimmungsgehalt wiederzugeben, wie z. B. „verworren“: „Von meinen Verworrenheiten ist schwer was zu sagen ...“ An Bürger DjG. 3, 67; „Ich! — falle aus einer Verworrenheit in die andere ...“ An Knebel DjG. 3, 80; „... oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft tote Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub — Engel, es ist ein schrecklicher Zustand, die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit. Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das all...“ DjG. 3, 94. Diese Stelle giebt die seelische Grundlage des Dumpfsinns vollendet wieder, und die Ausdrücke „blind“, „taub“ fügen sich ohne weiteres in den sinnlichen Vorstellungskreis von „dumpf“ ein. Dem gleichen Kreise gehört auch „stumpf“ an: „Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen ...“ DjG. 3, 106; „du bist stumpf“ DjG. 3, 676; „aus der stumpfen Unentschlossenheit“ Clavigo, DjG. 3, 428.[1]) In dem gleichen Tagebuchbrief vom 14.—19. Sept. 1775, worin der „stumpfe Tag“ vorkommt, findet sich noch eine andere wichtige Paraphrase der „Dumpfheit“: „... seit dem Gewitter bin ich — nicht ruhig, aber still — was bei mir still heisst und fürchte nur wieder ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenzieht...“ DjG. 3, 107. „Nicht ruhig, aber still“ — diese Worte allein genügen zur Umschreibung von „dumpf“, denn scheinbare äussere Apathie verbunden mit hochgradiger

[1]) „stumpf“ wird auch später vereinzelt prägnant gebraucht, und zwar rein negativ = „apathisch“, „indolent“: „Ich blieb stumpf gegen die Nibelungen“, Ann. 684; „oft war ich krank und stumpf“, W. IV, 19, 91; „stumpfe, nachlässige Korrektoren“, 29, 258; vor allem im „Epilog zur Glocke“:

... Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.

innerer Unruhe und zugleich mit Triebkraft, kennzeichnet diesen Zustand (vgl. auch oben S. 99 über „still").

Die ersten Jahre in Weimar sind der Höhepunkt dieses inneren Gährungsprozesses, des Arbeitens einer latenten Kraft, und der regelmässigen schriftlichen Verbindung mit Frau v. Stein verdanken wir die zahlreichen Belege des Wortes „dumpf", das nunmehr den typischen Ausdruck des Zustandes bildet. Nach der Häufigkeit der Belegstellen zu schliessen, wäre das Jahr 1776 die Blütezeit des Begriffes, was auch damit übereinstimmt, dass Goethe in dem Gedicht, das er August 1777 der „Besänftigerin" sendet (I, 89), bereits seine eigene Liebes„klarheit" mit der Liebes-„Dumpfheit" des Herzogs kontrastiert. Schon 1778 werden die Belegstellen sehr spärlich; doch ist die Prägnanz noch lebendig, wie die Stelle aus dem Briefe an Merck beweist: „Auch mach' ich manches in der Dumpfheit, das wohl das Beste ist" (W. IV, 3, 215) — einer der wichtigsten Belege, neben den Wendungen des Jahres 1776: „liebevolle Dumpfheit" (W. IV, 3, 98); „reine Dumpfheit" (W. IV, 3, 100); „stark — das heisst dumpf" (W. IV, 3, 88), sowie aus dem Jahre 1777: „Drang und Fülle der Dumpfheit" (W. IV, 3, 140); „der Herzog von einem starken Ritt, rein und dumpf und wahr." (W. III, 1, 31). — Aus dem Jahre 1779 ist nur noch die negative Schattierung belegt.

Von Wichtigkeit ist die Frage, ob die positive Färbung von „dumpf" Goethe allein angehört, oder ob genereller Wandel vorliegt. Das erstere ist wahrscheinlicher, weil eine Anwendung des Wortes vor 1775 im positiven Sinne nur bei Jacobi (s. unten S. 297) bezeugt ist. Aus der Weimarer Zeit scheinen nur zwei Nicht-Goethesche Belege vorhanden zu sein, die eine Interpretation im positiven Sinne zulassen. Von diesen zeigt der erste allerdings eher eine neutrale Färbung; die Verse aus Seckendorfs

Dramolet zur Feier des Louisenfestes 1778, das Goethe in dem biographischen Fragment „Das Louisenfest“ mitteilt. Die Stelle lautet:

Lasst ab, zu verschwenden die köstlichen Tage
. . . . . .
In sinnlicher Trägheit und dumpfem Gefühl! (27, 303.)

Hier würde die Erklärung „träumerisch“, ohne die scharfe Goethesche Prägnanz, ausreichen. Dagegen ist ein anderer Beleg unzweideutig, der in einem der Beiträge zum Tiefurter Journal vorkommt. Das 39. Stück desselben, das im November 1783 herauskam, enthält u. a. einen Beitrag, als dessen Verfasserin Frau Emilie von Werthern nachgewiesen ist; unter dem Titel „Alphabet der Liebe“ werden hier einige Aphorismen zusammengestellt unter Schlagwörtern wie: Abschied, Cypressen, Eitelkeit, Herz, Mitleid, Phantasie, Schönheit, Zwist u. a. Es sind moralisierende Betrachtungen, wie sie in der schöngeistigen Gesellschaft jener Zeit und nicht zum wenigsten am Hofe Anna Amalias, gepflegt wurden, z. T. nicht ohne hübsche Pointe, wie z. B. unter „Wahl“: „Die Liebe wählt nicht; sie hat schon gewählt.“ Folgende Reflexion findet sich unter dem Stichwort „Dumpfheit“: „Haben bloss gescheute Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und aller Liebenden; es ist der schöne zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimlicheres Licht stellt.“ (Schriften der Goethe-Gesellschaft 7, 305; auch abgedruckt von Riemer, Mitt. II, 34 Anm.)

Sowohl dieser Beleg wie der erste entstammen dem gleichen Kreise, dem Goethe angehörte. Es ist zu vermuten, dass besonders im zweiten Falle ein Einfluss Goethes direkt oder indirekt vorliegt, obwohl er selbst 1783 die Prägnanz hatte fallen lassen. Der Hergang könnte etwa folgender gewesen sein. Das Wort war erst seit kurzer Zeit gangbar und erfreute sich, wie es bei Neolo-

gismen oft der Fall ist, besonderer Beliebtheit. Goethe war der Erste, der es brauchte, um die Gefühlstiefe und die unklare, verworrene Stimmung der Geniezeit dadurch auszudrücken. Er brachte diese individuelle Verwendung mit nach Weimar, wo sie bald Wurzel fasste und einige Jahre hindurch neben der negativen Bedeutung, die hier wie anderswo längst bekannt war, ihren Platz behauptete. Solche Modeworte waren in dem rasch pulsierenden, übermütigen Treiben sehr willkommen, und sie gedeihen überhaupt gern in kleinen, abgeschlossenen Zirkeln, in denen sich ein bestimmter Gesellschaftsjargon ausbildet. (Über einige andere Modeworte, die Goethe aufnahm, s. unten S. 242). Dass eine so starke Individualität wie Goethe auch in dieser Hinsicht ihre Spuren hinterliess, scheint an sich ganz natürlich; aber wir besitzen überdies ein gleichzeitiges Zeugnis in einem Briefe des Prinzen Karl August von Meiningen an seine Schwester Wilhelmine, worin gerade Goethes Neigung zu Lieblingsworten als besonders auffällig hervorgehoben wird. Der Prinz hatte Goethe im Februar 1775 zu Frankfurt kennen gelernt (vgl. DW. 23, 184, Anm. 686) und grossen Gefallen an ihm gefunden; in jenem Briefe lässt er sich, nach einer Beschreibung seiner Erscheinung, folgendermassen über ihn aus: ... „er hat seine ganz eigene Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter.“ (G.-J. X, 141.) Aus diesem Zeugnis geht hervor, wie früh die Neigung Goethes zu Idiotismen, die im Alter so ausserordentlich zunahm, schon ausgeprägt war.

Die Herrschaft von „dumpf“ im Weimarer Kreise war nur vorübergehend, und die positive Prägnanz bildet im Grunde nur eine kurze Episode in der Bedeutungs-

geschichte des Wortes. Es darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, dass selbst in diesen Jahren nur in verhältnismässig wenig Belegen ein ausgesprochenes Lob mit dem Begriffe verbunden wird; Wendungen wie: „dumpfsinnig“ (An Frau v. Stein I, 43); „dumpf im Schlaf“ (ebenda I, 29); „doch sie liessen mich im Schlafe — dumpf und unerquicklich liegen“ (Musageten 1, 173) — und andere lassen sich auch vom negativen Standpunkte erklären. Seit 1779 wendet Goethe das Wort ausschliesslich auf einen Zustand an, dessen Beseitigung höchst wünschenswert ist, wie z. B. in einem Briefe an seine Mutter vom 9. Aug. 1779: „ich komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter...“ W. IV, 4, 50. Auch weiterhin büsst das Wort nicht an Beliebtheit ein; von den zahlreichen Fällen sei nur auf einige ungewöhnliche Verwendungen verwiesen, wie z. B.: „die Weiber klein und von dumpfer Gesichtsbildung“ Tagebuch 1808 (W. III, 3, 335); „die dumpfe Verwunderung“ 29, 414; „dumpfe Dummheit“ 11. 1, 232. Es beruht auch wohl nicht auf Zufall, wenn wir dem Wort wiederholt als Charakteristik solcher kirchlicher Institutionen begegnen, in denen Goethe einen verdummenden Einfluss erblickte. Dahin gehört die bekannte Stelle aus dem Reisetagebuch von 1797: „Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eigenen Angelegenheiten und die Dumpfheit, die sie verbreiten.“ 26, 100; ferner der Vers aus der Walpurgisnacht: „Diese dumpfen Pfaffenchristen, — lasst uns keck sie überlisten!“ 2, 304; aus „Künstlers Apotheose“ (1788): „Im Kloster fand ich dumpfe Gönner“ 8, 199; „in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier.“ 29, 478. In der Wendung: „klassisch dumpfe Stellen“ F. II, 7120, ist „dumpf“ dagegen nicht negativ, sondern = unklar, geheimnisvoll, mythenhaft.

Mit der Bedeutungsgeschichte des Wortes „dumpf“ endigt nicht zugleich die Geschichte der Vorstellung. Das Phänomen der „Dumpfheit“, das für Goethes erste Weimarer Zeit typisch war, ist nie gänzlich aus dem Seelenleben des Dichters geschwunden; aber es tritt nur noch periodisch auf und zwar in Form der dunklen, keimenden Stille, die von dem Aperçu, dem Gewahrwerden, durchleuchtet, und aus der die klare Erkenntnis oder das Kunstwerk geboren wird. Goethe war sich dieser spezifischen Durchgangsstimmung so bewusst, dass er Schiller gleich zu Beginn ihrer Bekanntschaft darauf vorbereitete mit der Erklärung: „Wie gross der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewusst bin.“ (27. Aug. 1794.) Es liessen sich noch andere Umschreibungen dieser Art anführen; wichtiger ist jedoch die Thatsache, dass diese Erscheinung noch im Alter einen besonderen Idiotismus zeitigte in dem Worte „dämmern“. Wenigstens wird der Ausdruck mehrmals angewendet, um jenen dunkel brütenden Zustand zu charakterisieren: „Indess war dieser Zustand immerfort nur dämmernd“ 34, 94 (hinsichtlich der Einheit des Naturgeschehens; einige Zeilen vorher findet sich die interessante Wendung „fruchtbare Dunkelheit“, mit Bezug auf die kunsttheoretischen Erörterungen mit Moritz in Italien, aus denen trotz ihres laienhaften, unsystematischen Charakters wichtige Erkenntnisse hervorgingen); ... „ich dämmerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen“ 22, 177 (über religiöse Zweifel); ... „der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindämmerte“ 21, 91 (als Student in Leipzig); von anderen Wendungen, die sich auf diesen Zustand beziehen, seien

noch erwähnt: „unbefriedigtes, unbestimmtes Hinbrüten“ 33, 58; „düstere Forschung“ Spr. 1038. Der Idiotismus „dämmern“, der im Alter kein Lob bedeutet, verdient um so mehr Beachtung, als ihn Goethe in seiner Frühzeit gerade im Gegenteil im bewusst positiven Sinne braucht, aus der gleichen Grundstimmung heraus, die das positive dumpf wiedergiebt. Zur Genesis dieses Jugendidiotismus ist eine Stelle aus einem Briefe an Kestner vom 25. Dez. 1772 wichtig: „Nun muss ich dir sagen, das ist immer eine Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang hinunter ist und die Nacht von Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat, und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend heraufleuchtet. Seht, Kestner, wo das Land flach ist, ist's das herrlichste Schauspiel, ich habe jünger und wärmer Stunden lang so ihr zugesehen hinabdämmern auf meinen Wanderungen. ... Ich ... liess mir Bleistift geben und Papier und zeichnete zu meiner grossen Freude das ganze Bild so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand.“ DjG. 1, 335 f. Die Stelle musste in ihrem ganzen Zusammenhange hierhergesetzt werden, denn sie bietet den Schlüssel, gewissermassen die physikalische Grundlage der seelischen Stimmung des „Dämmerns“ und zeigt, dass Goethe zu jener Zeit mit dem Worte nicht nur eine wehmütige, sondern auch eine warme, liebeerfüllte Empfindung wiedergeben wollte. Werther und Stella sind besonders reich an solchen Wendungen einer Ossianischen Nebelstimmung: „Stundenlang konnte ich hier sitzen und mich... mit inniger Seele ... in denen Wäldern, denen Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich dämmernd vorstellten...“ Werther, DjG. 3, 318; „O, es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein grosses, dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele...“ DjG. 3, 260; „ich ... war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren,

dass ich auf die Musik kaum achtete..." DjG. 3, 253; „Wenn's denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten..." 3, 236; — aus Stella: „das wirkte alles auf mich so freundlich, dass ... ich einen Wiederschein der goldenen Zeiten der Jugend, und Liebe in meiner Seele aufdämmern sah..." DjG. 3, 637; „Verbannt aus deiner Schöpfung! wo du heiliger Mond auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst; ... Und du, ... Stätte meines Grabes! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmut, alle Wonne meines Lebens dämmert; ..." 3, 675; „Der Blick war's, der mich ins Verderben riss!... So dämmernd! so lieb!..." 3, 676. Ferner aus einem Briefe an die Gräfin Stolberg (6. März 1775): „Geb' Ihnen der gute Vater im Himmel viel mutige frohe Stunden, wie ich deren oft hab', und dann lass die Dämmerung kommen thränenvoll und selig —" DjG. 3, 72. — Es liesse sich endlich noch an Goethes frühe Definition des Begriffes Schönheit erinnern, in einem der Frankfurter Briefe an Friederike Öser: „Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung; eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding." DjG. 1, 53. Noch in der ersten Strassburger Zeit wird die Schönheit „ein schwimmendes, glänzendes Schattenbild" genannt (DjG. 1, 234).[1])

Eine Begleiterscheinung des Irrtums und der Dumpfheit ist „die Trübe", die sich bei Goethe häufig auf leidenschaftliche, nicht nur melancholische Zustände bezieht: „die Geschichte der Kunst ist für den jungen Künst-

[1]) Eingehende Analysen des Begriffes der „Dämmerung" in Goethes Jugenddichtung bietet R. Weissenfels, Goethe im Sturm und Drang I, 76ff.; 164ff.

ler von der grössten Bedeutung, nur müsste er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst ... in seiner Beschränkung ... gewahr werden.“ 28, 192. Mit Bezug auf das geistige Leben bezeichnet trübe meist „unklare, verworrene Vorstellungen“; so erklärt sich auch die eigentümliche Verwendung von „Trübsinnigkeit“ in dem Satze: „die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer mochte wohl die erste Veranlassung dazu (zu Privatunterricht) geben.“ DW. 20, 27. Eigenartig steht „trübe“ einmal in den Wanderjahren für „dunkel“ im rein materiellen Sinne: „Ein Feldherr ist es, ... hinter den so Kaiser als Könige, für die er kämpft, ins Trübe zurücktreten.“ 18, 94.

Eine besondere Bedeutung erhält der Begriff des Trüben mit Bezug auf die Farbenlehre. Diese ruht überhaupt, wie Goethe betont, „auf dem reinen Begriff vom Trüben“ (Ann. 1100), und zwar ist die Trübe ein „Urphänomen“, das zwischen den beiden andern Urphänomenen des Lichtes und der Finsternis vermittelt und durch diesen Vermittlungsprozess die Farben hervorbringt (vgl. Farbenlehre, Didakt. Teil, § 145—175). Ohne auf die Sache selbst einzugehen, sei hier nur darauf hingewiesen, wie die Opposition Goethes gegen Newton sich im Grunde auf den Antagonismus des Werdenden und Fertigen zurückführen lässt: die Vorstellung der fertigen Farben, die im weissen Licht fertig enthalten sein sollten, widerstrebte ihm, der in allem Naturgeschehen das Entstehende, Werdende beobachtete und gern die Urphänomene „in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit“ dastehen liess, (§ 177), so lange er sie als ein Lebendiges anerkennen und ihre Funktion begreifen konnte. — Es ist von vornherein anzunehmen, dass Goethe den Begriff der Trübe, der auf physikalischen Voraussetzungen beruht, auch für das ethische

Gebiet fruchtbar zu machen suchte, denn wir sehen bei ihm stets die Tendenz, auch wissenschaftliche Erkenntnisse symbolisch zu verwerten und die innere Einheit seiner Denkweise fest zusammenzuknüpfen. Inwiefern eine solche Beeinflussung vorliegt, lässt sich in diesem Falle nicht feststellen; wohl aber zeigt eine interessante Äusserung, die Riemer unter dem Titel „Chromatische Betrachtungen und Gleichnisse“ vom 25. Mai 1807 überliefert, dass Goethe auch hier Vergleiche anstellte: „Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten sind auch nur differente Zustände unseres trüben Innern, durch welches der Geist entweder nach der Licht- oder nach der Schattenseite hinsieht. Blicken wir durch diese trübe organische Umgebung nach dem Lichte hin, so lieben und hoffen wir, blicken wir nach dem Finstern, so hassen und fürchten wir.“ Mitt. II, 699. Merkwürdig berührt es, dass schon der junge Goethe einmal eine ähnliche Betrachtung anstellt, ohne natürlich an physikalische Beziehungen zu denken; er schreibt aus Strassburg an Hetzler d. j.: „Überhaupt um die Welt recht zu betrachten, ... muss man sie weder für zu schlimm, noch zu gut halten; Liebe und Hass sind gar nahe verwandt und beide machen uns trüb sehen.“ DjG. 1, 238. (In dem gleichen Briefe spricht Goethe schon den Fundamentalsatz seiner ganzen Weltanschauung aus in den Worten: „Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen ...“) Solche Parallelen zeigen, wie das ganze Leben des Mannes eine folgerechte, stufenweise Entfaltung der längst vorhandenen Keime ist, und wie die später gefundenen Erkenntnisse zu Stützen früherer Gefühlswertungen werden. Wieder von anderer Seite fand Goethe in Spinozas Lehre von den Affekten als „leidenden, trüben, verworrenen“ Vorstellungen eine Bestätigung der gleichen Grundanschauung. In allen diesen Fällen ist die Gedankenverbindung im einzelnen verschie-

den, aber gemeinsam ist die Anschauung von dem Trüben als einem indifferenten Element, das sowohl Gutes wie Böses, Licht wie Finsternis, Lieben und Hassen vermitteln kann.

Ein anderes Gleichnis aus der Farbenlehre, das im weiteren Sinne hier anzuschliessen ist, verzeichnet Riemer unter dem 20. April 1829: „der Irrtum ist mannigfaltig, ist farbig; die Wahrheit einfach und weiss.“ Mitt. II, 723. Diese Bemerkung ist wieder eine metaphorische Erweiterung von Spr. 608: „Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach, ... das Irren aber ... ist höchst mannigfaltig ...“ Die schönste von allen chromatischen Gleichnisreden ist wohl die folgende, die Riemer (Briefe von und an Goethe S. 325) als Aphorismus verzeichnet: „Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffs zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichts, das aus dem Körper entweicht.“

Von den weiteren Ausdrücken, die der Reihe des „verwickelnden Irrtums“ angehören, ist zu bemerken, dass sie auf den Altersstil beschränkt sind, und dass „absurd“ weitaus das häufigste Scheltwort ist. Über diesen Idiotismus hat bereits R. Meyer a. a. O. S. 27 gesprochen und nachgewiesen, dass es seit der Ital. Reise an Stelle des früheren „abgeschmackt“ tritt, um dann auf alle Verhältnisse, in denen er das Walten des Irrtums sieht, angewendet zu werden, von den deutschen Kleinstädtern (25, 100) bis zur Weltgeschichte (Gespr. 6, 269). Das Wort wird oft auch im heiter-ironischen Sinne gebraucht:

„Absurd“ ist alles, was zu den unvermeidlichen Übelständen gehört, über die man sich am besten mit Humor oder Gleichmut hinwegsetzt: „Es ist doch gar zu absurd, wenn man absurd ist.“ Wanderj. 18, 116.

Doch wird euch zu gelegener Zeit
Auch das Absurde fröhlich. ZX. 2, 361.

Und wer heiter im Absurden spielt,
Dem wird auch wohl das Absurde ziemen. Divan 4, 115.

Die bittere Färbung des Wortes kommt besonders in den Gesprächen mit Kanzler Müller zur Geltung, diesem treuen Beobachter, der schärfer als andere das verneinende Element in Goethes Wesen beobachtete.

Ein anderes Lieblingswort ist „abstrus“, besonders mit Bezug auf unklare Vorstellungen, die sich mit dem „Unerforschlichen“ abquälen. So nennt Goethe seine eigenen orphischen Urworte gegenüber Riemer „das Abstruseste der modernen Philosophie“ 28. Okt. 1821 (Briefe S.. 220). Wiederholt hält Goethe sich selbst an, wenn er sich auf Reflexionen über das „Unerforschliche“ ertappt. „Ich muss endigen, sonst möchte ich ins Abstruse geraten.“ An Nees von Esenbeck, Naturwiss. Korrespondenz II, 151. „Abstrus und wunderlich“ sind die Hypothesen der „kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen“ Spr. 907; sogar „die guten Köpfe ... werden abstrus ...“ wenn sie in falsche Methoden verstrickt sind (An Hegel, Str. Br. I, 241).

Auffallend häufig ist „wunderlich“ im Altersstil, sowohl im Sinne von „geheimnisvoll, unerklärlich“, wie von „irrtümlich, abstrus“. Bei Charakterschilderungen deckt es sich etwa mit „problematisch“. Ein Synonym ist „grillenhaft“, häufig in Verbindung mit dem vorigen Worte, wie z. B. mit Bezug auf sich selbst DW. 22, 167: „wunderliches, grillenhaftes Wesen“; sowie 24, 122: „mein

wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbinkognito"; „ich habe manchmal ... die wunderliche Grille gehabt ..." 24, 122. Auf die Beliebtheit des Wortes sind auch die Neubildungen „grillisieren" (24, 148) und „grillen" („grille nicht bei Sommersonnenschein" 2, 276) zurückzuführen.

In ganz individueller Weise hat Goethe den Begriff „Fratze" verwendet, und zwar ist auch hier die Anschaulichkeit des Ausdruckes offenbar der Anlass, es mit verschiedenen typischen Vorstellungen zu verbinden. Zunächst schliesst es sich ohne weiteres an die generelle Bedeutung des Disproportionierten, Verzogenen und fällt nur durch die Häufigkeit auf und durch die Übertragung auf das geistige Gebiet, im Sinne von „Karrikatur". Man hat sich dabei der Abneigung Goethes gegen alles Parodierende und Karrikierende zu erinnern, weil er nichts „Förderndes", sondern nur etwas „Verneinendes" darin sah (Z.-Briefw. 3, 436). Von Belegen seien hier angeführt: „Ich hatte ... ein tolles Fratzenwesen ersonnen, welches den Titel „Hanswursts Hochzeit" führen sollte." 23, 51. „Die angestammte Roheit fratzenliebender Wilden" Ann. 549. „Fratzenhaft Gebild" F. II, 5692. Als Verdeutschung von Karrikatur dient es z. B. in Spr. 108: „Es giebt nichts Gemeines, was, fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe"; „Wir sehen hier einen kleinen deutschen Hof gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert." 29, 372. Die gleiche Bedeutung hat das Wort in der Charakteristik der Lieder aus „des Knaben Wunderhorn"; es bezeichnet die Lieder auf S. 30 („humoristisch, etwas fratzenhaft"); S. 213 („Eine Art übermütiger Fratze"); S. 241 („Neckisch bis zum Fratzenhaften"). — Gern wird das Wort gebraucht im Hinblick auf „unreine" stoffartige Tendenzen, und auf die „Menge" als Vertreterin solcher Tendenzen: „Das

Fratzenhafte der Masse entgegnete ihm (Kotzebue) fürchterlich" Ann. 6a; (Schiller) „als Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen". Ann. 290; „die Fratze des Parteigeistes" Riemer Br. S. 284; „Fratze des Augenblicks" an Reinhard S. 95; „die Fratzen des täglichen Lebens" Gespr. 6, 281. Dazu passt die Anwendung auf Böttiger: „Dieser Ehrenmann hat seine ... Gabe, alles zu verfratzen, hier auch redlich ... bewiesen." Riemer Br. S. 92.

Eine besondere Prägnanz liegt in der Anwendung auf eine geistige Verzerrung, welche durch „falsches" Hinausstreben über die natürlichen Fähigkeiten herbeigeführt wird, im Gegensatz zu der harmonischen Entfaltung der Kräfte. Sehr deutlich tritt diese Prägnanz hervor in einem Briefe an Schiller: „Äusserst fratzenhaft erscheint der arme Kosegarten, der ... seine Individualität durch die Folterschrauben der neuen philosophischen Forderungen selbst auszurecken bemüht ist ..." 14. Aug. 1797. (Im geraden Gegensatz dazu steht die Persönlichkeit H. Meyers, über den es im gleichen Briefe heisst: „es ist eine reine und treufortschreitende Natur, unschätzbar in jedem Sinne.") Andere Belege für die obige Prägnanz von „fratzenhaft" sind: „Lenz pflegte sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen" 22, 144; ... „weil ich gewohnt bin, dass jedes Individuum sich aus närrischer Sucht originaler Anmassung vom schlichtesten Weg fortschreitender Potentiierung, mit fratzenhaften Seitensprüngen so gern entfernt." An Schiller 27. Nov. 1803; „dass doch einem sonst so vorzüglichen Menschen (Fichte) immer etwas Fratzenhaftes ankleben muss." An Voigt S. 218; „Werner, dessen fratzenhaftes Betragen ..." An Carlyle S. 48. Ferner W. IV. 23, 85; 181; 390. Der Begriff eines innerlich Unwahren liegt auch zu Grunde, wenn Schillers „Räuber" wiederholt durch dieses Wort charakterisiert werden: „... Gruppe so vieler fratzenhaft gezeich-

neten und grell gemalten Figuren ...“ 28, 702; „Schillers Intention ... sei gewesen, in diesem fratzenhaften Stücke auch einen fratzenhaften Teufel auftreten zu lassen, der die anderen übertrumpfe.“ Gespr. 2, 128.

Die angezogenen Belege zeigen, dass der Idiotismus schon seit der Ital. Reise, seitdem ihm die harmonische, reine Entfaltung zum Ideal geworden war, voll entwickelt ist. Nur vereinzelt erscheint das Wort in früherer Zeit, wie z. B. wenn Goethe sein Pasquill auf Wieland in dem naturalistisch überlieferten Gespräch mit Tante Fahlmer als „garstiges Fratzenzeug“ bezeichnet, Gespr. 1, 29. Bezüglich der weiteren Verbreitung des Ausdrucks vgl. den letzten Abschnitt; übrigens braucht seine Mutter ihn einmal in ähnlicher Übertragung in einem Briefe an Wolfgang vom 12. März 1798; sie schreibt mit Bezug auf die neuaufkommende Tendenz, statt der deutschen die lateinische Druckschrift anzuwenden: „Sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden? Soll denn der Geringe von allem Guten ausgeschlossen sein — und das wird er — wenn dieser neumodischen Fratze nicht Einhalt gethan wird.“ (Frau Rath. Von Rob. Keil, S. 335.)

In der extrem negativen Reihe, die unter dem Zeichen des „Falschen“ steht, ist auffällig die Handhabung des Wortes „null“ in attributiver Stellung, was generell ungewöhnlich ist, z. B. „wässrige, weitschweifige, nulle Epoche“ 21, 53; „wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören“ 29, 431. Seine Vorliebe für diese negative Abrundung bezeugt er aber vor allem durch die Ableitung „Nullität“, die mit manchen anderen kräftigen Scheltworten zuerst in der Zeit des Dogmatismus auftritt, als die Grössen von Weimar energisch gegen die Halbheit Front machten. So im

Schema über den Dilettantismus: „Gartenliebhaberei befördert die sentimentale und phantastische Nullität“ 28, 179; „Das Gedicht hat eine eigene Art von Nullität“ an Schiller 14. Juli 1798; (über gewisse Gedichte): ich weiss nicht, „ob sie sich zur Realität oder Nullität hinneigen möchten“, An Schiller 27. Juni 1798. „Mams. Bambus (Sängerin) unangenehme Nullität“ Tageb. W. III, 2, 126; „wenn man etwas Bedeutendes liefern, und sich nicht nach und nach der Nullität nähern will...“ An Eichstädt S. 11. Aus späterer Zeit: „Kotzebue hatte eine gewisse Nullität“ Ann. 979a; (Über „Whims and Oddities. 1827.“): „Dies Werk, dessen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu übersetzen wäre...“ 29, 772; „... Pulcinell, welcher ... uns ... aufs Beste zu vergnügen und uns in die so höchst behagliche Nullität des Daseins zu versetzen wusste.“ 24, 430.

Der andere Terminus des negativen Extrems ist „unzulänglich“, typisch nur durch die Häufigkeit, mit der das Wort im Alter angewendet wird. Es bezieht sich im Verhältnis zu „abstrus“ mehr auf den Inhalt: „ihre (der Franzosen) Philosophie abstrus und doch unzulänglich“ 22, 44. Es ist gleichwertig mit „unbedingtem Streben“: Man kann sich, wenn man aus seinem Fache heraustritt, nicht ganz in acht nehmen „vor Unzulänglichkeit“ Spr. 1023. (vgl. ZX. 2, 368); ferner mit „unbedingtem, romantischen Streben“: „die neue (romantische) Kunst ist nur eine limitierte alte, eines Unzulänglichen in Form und Stoff.“ Gespr. 2, 332; mit Dünkel: „... Übereilung und Dünkel sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen ...“ Spr. 778.

Es bleiben noch zwei kleinere Reihen, die sich zu je einer Reihe der positiven Abteilung antipodisch verhal-

ten: dem „Höheren“ und „Ewigen“ tritt das „Gemeine“, „Platte“, die „Menge“ gegenüber und dem „fördernden Wohlwollen“ das Misswollen, der Widersacher. R. Meyer hat a. a. O. S. 41 bereits eindringlich gewarnt, das Goethesche „gemein“ im generell ethischen Sinne zu nehmen, statt im Sinne von „alltäglich, gewöhnlich“, und S. 31 auf den Zusammenhang mit dem Begriff „Menge“ hingewiesen. In der Wendung „sich über das Gemeine heben“ ist der Weg angedeutet, der von dem Gemeinen zum Ewigen führt. Der richtigen Interpretation des Wortes hat der Dichter selbst, wie bei einigen anderen Idiotismen, durch eine sorgfältige Definition vorgearbeitet, denn Spr. 102 heisst es „das Zufällig-Wirkliche“, in Spr. 696b „das Wirkliche ohne sittlichen Bezug“ (d. h. auf das „Höhere“); ebenso deutlich ist die Umschreibung in Spr. 185: „Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen...“ (derselbe Gedanke im Aufsatz über Kotzebue: „er dachte nicht, dass die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden könne...“ 27, 333). Diese Definitionen entsprechen dem praktischen Gebrauch; sie sind deutlich genug, um einer richtigen Auffassung solcher Stellen wie: „Geniessen macht gemein“ F. II, 10259, sowie aus dem Epilog zu Schillers Glocke 1, 137:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine —

den Weg zu bahnen. Von anderen Belegen, die zeigen, dass Goethe von jeher die gleiche Bedeutung mit dem Worte verband, seien erwähnt: „Es geht alles hier ruhig und gemein zu“ an Kn. W. IV, 4, 241; „In diesen Gegenden, wo die Gegend selbst gemein ist ...“ an F. Müller W. IV, 4, 234; (beide Stellen aus dem Jahre 1780).

In Verbindung mit den Begriffen „Menge, Haufen", als Typus des Alltäglichen, Gemeinen (nicht durchaus der „Absurdität", wie R. Meyer a. a. O. S. 27 angiebt), wird oft das Wort „platt" gebraucht (z. B. Ann. 1027; 979a). Sehr beliebt ist ferner „der Tag", im prägnanten Sinne von „das der Menge gemässe, das Ephemere, Vorübergehende"; eine reiche Belegsammlung bietet das DWb. XI, 52; ferner: „Menge und Masse des Tags" an Schultz S. 385; „ich weiss, dass es (das Publikum) dem Tag, und dass der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben," Gespr. 4, 351; „die vom wissenschaftlichen Tag und Stunde inseparable Charlatanerie" an Schultz S. 308; „ich bin gewohnt, den Tag walten zu lassen" Boiss. 2, 245; u. s. w.[1])

Dem Terminus des „Wohlwollens" entspricht in seiner Prägnanz auf der negativen Seite genau das „Misswollen". Anschluss an die Gleichstrebenden, Ablehnung der Widerstrebenden, ist in wenig Worten Goethes Maxime der geistigen Arbeit, wie sie sich seit der erneuten Aufnahme wissenschaftlicher Thätigkeit, etwa 1816, immer mehr befestigte. „Mein Wunsch wäre überhaupt, meine Überzeugung überall, wo nur möglich, anzuschliessen" An Schultz S. 249, denn „Mitwollende giebt's wenig, Misswollende viel." An Reinhard S. 72. Die schönste Zusammenfassung dieser Lehren bietet der kleine Aufsatz „für junge Dichter" 29, 230, und hier erteilt er auch den Rat:

---

[1]) Ganz entgegengesetzt ist eine andere Prägnanz von „Tag" im „höheren" Sinne von „Klarheit", „reine Anschauung": „Der Obskurantismus, der den reinen Tag zu verkümmern bestrebt ist", 29, 146; „Damit der Tag dem Edlen endlich komme", Epilog zur Glocke 1, 138. Dahin gehört auch das unvergleichliche Bild in der „Flucht nach Ägypten": „Zwei Knaben, schön wie der Tag . . ." Wanderj. 18, 28.

„der junge Dichter beseitige streng allen Widergeist, alles Misswollen, Missreden, und was nur verneinen kann; denn dabei kommt nichts heraus.“ Diese Lehre ist der Niederschlag der eigenen Praxis, denn aufs strengste führte Goethe den Grundsatz durch, „alles Misswollende, Verneinende, Herabziehende“ durchaus abzulehnen (Ann. 350) und allen Angriffen gegenüber, die sich „bei der grossen Masse misswollender Menschen“ von Zeit zu Zeit wiederholen mussten, „mit dem besten Humor ein Schnippchen in der Tasche“ zu schlagen, „ohne dadurch dem Öffentlichen beschwerlich zu sein.“ 29, 348. „Ich ... bin mir nur bewusst, dass ich niemals unmittelbar gegen Misswollende gewirkt habe...“ 29, 360. In dem kleinen Artekel, dem letzterer Beleg entstammt, macht Goethe sogar einen eigenartigen Vorschlag, der bezeugt, dass er nicht „auf dem Neidpfad geloffen“ (2, 334): nämlich als Gegenstück zu Varnhagens Schrift: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden“ auch eine Zusammenstellung der „misswollenden Zeugnisse“ zu besorgen, ihm selbst wie seinen Gegnern zur Unterhaltung, dem Verleger zum Gewinn, und der Nachwelt zur Belehrung, „wie es in unseren Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet.“ Generell entspricht dem „Wohlwollenden“ = Anhänger, der „Misswollende“ = Widersacher, z. B. W. IV, 17, 245; 249; IV, 16, 4 (jener Misswollende = Böttiger, sonst „Herr Ubique“); 15, 133. — Auch über die psychologische Wurzel des Verneinens hat Goethe nachgedacht, und einen darauf bezüglichen, sehr beherzigenswerten Aphorismus überliefert Kanzler Müller: „Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es giebt ein Organ des Misswollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht giebt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus

einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frisst.“ Gespr. 4, 210.

An Material zu solchen Beobachtungen fehlte es Goethe in seiner nächsten Umgebung leider nicht: sogar derjenige Freund, mit dem er, wie mit Schiller durch eins der „höchsten Verhältnisse“ verbunden war, Herder, entwickelte mit zunehmendem Alter immer mehr den ihm angeborenen „misswollenden Widerspruchsgeist“ Ann. 402a. Als vollendeter Typus des Misswollenden galt ihm jedoch Kotzebue, oder, wie er einmal ohne Namensnennung eingeführt wird: „der Widersacher“ Ann. 298. Aber sogar ihm gegenüber verschmähte Goethe jede aktive Verfolgung, und begnügte sich „sein Schnippchen in der Tasche zu schlagen“. Die Betrachtung über Kotzebue (27, 331 ff.) ist eins der schönsten Dokumente von Goethes wahrhaft vornehmer Gesinnung gegenüber seinen Gegnern. Seine Auslegung „jener grossen Forderung, man solle seine Feinde lieben,“ die er selbst in die That umgesetzt hat, muss auch der Gemeinde seiner „Wohlwollenden“ gegenüber der Menge der „Misswollenden“, von Glover bis Baumgartner, als Maxime gelten: man lerne auf die Vorzüge seiner Widersacher Acht zu haben (Spr. 626; 1033), denn „man erkennt einen guten Haushälter hauptsächlich daran, wenn er sich auch des Widerwärtigen vorteilhaft zu bedienen weiss.“

In der umstehenden Tabelle ist das gesamte Sprachmaterial nach den oben zu Grunde gelegten Gesichtspunkten geordnet. Diese Anordnung erhebt keineswegs Anspruch auf absolute Geltung, wie schon in der Einleitung bemerkt wurde, sondern ist nur als eins von vielen anderen denkbaren Hilfsmitteln gewählt, um wie auf einem Rahmen das reiche Gewebe des Sprachgewan-

	Geistig	Sittlich-Geistig	Sittlich
Positiv	ewig, ein Höheres incommensurabel, incalculabel, unberechenbar, unschätzbar, bedeutend, deuten, geistreich, wahr, fruchtbar, prägnant, Dumpfheit, Aperçu, Mittelpunkt, Dauer, Epoche, erschrecken, Gegenwart, Ferne, Folge, Verhältnis, Teilnahme, Förderung, Wohlwollen.	vorzüglich, ausserordentlich, steigern, streben, tüchtig, derb, resolut, sich beschränkend, gemäss, komplett.	rein, fromm, still, zart, Gemüt, gemütlich, behaglich, Zustand, Wesen, Läufte, Wirtschaft, Regionen.
Indifferent	gehörig, fasslich, trefflich, heiter, schätzbar, treu, löblich, artig.	trefflich, würdig, heiter, schätzenswert, geschätzt.	redlich, treulich, würdig, anständig, trefflich, heiter, lässlich, gelten lassen, Neigung, Wohlwollen, wohldenkend, wohlgesinnt.
Negativ	gemein, platt, die Menge, der Tag, falsch, dumpf, trübe, grillenhaft, wunderlich, absurd, abstrus, fratzenhaft, Nullität, unzulänglich, misswollend.	problematisch, unbedingtes Streben, leidenschaftlich, frech, fordern, transcendieren, falsche Tendenz, beschränkt, halb, Dünkel.	unrein, unsittlich, verrucht.

des zu grösserer Übersicht aufzuspannen und das Hin und Wieder der Fäden zur Anschauung zu bringen. Zu solcher Schematisierung ermutigt noch ein weiterer Umstand, dessen hier Erwähnung zu thun ist. Goethe liebte es bekanntlich, sich theoretische Betrachtungen durch schematische Veranschaulichung und fachweise Rubricierung nach hervorstechenden Gesichtspunkten zu erleichtern. Das ausführlichste Schema dieser Art ist das über den Dilettantismus, das jedoch für unsere Zwecke nicht nutzbar zu machen ist, da der Gegenstand hier in Form eines weitläufig skizzierten Nacheinanders behandelt ist, nicht im übersichtlichen Nebeneinander. Letzteres ist dagegen der Fall in einer „Würdigungstabelle poetischer Produktionen der letzten Zeit," die dem Aufsatze: „Neueste deutsche Poesie" 29, 266 ff. beigegeben ist. Sie ist als eine Art summarische Abfertigung gedacht, da es Goethe mit der Zeit unmöglich wurde, die zahllosen Einsendungen, die der höchsten litterarischen Instanz Deutschlands unterbreitet wurden, einzeln zu erledigen. Wer wirklich etwas lernen wollte, mochte sich in diese Tabelle vertiefen und konnte daraus das Urteil ablesen, das ihm zu teil geworden wäre. Diese Tabelle ist interessant wegen der darin niedergelegten Terminologie, die im Lichte der vorangegangenen Analysen einen neuen Wert erhält. Von den 14 Reihen der Tabelle seien umstehend sechs vorgeführt, als für unsere Zwecke besonders lehrreich.

Die Reihe „leicht" umfasst den Vorstellungskreis des „Gemeinen", daher die Bezeichnungen: „alltäglich", „gewöhnlich", „ephemer" (vgl. oben S. 177 unter „Tag"); „bequem" heisst hier wie oft bei Goethe „gewandt, sich leicht anschmiegend", vgl. die Wendungen: „schickliche Bequemlichkeit des Gespräches" 15, 31; „das Kind erscheint so bequem, heiter und gewandt..." 20, 66; „Gün-

Naturell	Stoff	Gehalt	Behandlung	Form	Effekt
Leicht	Alltäglich	Gewöhnlich	Bequem	Im Einzelnen gut	Ephemer
Ernst und elegisch	Lokal und Sitten fremd	Durch die Zeit gegeben	Mit Leichtigkeit	Der Absicht gemäss	Vorübergehend
Begabt	Vergangene Zeit und Sitten	Menschlich begründet	Geübte Hand	Schliesst sich nicht zusammen	Unbefriedigt
Rein	Natürlich	Gemütlich	Zart	Geistreich	Anmutig
Kräftig	Nationell	Tüchtig	Männlich	Rhetorisch-poetisch	Ermutigend
Peinlich	Halbwahr	Erzwungen	Empirisch	Unrein	Beunruhigend

ther, rhythmisch bequem ...“ 21, 49; überhaupt gern von Personen = „keine Schwierigkeiten bietend“ Paul, Wb. S. 64; G.-J. 19, 235. Besonders interessant sind die Reihen, die mit „rein“ und „kräftig“ beginnen; die erstere ist Zustands-, die andere Thätigkeitsgruppe. Bemerkenswert ist, dass das „Tüchtig-Männliche“ mit dem nationellen Stoff in Verbindung gesetzt wird. Es ist die gleiche Anschauung, die ihm das Nibelungen-Lied als ein nationales Epos so wertvoll erscheinen liess, und von der auch der litterarhistorische Exkurs im 7. Buch von DW. ausgeht: „der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst“ 21, 63; „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Grossen und die Thaten des 7jähr. Krieges in die deutsche Poesie“ 21, 62, während der deutschen Poesie bisher „ein Gehalt, und zwar ein nationeller“

fehlte. 21, 49. Dagegen betreffen die 2. und 3. Reihe die „altertümelnde“ Kunst, für die Goethe trotz der patriotischen Färbung nichts übrig hatte; er sah darin nur eine Maskerade, einen „sittig-religiös-poetischen Bettlermantel“ (An Z. VI, 305 = Lokal und Sitten fremd), und die „elegische“ Grundstimmung war ihm verhasst, denn sie fördert nicht, weil sie sich nicht an „das fortschreitende Leben“ hält (29, 231); der Effekt ist daher nur „vorübergehend“ und „unbefriedigt“. (Ganz ähnlich spricht sich Goethe schon 1769 in einem Briefe an Friederike Öser über die „Unwahrheit“ und das „Flittergold“ der Bardenpoesie aus, DjG. 1, 52; vgl. auch 29, 453). Die letzte Reihe, die von einem „peinlichen“ Naturell ausgeht, ist ganz negativ, wie vor allem die Bezeichnungen „halb-“ und „unrein“ andeuten. „Peinlich“ kann hier nur im Sinne von „unbehaglich, unharmonisch, problematisch“ stehen, denn der ganze Zusammenhang weist auf die negative Abteilung der Mittelgruppe unseres Schemas hin, wobei den Ausdrücken „erzwungen“ und „beunruhigend“ die typischen Wertungen „fordern, transcendieren“ und „leidenschaftlich“ entsprechen.

Von anderen schematischen Skizzen verdient die über „Epochen deutscher Litteratur“ 29, 261 wohl Erwähnung, die hier zur bequemeren Vergleichung ebenfalls eingerückt sei:

Von 1750 bis 1770.

Ruhig. Emsig. Geist- und herzreich. Würdig. Beschränkt. Fixiert. Pedantisch. Respektvoll. Antikgallische Kultur. Formsuchend.

Von 1770 bis 1790.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig redlich. Achtung verschmähend und versäumend. Englische Kultur. Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend.

Von 1790 bis 1810.

Beschwichtigt. Zart. Sich beschränkend. Ernst religiös. Patriotisch thätig. Intrigant. Spanische Kultur. Von Form sich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determiniert. Tüchtig. Herrschsüchtig. Zuschreitend. Respektlos. Altdeutsch. Ins Formlose strebend.

Vorausgesetzt, aber hier nicht einbezogen, ist die „wässrige, weitschweifige, nulle Epoche“ 21, 53, der „Gottsched-Gellert-Weisseschen Wasserflut“ Z.Br. V, 425, auf welche als Reaktion die erste Periode von 1750—1770 folgt. Sie wird DW. 21, 53 durch „Bestimmtheit, Präzision und Kürze“ charakterisiert, durch „Concinnität“ Gespr. 2, 336 (im Schema = ruhig, würdig, formsuchend), zugleich aber durch „vaterländische breite Plattheit“ 21, 44 („pedantisch, beschränkt“). Die zweite Periode umfasst zunächst die Sturm- und Drang-Epoche, die „fordernde Epoche“ 22, 197 („frech“, „Achtung versäumend“), die „sich für grenzenlos erklärte“ 23, 87; Ann. 5, („ausgebreitet“ = „diastolisiert“ Gespr. 2, 336) und sodann das Klärungsstadium („Form besonnen herstellend“). Der folgende Zeitraum 1790—1810 enthält ebenfalls verschiedene Strömungen: die ersten drei Attribute (beschwichtigt, zart, sich beschränkend) beziehen sich auf den Höhepunkt der ästhetischen Theorie und Praxis; die Ausdrücke religiös-patriotisch auf die Anfänge der Romantik, der „Neudeutschen Kunst“, und intrigant offenbar auf Kotzebue nebst Anhang. Die zehn Jahre von 1810—20 stellen sich hauptsächlich dar als Fortsetzung der Religiös-patriotischen Romantik („Altdeutsch, ins Formlose strebend“), und sind identisch mit der „Epoche der forcierten Talente“, der 29, 264 ein be-

sonderer Artikel gewidmet ist. Mit dem vereinzelten „tüchtig“ können nur die erfreulichen Erscheinungen der altdeutschen Richtung, besonders das Nibelungenlied, gemeint sein (29, 426). Beachtenswert sind in diesem Schema auch die sorgfältig abgewogenen Parallelismen: die jeweilige Bestimmung der Kultureinflüsse, Abstufung der Form und vor allem die inhaltreiche Antithese: beschränkt — sich beschränkend.

Endlich ist die Rezension von „Des Knaben Wunderhorn“ 29, 386ff. sehr ergiebig für die Frage der Goetheschen Terminologie. Jedes der Gedichte wird hier mit wenig Worten, meist durch prägnante Adjektive charakterisiert, wie z. B.: Das Wunderhorn. „Feenhaft, kindlich, gefällig“. Des Sultans Töchterlein. „Christlich zart, anmutig“. Tell und sein Kind. „Rechtlich und tüchtig“. Auch hier gewinnen die Beiworte eine eigentümliche Prägnanz, besonders wo sie ganz allein stehen, wie z. B.: Der Dillinger. „Ritterhaft tüchtig“. Geh du nur hin. „Frank und frech“. Knabe und Veilchen. „Zart und zierlich“ u. s. w. Der Häufigkeitsgrad der prägnanten Beiworte ist folgender: zart (10), romantisch (9), unschätzbar (7), tüchtig (6), wunderlich (5), artig (5), derb (4), dunkel (4), fratzenhaft (3). „Heiter“ begegnet merkwürdigerweise nur einmal; sehr charakteristisch wirkt das sonst nicht häufig belegte ‚holzschnittartig“ (4 mal). In den übrigen Worten erkennt man sofort die bekannten Lieblingswertungen, und ihre stereotype Verwendung zu so früher Zeit (1806) beweist aufs neue, dass besonders hinsichtlich des Wortschatzes Goethes Prosa schon längst ihre Geschmeidigkeit verloren hatte, als der poetische Stil noch entwicklungsfähig war (vgl. unten S. 238).

Es ist erstaunlich, mit welcher Konsequenz der ganze Gedankenapparat, dessen typische Ausdrucksmittel in dieser Arbeit zu analysieren waren, sich aufbaut. Wenige Denker haben es verstanden, einige einfache Grundwahrheiten für den ganzen Organismus in allen Verzweigungen in so eminentem Masse fruchtbar zu machen, denn es bleibt immer dasselbe grosse Prinzip der lebendig thätigen, wahren, reinen Gesinnung, das sich durch die Gedankenwelt Goethes hindurchschlingt und das Entfernteste mit einander verkettet. Dabei ist nicht zu übersehen, dass Goethe selbst keinerlei Systematik angestrebt hat, sondern rein aphoristisch verfährt; seine Weisheit gleicht, wie Goethe selbst mit Bezug auf einen anderen Dichter sagt, einem unsichtbaren Kapital, das geräuschlos arbeitet und dessen Zinsen „gleichsam nur als Würze“ in seinen Schriften ausgestreut sind. Diese Einheit seiner Denkweise hat aber ihren Grund darin, dass alle seine Gedanken nur Ausstrahlungen einer konstanten Individualität sind, die sich mit der Konsequenz eines Naturgesetzes entfaltete und von einem einzigen Mittelpunkt sich radienförmig nach allen Punkten der Peripherie ausbreitete (s. unten S. 236). Seine Erkenntnisse beruhen nie auf Zufall oder auf einer Dialektik, die den Intellekt nach Behagen spielen lässt, sondern sie sind notwendige Ableitungen aus einem prägnanten Punkt, sie gehen von erlebten Einzelfällen aus, lösen das Zufällige von dem empirisch Geschauten ab und erheben das Typische zu der Höhe allgemein gültiger Maximen.

Ein nochmaliger Rundgang durch das ganze Gedankengebäude zur Veranschaulichung des einheitlichen Grundplanes möge den Abschluss dieses Teils unserer Untersuchung bilden. Die Forderungen: „tüchtig — wahr — rein“, lassen sich als Grundpfeiler benutzen. Wie der „tüchtige, thätige Mann“ Spr. 6 im Strom der

Welt, wirkt die Reinheit im stillen, als reine Gesinnung, reine Handlung und reine Erkenntnis. Jedes reine Bemühen ist aber zugleich ein Lebendiges, (33, 237), es hat eine „reine Folge“ und ist fruchtbar, wie das Wahre (29, 236), während das Falsche „tot und fruchtlos daliegt.“ Um jedoch fruchtbar zu werden, bedarf es eines augenblicklichen Thuns; „es ist nicht genug zu wissen, man muss auch anwenden“ (Spr. 484). Durch das Thun kann sogar die Skepsis fruchtbar werden, d. h. die „thätige Skepsis, welche unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden“ (Spr. 551). Der Ausdruck „thätige Skepsis“ deckt sich mit dem „Stirb und Werde“ des Divans, der „epigenetischen Energie“, der beständigen Selbstverjüngung, und dieses „Kunststück besteht darin, dass wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren“ (Spr. 261). Die Überwindung ist vom rein ethischen Standpunkt gleichbedeutend mit der „Selbstbeschränkung“ und zwar derjenigen, die auf Einsicht beruht (Spr. 1020), auf früh erfahrener „Bedingung“ (Spr. 654). Die Lehre von der Beschränkung ist durchaus der Angelpunkt der Goetheschen Lebensweisheit, wie andererseits auf das „Streben ins Unbedingte“ die meisten Schäden zurückgeführt werden. „Sich beschränken“ heisst: nach dem fragen, was uns „gemäss“ ist (21, 35), alle „falschen Richtungen“ abschneiden, keine „Forderungen“ an uns stellen, denen wir nicht gewachsen sind. Die Beschränkung geziemt dem Künstler (28, 353), wie dem Gelehrten und dem Handwerker (18, 157), dem Herrscher (23, 42) wie jedem einzelnen Menschen (17, 518). Sie ist die Grundbedingung jeder Meisterschaft, denn sie erwirbt die Herrschaft über ein Ganzes und bewahrt vor Halbheit (18, 157). Sie steht auf dem Boden des Diesseits, des „Wissbaren“ und lenkt den Blick ab von dem „Unerforschlichen“, von „grillenhaften“ Spekulationen und dem Verlieren ins „Abstruse“.

In zeitlicher Hinsicht ist sie identisch mit der „Gegenwart", denn es ist die Aussenwelt, die Wirklichkeit, welche die Individuen bedingt und beschränkt; wer in der Gegenwart lebt, fügt sich dieser Beschränkung und gelangt zur Freiheit, während das unbedingte Streben, wie der Roman und die Jugend (29, 381) in einer eingebildeten Welt lebt. „Ein lebendiges Thun in der Gegenwart" ist die immer wiederkehrende Forderung Goethes, und so mündet auch das Beschränkungsprinzip in den grossen, umfassenden Begriff des Lebendigen ein. Die Vorstellung des Organischen ist die Atmosphäre, in der Goethes Denkweise lebt und atmet. „Ob wir lebendig sind und waren" ist das Kriterium, das über den Wert eines Kunstwerks entscheidet (29, 231); lebendig, ein „Mitfortleben" (An Schultz S. 201) muss die Teilnahme der „Wohlwollenden" sein, wenn sie fördern soll; „lebendig, fortschreitend, positiv", sind die Schlagworte in der wissenschaftlichen Arbeit. Ein Lebendiges ist auch die Liebe, denn „sie bezieht sich auf Gegenwart" (29, 236); „die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht" (An Reinh. S. 8). „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!" (24, 84) ruft Goethe in Venedig, als er die „Wirtschaft der Seeschnecken" beobachtet. Und im höchsten Alter freut es ihn, sogar im Tode das Lebendige zu sehen und den Verstäubungsprozess der ablebenden Fliege als ein „Fort- und Fortleben" zu erkennen. (An Nees von Esenbeck 1825, Naturwiss. Korrespondenz II, 134). „Man mag so gern das Leben aus dem Tode betrachten, und zwar nicht von der Nachtseite, sondern von der ewigen Tagseite her, wo der Tod immer vom Leben verschlungen wird." (Ebend. II, 159.) Unter „Lebendig" ist aber auch das „Erlebte" zu verstehen, der Gehalt des eigenen Lebens

in allen Beziehungen, das Gewahrwerden unserer selbst (Spr. 1029), wie auch das „was Freunde mit und für uns thun“ (Spr. 1032). Auf dem Erlebten, dem Gewahrwerden beruht ferner das Aperçu, die Erkenntnis einer grossen produktiven Maxime, die in unserem inneren Leben Epoche macht; dieses Aperçu bricht scheinbar plötzlich aus dem Innern hervor, aber es ist längst im Stillen, in der Dämmerung vorbereitet worden. Es „kommt aus einer Folge und bringt Folge; es ist ein Mittelglied einer grossen produktiv aufsteigenden Kette“ (Spr. 1053) und trägt daher die Gewähr des Erlebten und Fruchtbaren in sich. Die Erkenntnis solcher Maximen unterscheidet den Weisen von der „Menge“, denn er vermag die sittlichen Bezüge in dem Alltäglichen zu erkennen, das Höhere, Ewige von dem Gemeinen zu sondern, während die Menge in Dumpfheit verharrt und dem Tage lebt.

Das Gewahrwerden ist nächst dem Leben selbst, der rotierenden Monas, die höchste Gunst der von oben wirkenden Wesen (Spr. 1029); der Einzelne gelangt so zu Erkenntnissen, die nur ihm selbst angehören; er lernt sich als „innerlich Grenzenloses, äusserlich Begrenztes“ gewahr werden, und gewinnt dadurch bei äusserer Abhängigkeit die innere Freiheit. Eine solche innere Freiheit zu erringen, betrachtete Goethe als sein eigenes Ziel (Ann. 2c), und er war sich am Ende seines Lebens bewusst, dass er dieses Ziel erreicht und ein Beispiel gegeben habe, „wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse,“ so dass er immer und überall sein Individuum zu Tage fördere. „Nur auf diese Art ist es möglich, Original zu sein.“ (29, 230.)

So konnte sich Goethe mit Recht den Befreier der Deutschen nennen.

Theoretisches

Die prinzipiellen Gesichtspunkte, unter denen sich das im vorigen Teil analysierte Material zusammenfassen lässt, sind zweierlei Art: einesteils ist der Prozess selbst zu beobachten, den bestimmte Worte durchlaufen, um eine bestimmte Prägnanz anzunehmen, d. h. der Prozess des individuellen Bedeutungswandels; andererseits sind die Ursachen und besonderen Bedingungen des Wandels mit Rücksicht auf Goethes Sprache und Denkweise zu untersuchen. Hierbei werden mancherlei Punkte zur Sprache kommen, die nur mittelbar mit dem hier behandelten Hauptproblem zusammenhängen, wie z. B. die bildliche Kraft des Ausdrucks und die Typik der Metaphern, aber die tiefwurzelnde Prägnanz von Goethes individuellem Wortschatz, sowie die darüber hinausreichenden Verzweigungen und die Verwachsung jedes einzelnen Ausdrucks mit dem ganzen Organismus müssen notwendig zu solchen weiten Ausblicken Veranlassung geben.

1. Der individuelle Bedeutungswandel

Eine eingehende Darstellung der Frage des Bedeutungswandels liegt ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit; nur eine kurze Übersicht möge eingeschaltet sein, um daran weitere Betrachtungen für unser Thema zu knüpfen.

An und für sich kann jedes Wort zu jeder Zeit sowohl usuell, d. h. im Sinne der gesamten Sprachgenossenschaft, nach seinem begrifflichen Inhalt, als occasionell, d. h. im Sinne des jeweils Sprechenden und Hörenden,

nach seinem Nebensinn verwendet werden. Aber man hat bei der occasionellen Verwendung zu unterscheiden zwischen momentaner und dauernder; durch letztere wird die neue bisher nur occasionelle Bedeutung zur usuellen und wird fortan unter dem Vorstellungsinhalt des Wortes von dem Angehörigen der Sprachgenossenschaft mit eingeschlossen. Ferner ist zu unterscheiden zwischen einem generellen und einem individuellen Prozesse des Wandels. Der erstere entspringt zwar auch individuell, erlangt aber kollektive Geltung; der individuelle bezieht sich auf die feineren Bedeutungsschattierungen innerhalb des Individuums, auf den vollzogenen Wandel wie auf Ansätze zu einem solchen, und er bleibt auf das Individuum, oder doch auf die nächsten Verkehrs- und Gesinnungsgenossen beschränkt.[1])

Die Probleme des generellen und individuellen Wan-

---

[1]) Dieser Satz steht in scheinbarem Widerspruch zu dem, was Paul, Prinzipien S. 75, über den Vorgang des Bedeutungswandels sagt: „Es ist gar nicht möglich, dass der Prozess sich an einem Individuum vollziehen könnte, während dessen Verkehrsgenossen vollständig unberührt davon blieben." Der Widerspruch ist aber nur scheinbar, weil es sich hier um den generellen Prozess handelt, der natürlich auf der Wechselwirkung von Individuum und „Volksseele" beruht. Dagegen besteht das Wesen des individuellen Wandels, d. h. der Prägnanz des einzelnen Schriftstellers gerade in der Isoliertheit des Vorganges, weil die Kulturstufe einer solchen Grösse über derjenigen der Sprachgenossenschaft steht und jene Wechselwirkung daher sehr eingeschränkt ist. Die Schwierigkeit ruht hier auf dem Nebensinn des Wortes „Wandel" selbst, insofern als kollektiv darunter ein gröberer Vorgang, individuell ein feinerer oder ein blosser Ansatz zum Wandel verstanden wird. Es mag deshalb empfehlenswert sein, statt des hier vorgeschlagenen Terminus „ind. Wandel" einen geeigneteren zu suchen, um Missverständnissen auszuweichen. Hier soll nur ein Anfang gemacht werden zu einem präciseren Ersatz für das farblose „Wortgebrauch" und das unzureichende „Prägnanz", das als Bezeichnung der Wirkung des Vorgangs zwar praktisch unentbehrlich ist, aber theoretisch nicht ausreicht.

dels haben bei aller Gleichheit der Methode ganz verschiedene Endziele: im ersteren Falle die Erkenntnis des Organismus der Sprache, im individuellen Falle die Nutzbarmachung dieser Erkenntnis für das Studium einer Individualität. Wie aber heute Philologie und Litteraturwissenschaft überhaupt mit immer mehr Bewusstsein in einander arbeiten, so dürfte sich auch der Versuch lohnen, die Resultate der Semasiologie für die litterarhistorische Forschung zu verwerten. Dass andererseits die Erkenntnis des kollektiven semasiologischen Vorganges durch derartige Einzeluntersuchungen gefördert werden kann, liegt auf der Hand, und eine Befruchtung ist um so wahrscheinlicher, als die Untersuchung des individuellen Wandels infolge der Vollständigkeit des Materials mit weit grösserer Sicherheit arbeiten und in das Wesen des Vorganges einen genaueren Einblick gewinnen kann, als die generelle Bedeutungslehre. Eine kurze Abschweifung möge diese Thatsache näher erläutern.

Es liegt in der Geschichte der semasiologischen Forschung, die von der klassischen Philologie ausging, begründet, dass man infolge des zu bearbeitenden Materials aus erstarrten Sprachen auch den Prozess selbst als einen historisch abgeschlossenen betrachtete und zu mechanischer Klassifizierung schritt, die vom allgemeinen und von empirischen Gruppen und nicht von der inneren lebendigen Triebkraft ausging. Dementsprechend war bei Heerdegen und anderen Forschern die Semasiologie überhaupt die Lehre von der Funktion des Wortes an sich ausserhalb des Satzzusammenhanges, und erst später wurde die Wichtigkeit des Satzverbandes als fundamentale Forderung für das Verständnis des Prozesses erkannt.[1]) Gegenüber

[1]) Besonders Stöcklein hat diesen Punkt nachdrücklich betont; vgl. Untersuchungen zur Bedeutungslehre (Dillingen, 1895) S. 7. ff.; Bedeutungswandel der Wörter (München, 1898) S. 6 ff.

allen Tendenzen zur blossen Schematisierung nach allgemeinen Gesichtspunkten muss eindringlich auf den organischen Charakter des Prozesses hingewiesen werden: von den ursprünglichen Trieben zweigen sich beständig neue Triebe ab, die entweder jenen die Lebenskraft schwächen und sich oft ganz an ihre Stelle setzen, oder ihr Dasein unberührt lassen und gleichsam als Nebenast sich fortentwickeln. Das Ansetzen neuer Bedeutungstriebe und das Absterben oder Fortleben der alten erfolgt durchaus auf organischem Wege, unter beständigem Wachsen und Verändern des gesamten Bedeutungskomplexes. Die Gesetze dieser Triebkraft zu erforschen, ist die eigentliche Aufgabe der Semasiologie, die aber für den generellen Wandel infolge der komplexen Bedingungen oft Schwierigkeiten bereitet. Hier ist nun die individuelle Forschung infolge der Abgeschlossenheit des Gebietes wesentlich im Vorteil und kann in den meisten Fällen sichere Ergebnisse bieten.

Im folgenden wird das ganze individuelle Material in Goethes Sprache nach den Gesichtspunkten gruppiert, die Paul seiner Erklärung des Bedeutungswandels zu Grunde legt (Prinzipien S. 77 ff.); zugleich wird im Anschluss an Stöckleins Analyse des Wandels (Bedeutungswandel der Wörter, S. 14; 19) die Nebenvorstellung beigefügt, die sich anfangs in bestimmtem Zusammenhang und später auch ohne denselben mit dem Worte verbindet, um bei vollständigem Wandel zur Hauptvorstellung zu werden. Der letztere Fall ist bei der individuellen Prägnanz nur vereinzelt zu konstatieren; meist bleibt es bei Ansätzen zum Bedeutungswandel.

Von den Belegen aus Goethes Sprache würden folgende der ersten Hauptart zuzuschreiben sein (Spezialisierung der Bedeutung durch Verengerung des Umfangs und Bereicherung des Inhalts):

Meine Wohlwollenden (Nebenvorstellung: persönliche Förderung, Mitstreben) = Anhänger;
der Misswollende (entsprechend im negativen Sinne) = Widersacher;
fordern (Nebenvorst.: schrankenloses Streben) = (zu) hohe Ansprüche stellen;
Verhältnis (Nebenvorst.: Prinzip der Förderung) = fruchtbare Beziehung;
Ereignis (Aperçu; inneres Erlebnis) = Epoche;
rein (Selbstzweck) = vorurteilslos; objektiv; folgerecht;
Egoismus (Abschliessung gegen „Misswollende") = berechtigte Selbstbehauptung;
der Strebende (keine Selbstzufriedenheit) = der Werdende;
lässlich (allzu tolerant) = nachlässig;
anständig (wohl-anstehend) = anmutig;
Tag (Tag für Tag, alltäglich) = ephemer, Tagesgetriebe;
steigern (Evolution des Typus) = potenzieren;
Folge (Konsequenz, Wachstum) = stufenweise Entwicklung.

Zum zweiten Hauptteil würden gehören (Beschränkung; Übertragung):
ewig (Übertragung auf die räumliche Vorstellung) = grenzenlos;
erschrecken (Übertragung auf geistige Verhältnisse) = blitzartige Erkenntnis;
frech (Übertragung auf geistige Verhältnisse) = litterarisch-revolutionär;
tüchtig (Übertragung auf geistige Verhältnisse) = gesund, national kernhaft;
fratzenhaft (Übertragung auf geistige Verhältnisse) = überspannt, ohne Proportionen;

komplett (von der Botanik entnommen) = harmonisch;
transcendieren (philosophischer Terminus) = überspannt sein;
absolut (philosophischer Terminus) = ohne Schranken;
Epoche (Beschränkung) = Jahreszeit; Fest.

Dem dritten Hauptteil liessen sich zurechnen (pars pro toto; Adaequation):

lässlich (Übergang von der Bezeichnung zum Träger) = tolerant;
bequem (Übergang von der Bezeichnung zum Träger) = angenehm im Verkehr.

In allen hier aufgezählten Fällen liegen Ansätze zum Wandel vor, und wenn sich auch die Schattierungen nie so weit von dem Bedeutungskern entfernen, dass nicht der Zusammenhang leicht ersichtlich wäre, so sind doch die Ansätze über das Stadium rein occasioneller Verwendung insofern hinausgerückt, als die individuelle Schattierung mit auffallender Häufigkeit sich wiederholt; man könnte dieses Stadium vielleicht am besten als usuelle Prägnanz charakterisieren. Als äussere Kennzeichen derselben liessen sich etwa folgende Bedingungen aufstellen:

1. wenn der prägnante Gebrauch sich über längere Perioden erstreckt oder zeitlebens festgehalten wird;
2. wenn das Wort im Satzaccent den Hauptton erhält;
3. wenn das Wort isoliert steht.

Was den ersten Fall betrifft, so leuchtet die Wichtigkeit gerade für Goethes Sprachentwicklung ohne weiteres ein, denn es lässt sich deutlich erkennen, wie gewisse Idiotismen in den verschiedenen Epochen seines Lebens im Zusammenhang mit der Entwicklung seiner Denkweise sich gegenseitig ablösen. Die Abgrenzungen für die einzelnen Worte sind im Hauptteil gegeben. Der Fall der lebens-

länglichen Prägnanz führt zur Frage der Lieblingswendungen, die in dem Abschnitt „typische Anschauungsweise“ eingehender behandelt ist. Die zweite Bedingung ist am häufigsten erfüllt in der appositionellen Stellung von Adjektiven, die Goethe besonders bei Personenschilderungen mit grosser Vorliebe als eine Art Kunstgriff anzuwenden scheint, um die volle Wucht des Satztones auf die Wertung zu lenken und sie dadurch in ihrer ganzen Intensität zu erschöpfen.

Folgende Belege mögen diese Eigentümlichkeit illustrieren:

Von Reineck, ... tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig; DW. 20, 147;

Fresenius, ein sanfter Mann von schönem, gefälligen Ansehen 20, 133;

Lerse, ... ein vollkommen rechtlicher, ... mässiger und genauer junger Mann DW. 21, 146;

Weise... heiter, freundlich und zuvorkommend 21, 105;

Hauptmann Blumenstein, ... Halbfranzos, freundlich und zutraulich Ann. 628;

Fürstin Bagration, schön, reizend, anziehend. Ann. 658.

Hofrat Blumenbach, ... immer der heitere, umsichtige, kenntnisreiche Mann. Ann. 1040.

Auch andere Fälle von hochtoniger Stellung gehören hierher:

Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; Herm. u. D. 2, 90;

Docieren kannst du, Tüchtiger, freilich nicht, Spr. i. Pr. 313;

Nur vom Tücht'gen will ich wissen, „Frech und froh“ 2, 256;

Einige Stellen hatte er schon poetisch übersetzt, sehr heiter und glücklich; An Cotta Okt. 1808 Str. Br. 1, 126.

Die ersten drei Beispiele können zugleich zur Illustrierung des dritten Falles der Prägnanz, der isolierten Anwendung, dienen. Interessant ist auch die Verschiedenheit der Charakteristik im Jugend- und im Altersstil, wie sie z. B. folgende Gegenüberstellung zeigt:

> Lavater ist der beste, grösste, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne. An Frau v. Stein I, 225. (Nov. 1779.)
>
> Lavater, als ein vorzüglicher, ins Allgemeine gehender Mensch, Ann. 6a (1813).

Das eine Wort „vorzüglich" muss hier als prägnante Wertung die enthusiastischen Adjektive der Jugend ersetzen. Natürlich ist der Altersstil auch an den letzteren reich genug, aber das Typische in ihm bildet die prägnante Verwertung einfacher Bestimmungen. Eine Häufung derselben deutet im Gegenteil auf Euphemismus, wie z. B. folgender Fall erläutert: „Die Werke des genannten Freundes (Jean Paul) zeugen von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne" (Noten zum Divan 4, 288). Hier trägt die übermässige Häufung von Synonymen, die, jedes für sich, oft genug prägnant vorkommen, gerade dazu bei, der Charakteristik die intensive Färbung zu nehmen und sie grau in grau erscheinen zu lassen; die ganze Schilderung erhielt das Gepräge eines vorsichtigen Eulogismus, der um so verdächtiger wird, wenn man an Goethes herbe Kritiken über Jean Paul aus den neunziger Jahren denkt.

Von den Fällen der usuellen Prägnanz sind einige andere zu unterscheiden, in denen ein vollständiger Wandel zum usuellen Stadium durchgeführt ist. Trotz der grossen Seltenheit sind diese Fälle von hohem Interesse für das Verständnis des individuellen Sprachlebens Goethes, und bilden ein merkwürdiges Zeugnis der einzigarti-

gen Vitalität dieses litterarischen Mikrokosmos. Man wird hierbei an jene öfters wiederkehrende Äusserung erinnert, dass er sich selbst immer mehr und mehr historisch vorkomme (z. B. an W. v. Humboldt 1. Dez. 1831), denn nur bei einem abnormen Organismus, der nicht nur durch die Dauer des Lebens, sondern auch den Reichtum und die Dauer innerer Erlebnisse, und durch das Vermögen der Selbstverjüngung sich auszeichnet, sind Erscheinungen denkbar, die sich sonst nur im Leben der Gattung nachweisen lassen. Eins der instruktivsten Beispiele für den Vorgang des usuellen Wandels, in welchem der Nebensinn zur Hauptvorstellung wird und der Zusammenhang sich kaum noch erkennen lässt, ist das Wort „flügelmännisch", dessen eigentümliche Bedeutungsentwicklung bereits von Rich. Meyer (a. a. O. S. 38 f.) besprochen ist. Die drei Stadien (nach Stöcklein, a. a. O. S. 14) werden durch folgende Belege bezeichnet:

„Das Tier zeigt sich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Charakter deutlicher ausspricht, die einzelnen Teile grösser und charakteristisch in die Augen fallender sind." Allgemeine Einleitung in die vergleichende Anatomie, erster Vortrag 33, 258 (1796).

In der „Schilderung Cellinis" wird dieser eingeführt als „ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, . . . Benv. Cellini 30, 442 (1803).

In beiden Belegen ist die Nebenvorstellung des Typischen, Symbolischen noch deutlich analysiert; dagegen wird das zweite Stadium, worin die neue Vorstellung schon eng mit dem Worte verbunden scheint, charakterisiert durch einen Beleg aus dem Jahre 1817:

„In dem grossen Kunstsinne der damaligen Zeit behandelt er die Gestalt der Tiere symbolisch, flügelmännisch, nach heraldischer Art und Weise ..." (Über Jost Ammon in dem Aufsatz: Zu Castis Fabelgedicht, 28, 562.)

Endlich erscheint der frühere Nebensinn selbst als Hauptvorstellung, ohne dass der Zusammenhang einen Schlüssel bieten könnte, in der sonderbaren Bemerkung, die zwischen den Versen 11634 u. 35 im 2. Teil des Faust eingeschaltet ist: „Phantastisch-flügelmännische Beschwörungsgebärden". Ebenso in der Abhandlung vom Zwischenknochen 1819, wo es sich um die treffende Auswahl unter den verschiedenen Tierarten handelt, um eine osteologische Erscheinung zu illustrieren:

„von der Giraffe bis zum Walfisch war ein bedeutender Weg; man verirrte sich aber nicht in Vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand" 33, 246.

Ein anderes Wort, das einen vollständigen Wandel durchgemacht hat, ist „Spiegelung", im Sinne von „wiederholter Spiegelung". In der eigentlichen Bedeutung sind darunter die Erscheinungen zu verstehen, die Goethe in dem Kapitel „die entoptischen Farben" 36, 445 ff. behandelt und die jetzt unter dem Namen der Polarisation des Lichts zusammengefasst werden. Insbesondere interessierten ihn die Erscheinungen der doppelten und vierfachen Steigerung und auf diesen beruht die rein individuelle Prägnanz des Wortes „Spiegelung". Die physikalischen Phänomene wurden ihm zum Symbol der geistigen Einwirkung, die sich ebenfalls als ein mehrfach reflektiertes Licht auffassen lässt und durch mehrmalige Übertragung nicht notwendig schwächer zu werden braucht. Die Metapher fällt in die ersten 20er Jahre, als die Zeit, in

der die entoptischen Erscheinungen am lebhaftesten in Goethe nachwirkten. Eine ausführliche Begründung der Übertragung bietet der Aufsatz „Wiederholte Spiegelungen“ 29, 356 ff. Ein Verehrer Goethes, Professor Näke, hatte 1822 eine Wallfahrt nach Sesenheim unternommen und seine Eindrücke in einem Aufsatze niedergelegt, der Goethe übermittelt wurde. Hierauf antwortet Goethe mit einer kleinen Betrachtung, in der er die Wirkungen und Reflexwirkungen, in der entoptischen Einkleidung, in neun Stufen zerlegt und mit den Worten schliesst: „Bedenkt man nun, dass wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden“ ... 29, 357. In diesem Falle wird also die Nebenvorstellung in ihrem Zusammenhang mit dem ursprünglichen Begriff analysiert; in anderen Belegen wird sie zur Hauptvorstellung und das Gleichnis zur Metapher: „Professor Zaupers deutsche Poetik aus Goethe ... darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es ist ihm, als wenn er an Spiegeln vorbeiginge...“ Spr. 1041. In dem gleichzeitigen Briefe an Zauper (1821) spricht Goethe von dem Urteil, seine eigenen Arbeiten „in einem abgespiegelten Zusammenhang zu sehen“ (vgl. Loepers Note zu Spr. 1041). Einen weiteren Beleg bietet der Satz: „Ich habe ... in reiferen Jahren grosse Aufmerksamkeit gehegt, inwiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an so viel Spiegeln, über mich selbst und über mein Inneres deutlicher werden könnte.“ 27, 352. Auch in der folgenden Briefstelle scheint die gleiche Metapher vorzuliegen: „Ich weiss, dass diese sonderbaren Erzeugnisse (naturwissenschaftl. Arbeiten Goethes) eines sonderbaren

Menschen sich nicht leicht in einem andern Geiste völlig zusammenhängend nach der ursprünglichen Reihenfolge wieder abspiegeln können..." An Schultz S. 286.

Endlich wäre der zeitweise Wandel von „dumpf" hierherzurechnen, über den oben S. 156 ff. eingehend gehandelt ist.

---

2. Ursachen des Wandels

Die besonderen Bedingungen, die den individuellen Wandel in Goethes Sprache herbeigeführt haben, decken sich z. T. mit den Eigentümlichkeiten seines Stils überhaupt. Eine erschöpfende Darstellung dieses Gegenstandes fehlt noch immer; was im folgenden geboten wird, ist nur eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Punkte mit Rücksicht auf das hier behandelte Problem des typischen Wortschatzes.. Folgende Gesichtspunkte sind vor allem zu berücksichtigen: Einfachheit, Gedrängtheit, Euphemismus, Intensität, Konkretisierung, Typik. Die drei letzten Faktoren sind so umfassender Natur, dass jeder für sich eine gesonderte Behandlung erheischt, wie sie in den folgenden Abschnitten (3—5) geboten wird. Daran ist als letztes Kapitel ein Überblick über die sprachtheoretischen Äusserungen Goethes gefügt, der für die vorliegenden Fragen insofern von Bedeutung ist, als die Einheit des Denkens und Dichtens auch hinsichtlich der Wortwahl dadurch erwiesen wird. Die Thatsache, dass Goethe unter allen Erscheinungen des Sprachlebens sein Hauptinteresse dem Verhältnis zwischen Wort und Bedeutung, sowohl in rein theoretischer Hinsicht, wie in der Anwendung auf die Fragen der Übersetzungskunst und des Purismus, zugewandt hat, dürfte bisher nicht genügend hervorgehoben worden sein. Die Einzelheiten sind allerdings längst bekannt, aber erst im

Zusammenhang wirkt das Einzelne instruktiv, sei es auch nur zur Bestätigung des „Alten, Wahren".

Kürzer sind die drei ersten Faktoren — Einfachheit, Gedrängtheit, Euphemismus — hier behandelt, weil ihre Wirkung sich weniger an den einzelnen Worten, als an dem Stil im allgemeinen und vom syntaktischen Standpunkte äussert. Es bedarf nur weniger Worte, um daran zu erinnern, wie die Kunstanschauungen des Schülers von Winckelmann und Öser sich auch im Stil wiederspiegeln. Sicher hat das gleiche Bestreben, das in den späteren Redaktionen der Jugendwerke alle naturalistischen Auswüchse beseitigte, auch auf die Wortwahl Einfluss gehabt und schlichten Worten eine ungeahnte Bedeutungsfülle abgewonnen. In dem Abschnitt „Intensität" ist auf diesen Punkt nochmals zurückzukommen, wie denn überhaupt der letztere Faktor zu dem der Einfachheit in ursächlichem Verhältnis steht. Weil Goethe die Gabe besass, auch unscheinbare Worte bis zur höchsten Ertragsfähigkeit auszunutzen, wirkt seine Sprache so einfach und oft schmucklos. Erst wenn man jeden Satz langsam Wort für Wort in sich aufnimmt, und auf seinen Vorstellungsinhalt genau prüft, wird man gewahr, wie hier das Prinzip des kleinsten Kraftmasses waltet und wie mit einfachen Mitteln das Grösste erreicht wird. Es ist überall eine „tüchtige" Rede, keine Wörter, sondern Worte.

Dem bewussten Streben nach Einfachheit entspricht im Alter eine natürliche Tendenz zur Kompression und Zusammendrängung, die von Knauth (a. a. O. S. 22, 33, 45) mit Recht als hervorragendes Merkmal des Altersstils angeführt wird; es bedarf hier allerdings der Einschränkung, dass diese Tendenz sich vor allem in der Dichtung äussert und überhaupt ein Grundzug in Goethes Stil ist, der nur im Alter noch stärker hervortritt. Man braucht

nur an Goethes eigene Betrachtungen über seine litterarhistorische Stellung hinzuweisen, die er öfters im Gegensatz zur weitschweifigen Epoche als Streben nach „Koncinnität", als „Systole" bezeichnet (vgl. DW. 21, 53; Ann. 2; 3; Gespr. 2, 336). Von den typischen Wendungen, die als Illustration dieser Tendenz dienen können, seien erwähnt: reiner Egoismus, reiner Begriff, reine Folge, reiner Enthusiasmus, heitere Entsagung, heiterer Unterricht, Wirkung in die Ferne, prägnanter Punkt, thätige Teilnahme, der höchste Augenblick, unbedingtes Streben u. s. w. Die genaueren Analysen solcher Zusammendrängungen sind im Hauptteil gegeben; im übrigen kann auf Knauths Darlegungen (a. a. O. S. 22 ff.) verwiesen werden, da hier nur die vereinzelten typischen Fälle in Betracht kommen.

Eingehender ist die Frage des Euphemismus zu behandeln. Man hat sich zunächst darüber klar zu werden, ob dieses Wort in dem meist damit verbundenen Sinne von „Schönfärberei, Wertheuchelei" überhaupt auf Goethes Sprache passt, und ob nicht statt dessen „Eulogismus" einzusetzen ist. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, denn niemand, der mit Goethes „reiner" Denkweise und mit seiner kräftigen, oft derben Ausdrucksweise in den „Invektiven" und in manchen überlieferten Gesprächen vertraut ist, würde ihm absichtliche Verstellung vorwerfen. Seine Neigung zu mildernder Rede und indifferenten Wertungen, die im Altersstil so stark entwickelt ist, entspringt nicht einem Streben nach absichtlicher Beschönigung, sondern ist die Blüte einer reichen und tiefen Weltkenntnis, die sich gewöhnt hat, die Dinge „lässlich" anzusehen und alles „gelten zu lassen", was an seinem Platz „gehörig" ist, mag es auch höheren Maximen nicht Genüge leisten. Zu diesem sittlichen Motiv tritt ferner ein ästhetisches in Form des sogenannten Geschmacks.

Über die Beziehung zwischen beiden äussert sich Goethe selbst einmal in folgender Weise: „Geschmack ist ein Euphemismus. Deutsche haben keinen Geschmack, weil sie keinen Euphemismus haben und zu derb sind. Es kann keine Sprache euphemistisch sein und werden, als die, in der man diplomatisiert.“ Gespr. 3, 95. Als ein Beispiel von Goethes sprachlicher Diplomatik sei ein Ausspruch aus DW. angeführt: Ich fing an „die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, dass die Männer altern und die Frauen sich verändern.“ 22, 161.

Eine Untersuchung von Goethes Prosastil würde den Gesichtspunkt des Eulogismus sehr fruchtbar finden, denn so concis die dichterische Sprache ist, so weitschichtig wird oft das Satzgefüge der Prosa, und bei vielen Manieren, wie z. B. dem sorgfältigen Parallelisieren gewisser typischer Begriffe und dem behutsamen Einspinnen in verbale Umschreibungen, spielt die eulogistische Tendenz eine bedeutende Rolle. Allerdings hat zu solchen Eigenheiten unzweifelhaft auch die langjährige Handhabung des Curialstiles und der Amtsschnörkel viel beigetragen. Wenn man z. B. in einem Privatbrief einer Wendung wie der folgenden begegnet: „Der Frau Schwester angelegentlichst empfohlen zu sein wünschend, den frischen Anklang früherer Verhältnisse begrüssend, die Humboldtischen Briefe beilegend, treulich“ etc., — so wird ein solcher Missbrauch des Partizips erst begreiflich, wenn man die amtlichen Schreiben an Voigt, Eichstädt, Kirms u. s. w. von ihrer stilistischen Seite betrachtet, oder gar die Reskripte aus der Zeit von Goethes Thätigkeit in der Kriegskommission.[1])

[1]) Wäre die Authenticität nicht verbürgt, so würde man einen Satz wie den folgenden aus dem Munde des Meisters der deutschen Sprache für eine bare Unmöglichkeit halten: „Wir haben referiren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den deser-

Zu diesen Gründen des Eulogismus, die aus der Entwicklung Goethes selbst hervorgehen, tritt noch der prinzipielle Gesichtspunkt, dass zahlreiche Fälle des Bedeutungswandels auf die Neigung zu euphemistischer Umschreibung zurückzuführen sind, indem die Umschreibung schliesslich die Bedeutung annimmt, die das gemiedene Wort hatte (vgl. Stöcklein a. a. O. S. 40 ff.). Alle diese verschiedenen Einflüsse erklären, warum manche Worte in Goethes Individualvokabular eine weit stärkere Bedeutung haben können, als der generische Gebrauch voraussetzt. So sind vor allem die Altersidiotismen „absurd" und „abstrus" eulogistische Umschreibungen, hinter denen häufig die Bedeutung „verrückt" oder ähnliche stärkere Scheltworte verborgen liegen. „Misswollend" ist gleichfalls eine milde Weise, um einen Gegner zu bezeichnen; ebenso sind „unzulänglich", „dumpf", „wunderlich", „beschränkt", „transcendieren" (= überspannt sein) u. s. w. vorsichtige Ausdrücke, die Goethe selbst im Gespräch wohl durch ein kräftigeres Wörtlein zu ersetzen pflegte.

Ein hübsches Streiflicht auf die euphemistische Tendenz in Goethe wirft ein Aufsatz, in dem er sich „halb im Scherz, halb im Ernst" der Aufgabe unterzieht, aus der Correspondence littéraire des Baron von Grimm, die damals noch ungedruckt war, „alle Worte auszuziehen, wodurch Menschen sowohl als litterarische und sociale Gegenstände verkleinert, gescholten oder gar vernichtet werden," und daraus ein „Dictionnaire détractif" zu bilden 29, 736 ff. (vgl. an Knebel II, 60). Hierbei macht

---

tirenden Husaren angetretenen Rekruten abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von L. entstandenen Differenz mittels Bericht vom 10. hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beigefügt gewesen, anhero (sc. habt) gelangen lassen." (Das ganze Reskript ist abgedruckt G. J. VI, 344.)

er die Entdeckung, dass „durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sei, mehr scheltende, als ehrende Terminologie vorzukommen pflege.“ (Goethe zählt 141 der ersteren, gegenüber 24 der letzteren auf). Diese Erscheinung kommt ihm an anderer Stelle (Spr. 608), als ganz natürlich vor, weil nach einem oft von ihm variierten Satz, das Wahre, Gute und Vortreffliche einfach sei, „das Irren aber, das den Tadel hervorruft, höchst mannigfaltig ... Daher müssen in jeder Litteratur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.“ Wenn sich diese Behauptung nachweisen liesse, würde Goethe allerdings ganz vereinzelt und zugleich einzig dastehen, da in seiner Terminologie das Licht weitaus den Schatten überwiegt. Er war sich dessen selbst bewusst und bemerkt daher in einer Nachschrift zu dem obigen Aufsatz, dass ihm aus diesem Grunde das starke Missverhältnis in Grimms Korrespondenz aufgefallen sei. „Ich darf mir wohl nachrühmen, dass ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer Produktionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe.“ 29, 741.

Dieser Ruhm ist ihm sicher nicht zu rauben. Wie er selbst immer nach dem „Positiven“, „Konstruktiven“, nach der „Tagseite des Lebens“ strebte, so ermahnte er die „jungen Dichter“, alles „Misswollen, Missreden“ zu beseitigen (29, 231), und so verhasst war ihm das polemische Treiben der Immermann, Platen, Heine u. s. w. (Gespr. 7, 255). Das einseitig Mephistophelische Wesen, das er in der Jugend an Merck tolerierte, verleidete ihm im Alter die einst so innige Freundschaft mit Wolf, dem Isegrimm und Griesgram. Als dieser bei einem kurzen Besuche in Tennstädt 1816 gerade am Morgen des 28. August abreisen muss, feiert Goethe vergnügt seinen Geburtstag allein, denn „jener im Widerspruch Ersoffene

hätte mir am Ende gar zur Feier meines Festes behauptet, ich sei nie geboren worden.“ An Z. II, 336.

Die Thatsache, dass viele der scheinbar indifferenten Ausdrücke in Goethes Sprache einen prägnanten Inhalt verbergen, zwingt auch hier zu vorsichtiger Interpretation, wie im Hauptteil an zahlreichen Einzelfällen gezeigt wurde (vgl. z. B. über „heitere Entsagung“ S. 144, über „anständig“, „redlich“, „Wohlwollen“, „fasslich“ u. s. w.). Erst bei grösserer Vertrautheit mit dieser Eigenart gewöhnt man sich, zwischen den Zeilen zu lesen, oder, um ein anmutiges Gleichnis Goethes (Divan 4, 39) anzuwenden, zwischen den Stäben des Fächers:

Denn dass ein Wort nicht einfach gelte,
Das müsste sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor...

---

3 Intensität

Von jeher ist die Einfachheit der Mittel, mit denen Goethe operiert und die unverhältnismässige Wirkung, die er mit den schlichtesten Alltagsworten erreicht, ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Diese Wirkung beruht im letzten Grunde auf der intensiven Nutzbarmachung des normalen Wortvorrates, auf möglichster Erschöpfung aller Bedeutungsnuancen, die sich einem Wort abgewinnen lassen. Es möge gestattet sein, vergleichsweise an ein Prinzip des landwirtschaftlichen Betriebes anzuknüpfen, wonach dort zwischen extensiver und intensiver Wirtschaft unterschieden wird. Bei dem extensiven Betriebe wird eine grössere Fläche nur obenhin mit verhältnismässig wenig Aufwand von Kapital und

Energie bebaut, während die intensive Methode auf kleinerem Gebiet die ganze Produktionskraft des Bodens durch rationellen Betrieb ausnutzt; analog lässt sich auch diejenige poetische Sprache, in welcher fortwährend neues, unbebautes Gebiet herangezogen wird und möglichst kühne Kombinationen und Neubildungen den Mangel an innerer Energie überdecken, als extensiver Betrieb auffassen. Wer würde hierbei nicht an Jean Paul denken, der als Typus dieser Produktionsweise gelten kann! Der zweite Teil des Faust verschwindet hinsichtlich der Kühnheit des sprachlichen Ausdruckes gegenüber den abenteuerlichen Geburten der Phantasie Jean Pauls, von denen Goethe selbst Noten zum Divan 4, 289 einige zusammenstellt, um zu zeigen, dass Hammer-Purgstalls Auffassung von Jean Paul als einem orientalischen Poeten kaum richtig sein dürfte. Das Wuchern des poetischen Unkrautes in Jean Pauls Stil, wie man es nennen könnte, empfand Goethe begreiflicherweise als geraden Gegensatz zu dem eigenen Schaffen, das ein Muster des intensiven Betriebs darstellt.

Es ist bezeichnend, dass gerade die höchsten Erzeugnisse von Goethes Kunst aus der Blütezeit seines Schaffens die wenigsten Neubildungen oder Zusammensetzungen enthalten, sondern mit dem denkbar einfachsten Wortschatz arbeiten, um das ganze Kapital der inneren Energie an die intensive Verwertung desselben zu wenden. Vischer hat (Ästhetik III, 1218 ff) mit Recht aufmerksam gemacht auf die Einfachheit der sprachlichen Mittel in Werken wie z. B. in der „Braut von Corinth", oder in dem Liede „Kennst du das Land" mit den intensiv genutzten Adjektiven: dunkel, sanft, blau, still, hoch, oder wie in der ersten Zeile der Iphigenie, wo das einfache „rege" genügen muss, um die sanfte, immerwährende Bewegung der Fichtenwipfel und das stille Rauschen des Haines zu veranschaulichen. Man denke ferner an den Bedeutungs-

reichtum, den Worte wie rein, zart, ewig, steigern, beschränken, bei Goethe entwickeln, an die Intensität der Ausdrücke: gemäss, Verhältnis, gehörig, reine Selbstheit u. s. w., wo oft nur komplizierte Umschreibungen die Feinheit der Nuance wiedergeben können. Es liegt der Geist des sparsamen Haushaltens über Goethes Sprache, aber auf dem Grunde eines unversieglichen, von innen heraus strömenden Reichtums, der nicht beständig mit prahlender Verschwendung zur Schau getragen wird. Diese Richtung nimmt im Alter beständig zu, obwohl daneben in der poetischen Sprache später auch ein grösserer Reichtum an äusseren Mitteln entfaltet wird, der dann eine um so grössere Wirkung ausübt, wie im 2. Teil des Faust.

Auch in der sprachschöpferischen Thätigkeit Goethes lässt sich das Gesetz der intensiven Nutzung verfolgen und zwar vor allem in der Art, wie statt weithergeholter Zusammensetzungen häufig nur durch eine kleine Änderung eines Kompositionsgliedes oder eine geringe Substituierung der gewünschte Zweck erreicht wird. Obwohl dieser Punkt nicht zu unserem eigentlichen Thema gehört, seien hier nur einige Beispiele als weiterer Beweis des organischen Charakters von Goethes Sprache angeführt. In demselben Masse wie z. B. Klopstock oder Herder, aber mit noch grösserem sprachlichen Takt und Feingefühl wusste Goethe solche Suffixe und Präfixe nutzbar zu machen, die man als „produktiv" bezeichnet (vgl. Kluge, Nominale Stammbildungslehre, Vorwort, S. VIII). Eins der produktivsten Präfixe bei Goethe ist un-, das in folgenden Neubildungen (aus dem Altersstil) erscheint:

Unfreund, Ann. 1030i;
Ungeister, 27. 2, 59;
Ungenuss, Knebel II, 206;
Ungeschöpf, 4, 201;

Ungesetz, F. II, 4785;
Ungrund, An Schultz S. 378;
Unklang, An Reinhard S. 185;
Unkunst, Boiss. 2, 139;
Unleben, Z.Br. 3, 288;
Unmethode, 36, 302;
Unmitteilung, An Meyer 21. Juli 1813 (Riemer, Briefe S. 99);
Unmusik, Spr. i. Pr. 684 (nach der lateinischen Übertragung des Plotin: immusica);
Unneigung, Z.Br. II, 21;
unörtlich, 33, 73;
Unregiment, Ann. 603;
unschreibselig, 33, 84;
Unsommer, Knebel II, 295;
Unteilnahme, Ann. 749;
Untrauen, 1, 200;
Unvertrauen, Z.Br. II, 201;
Unvollendung, 26, 273;
unwelkend, 3, 204;
Unzusammenhalt, 22, 87.

Aus früherer Zeit ist belegt: Unverhältnis W. IV, 5, 44; 179 (1781). Dazu kommen zahlreiche Belege, die nicht gerade Neubildungen, aber sehr ungewöhnlich sind, wie: Unnamen 27. 2, 95, Unmacht 28, 382, Ungeberden 4, 55 u. a. Allen gemeinsam aber ist die intensive Nutzung des Präfixes un-, um den diametralen Gegensatz zum positiven Wort auszudrücken, während das gleiche Präfix generell, wo es oft den zugehörigen Adjektiven zukommt, den absolut verneinenden Charakter einbüsst wie z. B. in den Worten: unmethodisch, unfreundlich, (= mit wenig Methode etc.). Von den oben genannten Neubildungen zeigt nur „unörtlich“ die gleiche, rein abschwächende Nuance und wird sehr glücklich verwendet: (Über die von

ihm selbst gepflanzte Pinie im Garten der Angelica Kauffmann in Rom) „Leider fand der nach ihrem Ableben eintretende Besitzer es wunderlich, auf seinen Blumenbeeten eine Pinie ganz unörtlich hervorgewachsen zu sehen, und verbannte sie sogleich.“ (33, 73.)

Sehr hübsch tritt die intensiv negative Geltung des Präfixes un- hervor in dem Worte „Unform“, das generell so viel bedeutet wie „Ungeheuer“, bei Goethe aber ausserdem als „Nicht-Form“ der „Form“ gegenübertritt. Es muss freilich ganz natürlich scheinen, dass ihm, dem Gestaltenden, der an „Italien, dem formreichen“ (33, 75) sich auferbaute, wie an allem, das die „vis superba formae“ verkündete (Johannes Secundes, Basium VIII, vgl. Spr. in Pr. 321), dass ihm ein prägnanter Terminus für das „Gestaltlose“ ein wahres Bedürfnis war. Folgende Belege zeigen den Gebrauch:

Der Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, 21, 96;

Fische, Krebse und seltsame Unformen, 24, 138;

Der Elefant, eine der grössten Unformen der organischen Natur, An Schiller, 3. Jan. 1798;

Unform der Ruinen, 24, 405;

Die Stadt schwankte ... zwischen Form und Unform, 21, 149;

Es ist keine Kleinigkeit, ... aus der Unform das Schöne zu entwickeln, Spr. 204;

Denn was das Feuer lebendig erfasst,

Bleibt nicht mehr Unform und Erdenlast. 2, 316.

Alle letzten Bedingungen der Form, die ebenso gut die Unform begleiten können, 28, 168;

Ihr werdet erschrecken vor der seelenlosen, rohen Unform (Reflex im Hohlspiegel), 28, 521.

Ein anderes Präfix, das Goethe in seiner ganzen Intensität erschöpft, ist er-, und man geht wohl nicht fehl, diese Vorliebe mit der Richtung Goethes auf „das Höhere", das „Heben" und „Hinanziehen" in Zusammenhang zu bringen, denn eine solche Richtung auf das zu Erstrebende, von Innen Herauszuarbeitende liegt in der Vorsilbe er- verborgen. Nirgends ist dieser ganze Vorstellungskreis so wunderbar aus einer äusseren Situation symbolisch herausgestaltet, wie in jenen einzigen Strophen des „Schwager Kronos", die in ihrer Urgestalt lauten:

Nun schon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend an!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Von Gebirg zum Gebirg;
Aber der ewige Geist
Ewigen Lebens ahndevoll.

Das „eratmen" ist zugleich physisch wie ideell zu nehmen, ähnlich wie F. I, 486. In derselben Weise wird „pflegen" durch die Vorsilbe er- verstärkt, F. I, 63 ff., in den Worten des Dichters:

Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundschaft uns'res Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

In sehr hübscher Weise wird die Art, wie Goethe über das Verhältnis von Wort und Bedeutung nachdachte, beleuchtet durch eine Äusserung, die Müller unter dem 4. Nov. 1823 überliefert (Gespr. 4, 311). Es war bei einem

Souper nach dem öffentlichen Konzert der Mad. Szymanowska in Weimar, als unter anderen Toasten auch einer der Erinnerung geweiht wurde. Dieses Wort erregte Goethes Missfallen und veranlasste ihn zu folgender sehr charakteristischer Erklärung: „Ich statuiere keine Erinnerung in Eurem Sinne, das ist nur eine unbeholfene Art sich auszudrücken. Was uns irgend Grosses, Schönes, Bedeutendes begegnet, muss nicht erst von aussen her wieder er—innert, gleichsam er—jagt werden, es muss sich vielmehr vom Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres, besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen.“ Die ganze Tiefe der organischen Lebensauffassung Goethes, sein ewiger Drang nach Verinnerlichung, nach fruchtbarer Bethätigung des innerlich Erlebten, lässt sich aus diesen Worten herauslesen. Sein Zorn aber, der sich über das „er—innern“ ergiesst, richtet sich nur gegen jenen Nebensinn des Wortes „Erinnerung“ als einer unproduktiven, melancholischen Stimmung, und ebenso fasst er hier die Vorsilbe er- als Ausdruck eines äusserlichen Prozesses, der erst eines künstlichen Anstosses bedürfe. Man darf überdies dieses sprachliche Extempore Goethes nicht zu gewissenhaft wägen, da es sich für ihn nicht so sehr um eine genaue Bedeutungsanalyse handelte, als um die energische Zurückweisung einer unthätigen, elegischen Träumerei, in Übereinstimmung mit den schönen Worten an „junge Dichter“: „Fragt Euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte Euch gefördert habe! Ihr seid nicht gefördert, wenn Ihr eine Geliebte, die Ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert.“ (29, 231.) Es ist also der negative Stimmungsgehalt des „Erinnern“, den er bekämpft, nicht der positive, den er vielmehr vollauf würdigte, wie z. B. in dem Reime:

Zierlich Denken und süss Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.
(Sprichwörtlich 2, 332).

Von anderen Zusammensetzungen, in denen das Präfix er- eine intensive Geltung hat, seien noch genannt:

erlängen: „man schiebt aus natürlicher Fahrlässigkeit immer noch gewisse Flick- und Schaltwörter behaglich ein, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede ... zu erlängen.“ 29, 254; (erlängen, gleichsam = zu künstlicher Länge ausdehnen);

ersterben: „Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben“, Weislingen im Götz v. B. 6, 108. (Die abschliessende Funktion des Präfixes ist hier meisterhaft benutzt).

Mit welchem Erfolge z. B. die l-Ableitungen gebildet werden, ist aus der Liste bei Lehmann (Goethes Sprache, S. 243 f.) zu ersehen; von den Neubildungen mit ent- ist die kühnste wohl das „ent—scheiden“ in dem Gedicht „Metamorphose der Pflanzen“ 2, 228:

„Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,“ von Paul DW. S. 116 erklärt = „hört auf eine Scheide zu bilden.“

Auch „entleben“ ist glücklich gebildet (= des Lebens berauben) im Gegensatz zu der belebenden Kunst des Malers in Jagdstücken, dem es gelingt, „jene entlebten Geschöpfe zu beleben“ (DW. 22, 169). Ebenso gelungen ist „entselbstigen“ (vgl. entäussern) in dem Satz: (Unser Zustand macht uns zur Pflicht), „die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, dass wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genötigt sind, von der andern in regelmässigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen“ (DW. 21, 128). Ein sehr produktives Suffix ist -haft:

kunsthaft: „Im Ganzen scheint mir mehr das Historische, als das eigentlich Kunsthafte vorzuwalten. W. IV, 20, 336.

taghaft: „Sie verliessen die allzu taghaften Seeufer" DW. 23, 80.

liebehaft: (Das Gedicht „Fastnacht" aus „Des Knaben Wunderhorn" wird charakterisiert): „liebehaft, leise". 29, 387.

sonnenhaft: (Eine der wunderbarsten Neuschöpfungen Goethes in der bekannten Umdichtung einer alten Platonischen und Neuplatonischen Idee; ZX. 152).

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken. (2, 364.)

Vgl. dazu den gleichen Gedanken in einem Gespräche mit Eckermann. Gespr. 5, 41; ferner 7, 154.

Eine Reihe anderer, wie: geizhaft, tüchtighaft, regelhaft, zweighaft, wogenhaft, hat Knauth a. a. O. S. 18 besprochen und mit Recht darauf hingewiesen, dass solche Umbildungen nicht aus reinem Formtrieb und aus Freude an der Willfährigkeit des Sprachmaterials (wie oft bei Klopstock, Herder, Jean Paul u. s. w.), sondern aus innerer Notwendigkeit geschaffen sind, weil der Dichter eine feinere Nuance ausdrücken wollte, zu deren Wiedergabe das vorhandene Wort nicht ausreichte.[1]) Auf diesen Nach-

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei nochmals auf eine Stelle eingegangen, die Knauth in sehr eigentümlicher Weise aufgefasst hat. Es handelt sich um die letzte Strophe des Gedichtes: „Zu Thaers Jubelfest" 1824, die folgendermassen lautet:

Der Boden rührt sich ungesäumt
Im Wechsel jedes Jahr,

weis der inneren Notwendigkeit würde es bei einer Darstellung von Goethes Neuschöpfungen überhaupt vor allem ankommen; natürlich spielen auch andere Faktoren, wie Zufall, Willkür, der Gestaltungsdrang eine wichtige Rolle, aber wenn bestimmte Suffixe mit auffallender Häufigkeit benutzt sind, wird sich meist ein innerer Grund aufzeigen lassen, wie es oben in einigen Fällen (vgl. „Unform", „er—" u. s. w.) versucht wurde. Der Boden, der hier nur angeschürft wurde, birgt jedenfalls noch reiche Schätze.

Für unsere Zwecke kam es hier nur darauf an, das Prinzip der intensiven Nutzung, das aus so einfachem

---

Ein Feld so nach dem and'ren keimt
Und reift und fruchtet baar;
So fruchtet's auch von Geist zu Geist
Und nutzt von Ort zu Ort.
Gewiss, Ihr fragt nicht, wie er heisst.
Sein Name lebe fort!

In der Wendung „fruchtet baar" sieht Knauth a. a. O. S. 21 einen Knochenbruch, in dem die beiden Teile sich zu dem Adjektiv „fruchtbar" zusammensetzten und scherzhafterweise auseinandergerissen seien. Diese Erklärung scheint doch recht gezwungen und dem Sprachgefühl zuwiderlaufend; statt ihrer sei hier eine andere vorgeschlagen, die ohne chirurgische Eingriffe zum Ziel führen dürfte. Beachtet man zunächst das Verhältnis der beiden Hälften dieser Strophe zu einander, so ist unleugbar, dass sie in einem gewissen Gegensatz stehen, der durch die Kontrastierung der Worte „baar" und „von Geist zu Geist" scharf genug herausgehoben ist. „Baar" kann hier nur soviel heissen wie „in baarem, unmittelbaren Entgelt", d. h. auf der Stelle, ähnlich wie man z. B. sagt „barer Ertrag", „barer Gewinn". Auffällig wäre nur die Prägnanz des isolierten Adverbs, die aber ganz dem Streben nach Kompression entspricht; ein analoger Fall wäre etwa F. II, 10943: „Dann sei bestimmt vergönnt . . ." = durch Rechtsbestimmungen (vgl. Knauth a. a. O. S. 35). Der sofortigen Fruchtbarmachung steht dann gegenüber der Nutzen in der „Folge", zeitlich und örtlich: von Geist zu Geist und von Ort zu Ort. Die Neigung Goethes zur Parallelisirung kommt auch hier zum Ausdruck; ferner ist „so" = „ebenso" echt Goethisch.

Material einen typischen Wortschatz aufbaute, als einen Grundzug in Goethes Sprache aufzuzeigen, und zwar als einen solchen, der in Poesie wie Prosa gleichmässig wirksam ist.

Dieser letztere Punkt, d. h. die Einheit des Wortgebrauches in Poesie und Prosa, — obwohl diese beiden Stilgattungen sonst viele Verschiedenheiten aufweisen, wie z. B. die Kompression des poetischen und die Weitschweifigkeit des Prosastiles — ist von grösster Wichtigkeit. Es würde nicht schwer fallen, viele von den Vorzügen, die Goethes Sprache auszeichnen, auch bei anderen Dichtern mehr oder minder nachzuweisen, aber nur in der gehobenen Rede und im poetischen Stil. Auf diesen bleibt vor allem die sprachschöpferische Thätigkeit meist beschränkt, die sich dann nicht als ein notwendiger Ausfluss der ganzen Individualität, sondern mehr oder minder als rhetorischer Aufputz darstellt. Welche Gefahren hier verborgen liegen, ist leicht zu übersehen. Schon Vischer hat darauf hingewiesen (Ästhetik III, 1219), dass die isolierte Betrachtung der poetischen Ausdrucksmittel, als Lehre von den Tropen und Figuren von den verhängnisvollsten Folgen gewesen ist, indem dadurch solche Schmuckmittel als willkürliche Zuthat, als eine erlernbare Kunst aufgefasst wurden, während sie bei dem wahren Dichter mit organischer Notwendigkeit aus dem innern Gehalt emporwachsen. Ja, Goethe selbst hat in einer der nicht genug zu schätzenden „Noten und Abhandlungen zum Divan“ diesen hergebrachten Schlendrian in der Klassifikation der Künste angegriffen, wonach die Poesie unter der Rubrik „Schöne Redekünste“ einbegriffen wird, obwohl sie „rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst“ ist. (4, 290 f.) Goethe konnte sich zum Richter in dieser Streitfrage aufwerfen, weil er die innere Einheit der wahren Dichtkunst, sei es Poesie oder Prosa, durch

die That erwiesen hatte. In seiner Sprache sind Poesie und Prosa nicht durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt, sie sind nicht qualitativ, sondern nur graduell unterschieden. Die poetische Sprache ist kein besonderes Sonntagsgewand, sondern eine natürliche Steigerung der alltäglichen Rede.

Den besten Beweis dieser Spracheinheit dürfte eine kurze Statistik der Neubildungen in Goethes Sprache liefern nach ihrer Verteilung auf Poesie und Prosa. Wenn wir Lehmanns Darstellung des Wortreichtums in Goethes Sprache folgen (a. a. O. S. 218 ff.), so ergiebt eine ungefähre Zählung folgendes Verhältnis:

	Poesie	Prosa		Verhältnis Poesie : Prosa
Zusammensetzungen	175	68	Subst.	8 : 3
	116	63	Adj.	2 : 1
	62	47	Verben	3 : 2
Ableitungen	97	113	Subst.	6 : 7
	19	20	Adj.	1 : 1
	68	56	Verben	6 : 5

Da die Ableitungen in weit höherem Grade das organische Wachstum der Sprache repräsentieren, als die Zusammensetzungen, ist es sehr bemerkenswert, dass gerade an den neuen Ableitungen die Prosa genau den gleichen Anteil hat wie die Poesie. Dass ferner die Poesie die meisten substantivischen Zusammensetzungen aufweist, ist ganz natürlich bei dem überwältigenden Bedarf des poetischen Stiles an solchen Neuschöpfungen.

Inwiefern aber diese Einheit seines Sprachlebens auch die Frage der individuellen Prägnanz berührt, zeigt fol-

gende Betrachtung. Aller Luxus des poetischen Stiles geht auf die gleiche Ursache eines scheinbaren oder wirklichen Unverhältnisses zwischen der Phantasie und den Ausdrucksmitteln der Umgangssprache zurück: die Empfindungs- und Stimmungsfülle erzeugt einen solchen Reichtum an Vorstellungen, dass das Material der Umgangssprache nicht mehr ausreicht und der Überschuss der Phantasie nach neuen Mitteln des sprachlichen Ausdrucks sucht. So entstehen Neuschöpfungen, Metaphern, Synonymen und die Prägnanz. Jenes Unverhältnis wird aber meist viel intensiver empfunden, als es wirklich vorhanden ist, weil man sich gewöhnt hat, das dichterische Schaffen als einen von der alltäglichen Wirklichkeit losgelösten Prozess aufzufassen, der deshalb von vornherein auf alle gewöhnlichen Mittel zu verzichten habe. Von den genannten Mitteln des dichterischen Ausdrucks werden daher auch die stärksten und ungewöhnlichsten am meisten verwendet, das Mittel der individuellen Prägnanz aber bleibt leicht unbeachtet. Statt dessen bedient man sich einer Scheinprägnanz durch Benutzung des sogenannten poetischen Wortvorrates. Dieser besteht nämlich aus solchen Worten, die eine gewisse konventionelle Prägnanz entwickelt haben; sie sind wie alle anderen, erst allmählich aus der occasionellen Verwendung zu der usuellen vorgerückt, aber unter starkem Einfluss eines dritten Begleitfaktors, den man vielleicht am besten als das Situationsdritte bezeichnen könnte. Es sind darunter die begleitenden Nebenumstände gemeint, unter denen das Wort ausgesprochen und empfangen wird; sie haben einen wesentlichen Einfluss auf die occasionelle Verwendung und bestimmen bei dem Übergang in das usuelle Stadium die Richtung des Wandels. Ob das Wort „Jugend“ beim Anblick einer Schar übermütiger Kinder, oder kräftiger Jünglinge geäussert wird, ob der Greis eine zurück-

zuersehnende, oder der Mann eine überwundene Epoche darin sieht, ob sich das Wort beim Studium der antiken Götterwelt aufdrängt, oder ob es auf dem Umschlag der so betitelten Münchener Zeitschrift gelesen wird — in jedem einzelnen Falle würde die jeweilige Situation auch eine verschiedene occasionelle Vorstellung auslösen. Auf diesem Wege erlangt ein Wort einen Stimmungsgehalt, der ganz und gar von dem Situationsdritten bestimmt wird. So hat sich auch die Empfindung von einer besonderen poetischen Situation gegenüber der prosaischen entwickelt, die nach und nach ein besonderes Material gesammelt hat, um typische poetische Situationen wiederzugeben.

Der Vorgang spielt sich in der Weise ab, dass statt eines wirklich erlebten „Höheren" nur ein allgemeines Streben nach erhöhten Vorstellungen in die That umgesetzt wird, das infolge Mangels an erlebten Empfindungen auch keinen präzisen Ausdruck derselben findet, sondern auf allgemeine höhere Vorstellungen und Wertungen angewiesen ist. Dass solche unbestimmte Vorstellungen zur Sicherheit ohne weiteres zu dem Höchsten, Idealsten emporsteigen, ist natürlich, und so bildet sich ein entsprechendes Material von Worten, die von gewissen Idealvorstellungen leicht umhüllt, zu luftiger Höhe emporgetragen werden und gleich einem Wolkenreich über der Alltagswelt dahintreiben, oft phantastisch genug gestaltet, aber ohne Kern und Wesenheit. So werden, um ein krasses Beispiel zu wählen, Tiere wie das Pferd, der Stier, der Löwe, der Adler, ihrem gröberen Erdendasein entrückt, um als Ross, Farre, Leu, Aar ein ideales Scheinleben zu führen; obwohl inhaltlich nicht der geringste Unterschied vorhanden ist, würde doch die zweite Gruppe für poetischer erachtet werden, weil sich die Nebenvorstellung einer idealen Vollkommenheit des Typus daran knüpft.

Dass man zur Bereicherung eines solchen poetischen Wortschatzes gern zu Archaismen und absterbenden Worten griff, war eine natürliche Aushilfe, und so stellen sich viele dieser altertümlich klingenden Worte im Zaubergewand der poetischen Stimmung dar, das ihnen aber nur künstlich umgehangen ist.

In der Benutzung dieses poetischen Situationsmaterials liegt der wesentliche Unterschied zwischen dem Stil Goethes und dem der meisten anderen Dichter, Schiller nicht ausgeschlossen. Goethe hat selten oder nie mit dem Situationswert der Worte einen billigen Effekt gesucht, eine Wirkung ohne Ursache, um Rich. Wagners berühmte Definition des Begriffes „Effekt" anzuwenden; er hat die generelle, herkömmliche Prägnanz verschmäht und statt dessen jedem Worte seine individuelle lebendige Prägnanz abzugewinnen gesucht. In diesem Bestreben schuf er sich einen Gesamtwortschatz, der für die alltäglichste wie erhabenste Situation einen gleich lebendigen, „gehörigen" Ausdruck bot. Was Poesie und Prosa scheidet, ist nicht die äussere, sondern die „innere Form", jenes berühmte organische Prinzip, welches alles Denken und Dichten Goethes durchströmt, allen Äusserungen seines Geistes von innen heraus die angemessene Gestaltung verleiht und keiner äusseren Krücken der Poetik und Ästhetik bedarf, weil es sich ewig aus sich selbst gebiert, kein Abklatsch einer Schablone, sondern mit allen Fehlern und Tugenden ein individuelles, in sich abgeschlossenes Gebilde. Wie intensiv Goethe bei allen Stoffen fühlte, ob die innere Form poetische oder prosaische Behandlung verlangte, ist bewundernswert; es möge zum Zeugnis hingewiesen werden auf die Reflexionen und Maximen, in denen jedes poetische Ausdrucksmittel verschmäht ist, und eine Welt von Gedanken in schlichtester, ungesuchter Form dem Philosophierenden dargeboten wird. Umge-

kehrt ist über allen gebundenen Formen der Goetheschen Dichtung ein Zauber, der seiner Prosa fehlt; was aber beiden Gattungen in gleichem Masse eignet, ist der innere Gehalt, ein wirklich vorhandenes Erlebtes und Geschautes. Dieser Gehalt muss auch der poetischen Form so sicher eingeschrieben sein, dass sie eine Umsetzung in Prosa nicht zu scheuen braucht — eine Probe, die Goethes Lyrik jederzeit besteht und zu der er selbst aufforderte in den bekannten Worten aus DW. (22, 45): „Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird; aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann bleibt der reine, vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Äussere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiss, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt."

---

4. Sinnliche Kraft. Konkretisierung

Gegenüber der allgemeinen Tendenz der Sprache, aus der sinnlichen Anschauung fortwährend neues konkretes Material zu entnehmen und es in einem Abschleifungsprozess zur Abstraktheit zu vergeistigen, stellt sich die poetische Sprache als eine Art Reaktion dar und sucht im Gegenteil die sinnliche Qualität in ihrer vollen Geltung wiederherzustellen. (Vischer, Ästhetik III, 1216; Stöcklein, Bedeutungswandel S. 55 ff.) In der Art der Konkretisierung besteht jedoch ein grosser Unterschied: während auf der einen Seite möglichste Kühnheit der Metaphern angestrebt wird, finden wir bei andern Dichtern, wie bei Goethe, das alte Material wieder in ursprünglichem Glanz hergestellt und mit neuer Kraft ausgestattet, getreu seinem Spruch: „Das Alte, Wahre, fass' es an" 3, 192. Die-

ses Bestreben tritt sehr deutlich im Lichte der Bedeutungslehre hervor, und bei einer ganzen Reihe von Worten besteht der Wandel oder die Prägnanz nur darin, dass der sinnliche Bedeutungskern herausgelöst wird aus der Schale der Abstraktionen, die sich im Laufe der Zeit angesetzt haben und die konkrete Herkunft verdecken. Daraus erklärt sich die Vorliebe Goethes für Worte, die eine bedeutende ethische Tragweite in Form einer einfachen sinnlichen Metapher zur sinnlichen Anschauung bringen, wie vor allem die Gruppe: Beschränkung, Schranke etc.; ferner: heben, steigern, fasslich, trübe, halb, null, platt, dumpf, gemäss u. a. Es mag hier noch auf eine Erscheinung hingewiesen werden, die beim Studium der Goetheschen Metaphern auffällt: sie machen nie den Eindruck der Erstarrung, sind also nicht Metaphern im eigentlichen Sinne, („erstarrte Bilder"), sondern sie scheinen beständig neugeboren zu werden und ihre volle Bildkraft so herrlich auszustrahlen, wie am ersten Tage. Längst vergeistigte Konkreta kehren wieder zu ihrem sinnlichen Ursprung zurück, wie z. B. die Vorstellung der Schranke:

„Bald hatten wir alles Beschränkende der Strassen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelassen"; Wanderj. 18, 271.

„Man sah sich nach und nach in der aufgethanen ... Gegend um, bis ... die anmutigsten Örtlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten." 16, 149.

„Man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, sondern nach einer ausbildenden, reichen Begrenzung." 26, 277.

Auf der Reitbahn schaut man „vielleicht einzig in der Welt die zweckmässige Beschränkung der That mit Augen ..." Ann. 230 (vgl. oben S. 30).

Zur Erklärung dieses Vorganges könnte man an die Ausführungen Stöckleins (a. a. O. S. 54 f.) anknüpfen, der das sogenannte Verblassen des Bildes erklärt als „Adaequation“ an die im Bilde veranschaulichte Vorstellung. „Das Bild, welches zuerst noch die Hauptvorstellung ausmachte, tritt zurück; man stellt sich immer mehr unter dem Namen das Objekt selbst vor: die Vorstellung desselben wird Hauptvorstellung. Die erstarrte Metapher stellt das Ende dieses Prozesses dar.“ Den umgekehrten Vorgang würden die abstrakten Worte durchmachen, die bei Goethe wieder konkretisiert werden: die absolute Identität von Bild und Vorstellung wird in die ursprüngliche Zweiheit aufgelöst, und das Bild wird wieder zur Hauptvorstellung. Man könnte auch solche Fälle der Rückverwandlung als Auflösung der konstanten usuellen Verwendung in momentane, occasionelle Verwendungen bezeichnen. Abgesehen von den oben genannten Worten der usuellen Prägnanz wie Schranke, dumpf etc., wird dieses Herausholen der sinnlichen Qualität aus scheinbaren Abstrakten noch durch zahlreiche Einzelfälle illustriert, von denen folgende erwähnt seien:

greifen: „Der Abdruck (von „Rameaus Neffe“) erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publikum nicht greifen.“ 31, 147.

häufig: „Da floss häufig die Thräne vom Aug' mir herab.“ Alexis und Dora“ 2, 40.

musterhaft: „Musterhaftes Ereignis“ 18, 170. „In diesem Bestreben ging uns der Vater auf eine musterhafte Weise vor“ DW. 20, 108. „Wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf, so ist es der ... selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.“ 29, 783. Die Bedeutung ist hier, wie öfters bei

Goethe, nicht abgeblasst = vorzüglich, ideal, sondern = um uns ein Muster zur Nacheiferung zu geben. (Vgl. auch „mustermässig“ in den Lehrjahren 17, 386 „wie sehr ein Reicher ... Ursache habe, etwas Mustermässiges aufzustellen“.)

Punkt: Die Lehre vom Aperçu (s. o. S. 130; 132; 165) kehrt bei Goethe unter mancherlei Einkleidungen wieder, von denen wohl das Bild des Punktes am beliebtesten ist. Es ist gewissermassen das Protoplasma der neuen Erkenntnis, das sich triebkräftig erweisen wird. Daher der öfters gebrauchte Ausdruck „prägnanter Punkt“ wie z. B. 27, 354: „ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich vieles ableiten lässt.“ Ähnlich 33, 255. Noch schöner und anschaulicher sind drei Zusammensetzungen mit -Punkt: Quellpunkt, Lebenspunkt, Weltpunkt. Belege: (Goethe möchte gegenüber der Erbsünde auch eine „Erbtugend, eine angeborene Güte“ im Menschen voraussetzen.) „Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultiviert, zur Thätigkeit ... gelangt, nennen wir Pietät.“ 29, 721. „Auch hierüber (die Art, wie ein Problem anzugreifen sei) wäre ein fruchtbarer Lebenspunkt von Betrachtungen zu entwickeln.“ An Schultz S. 377. „Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen ist, fügt sich manches Lebendige daran.“ 29, 514. „Wer kann wissen, was sich alles an einen Lebenspunkt anschliesst.“ An Z. IV, 198. „Da Sie in so merkwürdigem Weltpunkte, zu bedeutendster Epoche, ... Teil zu nehmen berufen sind... An N. Borchardt 1. Mai 1828, Str. Br. I, 79.

Gemächlich: (Dieser Saal)
„der schön verziert und Allen uns gemächlich ist.“

Prolog 6. August 1811. 11. 1, 247. (Nach dem DWb. auch bei Voss belegt: „gemächliches Gartenhaus".)

niederträchtig: „Der Engel Lavater war durch diesen niederträchtigen Drang so gequetscht, dass er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte." („nach Niedrigem trachtend" wie F. II, 7460.)

eng: „In Leipzig hatte ich mir ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt." DW. 21, 176.

ins Enge ziehen: (Eine äusserst beliebte Wendung zur Bezeichnung aller Tendenzen, die Goethe unter dem Begriff „Systole" vereinigt. Die Anwendung ist sehr vielseitig:)

a) von litterarischer Thätigkeit = kondensieren; klar und knapp vortragen. „Wir berieten uns über den Gedanken, die deutschen Stücke, ... teils unverändert im Druck zu sammeln, teils aber verändert und ins Enge gezogen der neueren Zeit ... näher zu bringen." Ann. 196. „Winckelmanns Briefe . . . veranlassten mich, . . . was ich über ihn seit so viel Jahren ... herumgetragen, ins Enge zu bringen." Ann. 453. (In den Annalen, die selbst eine „ins Enge gezogene" Darstellung sind, begegnet die Verbindung besonders häufig.) „Er schrieb ... ein Gedicht von grösserem Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht ins Enge zu bringen ist." 29, 628. „Mein Freund wusste ... die Hauptfrage (der Philosophie) nicht ins Enge zu bringen." DW. 21, 9.

b) von Lebensverhältnissen = einfach, zurückgezogen leben. „Charlotte zog ihren Haushalt ... ins Enge." Wahlverw. 15, 118. „Die Familie Wyss, die sich bei Baden ganz ins Enge gezogen." W. III, 3, 256.

c) von Charakter und Denkweise = sich beschränken, konzentrieren; besonders gegenüber Weitschweifigkeit der Darstellung = Präcision, Kürze. Ich war Zeuge, wie Schiller nach und nach sich ins Engere zog (beim Entwurf des Demetrius) Ann. 451.

„Klopstock ... sieht sich immer mehr ins Enge genötigt DW. 21, 53. „Ich fasste mich jedoch bald wieder ins Enge und wusste ... einen Abschluss zu finden" Ann. 263 (Kollektaneen zur Geschichte der Farbenlehre). „Die Schauspieler mussten sich aus ihrem Naturalisieren in eine gewisse Beschränktheit zurückziehen" Ann. 204. (Hier liegt gewissermassen die Hälfte des Idioms vor; Beschränktheit = Enge). „In reiferen Jahren, wo man nicht mehr so heftig wie sonst durch Zerstreuungen in die Weite getrieben, durch Leidenschaften in die Enge gezogen wird." Ann. 652. (Die Polarität der Diastole und Systole tritt hier deutlich zu Tage, und zwar die letztere im Sinne der negativen Beschränkung = Borniertheit; vgl. „beschränkte Leidenschaft" An Frau v. Stein I, 187.)

zusammenziehen: (Die sinnliche Anschauung des Wechsels zwischen Ausdehnung und Zusammenziehung, die auch dem vorigen Idiom zu Grunde liegt, tritt ferner bei den Verben: zusammenziehen, zusammennehmen, hervor:) „Von solchen ausschweifenden Unternehmungen ... ward er (Cellini), als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Mass zusammen," ... Benv. Cellini 30, 444.

„Die Novelle galanti von Verrocchio stehen denen des Abbate Castei ... ziemlich nahe, nur ist Castei künstlerisch mehr zusammengenommen." Ann. 799.

In den letzten Idiotismen ist es neben dem Grundwort auch die Präposition, deren konkreten Inhalt Goethe ausnutzt, und dies Bestreben erklärt in vielen Fällen die Vorliebe für gewisse Präpositionen oder präpositionelle Zusammensetzungen. So möchte die Substitution der Präposition „auf" zu erklären sein in einigen Fällen, wo ein matteres Präfix Goethe nicht zu genügen schien, um die beabsichtigte Vorstellung einer Erhebung zu „höheren Regionen" zur lebendigen Anschauung zu bringen. Dahin gehören die beliebten Wendungen:

aufregen (sehr gern eingesetzt für „anregen"; die generelle Bedeutung „das Empfindungsleben in Bewegung setzen" wird also übertragen auf das geistige Leben, so dass die eigentliche Gesamtbedeutung wäre: „Geist und Gemüt in Bewegung setzen". Belege sind z. B. in den Annalen überaus zahlreich:

„ich fand das ... kleine Heft (Diderots Neffe) von der grössten aufregenden Trefflichkeit" Ann. 436.

„Die Wernerischen Ansichten (über Geologie) ... in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war aufregend ergetzlich" Ann. 999 (fernere Belege: Ann. 200, 384, 412, 1143k u. a.).

(Beide Präpositionen sind zu ergänzender Wirkung verbunden in dem Beleg:) „Betrachte man das Abendmahl, wo Leonhard 13 Personen, ... dargestellt hat, einen ruhig ergeben, einen erschreckt, elf durch den Gedanken eines Familienverrats an- und aufgeregt." Abendmahl von Leonhard da Vinci, 28, 523. (Das gewöhnliche „anregen" ist übrigens ebenso häufig.)

auferbauen: (Obwohl das Wort keine eigentliche Neuschöpfung Goethes ist, so begegnet es doch

sonst nur sehr vereinzelt, während Goethe das einfache erbauen gern durch auf- verstärkt). Belege:) „Während dieser auferbaulichen Unterhaltung“ Ann. 778.

„Man fühlte voraus, dass man ... Unterricht und Auferbauung daher zu erwarten habe.“ Ann. 706.

„Er konnte sich nicht enthalten ... sich eine ausserweltliche Welt ... nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.“ Rede zum Gedächtnis Wielands. 27. 2, 71.

aufrufen: „Graf Carmagnola ... vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen“ 29, 631 (hier = berufen).

Der Rhapsode hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder hervorbringt, und der es auf einen gewissen Grad gleichgiltig ist, was für welche sie aufruft.“ Über epische und dramatische Dichtung. 29, 225.

Eine andere hier einschlagende Verbindung, die sehr beliebt ist, statt der schwächeren abstrakten Wendungen „sich bemerkbar machen“, „sich zeigen“ ist der Idiotismus „sich hervorthun“, „hervortreten“. Stereotyp sind die Phrasen: „ein Verhältnis thut sich hervor“, „eine Wirkung tritt hervor“; z. B.:

„Die seltsamsten Wirkungen thaten sich hervor“ Ann. 85.

„Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die die sich nach und nach hervorthut, betroffen.“ Ann. 136 (= Entfremdung, die sich bemerkbar macht).

„Aus diesem allem tritt ... so viel hervor“ Wahlverw. 15, 28 (= hervorgehen).

Unter den gleichen Gesichtspunkt fällt auch die wichtige präpositionelle Verbindung „von — herein", die durch die Interpretation einer auf die Entstehung des Faust bezüglichen Briefstelle eine gewisse Berühmtheit erlangt hat (vgl. Aug. Fresenius über „von vorn herein" G.-J. 15, 251). Daselbst ist ausserdem noch die Wendung „von hinten hervor" herangezogen worden, um die räumliche Funktion zu zeigen; aber der ganze Gebrauch lässt sich auf eine noch breitere Basis stellen, im Zusammenhang mit der erwähnten Neigung Goethes, einfache Präpositionen durch die zugehörigen Richtungsadverbien zu verstärken. Auch hier liegt natürlich das Streben nach Sinnlichkeit des Ausdrucks zu Grunde. Die Verbindung „von vornherein" stellt sich somit dar als eine einzelne Anwendung dieses Prinzips, neben der noch viele andere zu verzeichnen sind. Sehr häufig ist z. B. „von oben herein":

„Loder demonstrierte das menschliche Gehirn ... in Schichten von oben herein". Ann. 138.

„Gesinnungen von Demut und Gleichstellung, die sich in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts von oben herein ... gezeigt haben." DW. 20, 71.

„Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abschneidet; oben herein schwankt es noch immer vom Deutschen zum Italienischen." 24, 22. „Von oben herein sieht man alles falsch ..." An Knebel I, 13 (1779); „Jetzt, da die grosse Überschwemmung über uns weggegangen ist, so wäre nichts wünschenswerter, als dass von oben herein alles beisammen wäre . . ." Ebend. I, 277 (mit Bezug auf das Unglück von Jena 1806). In allen diesen Fällen (mit Ausnahme des ersten) sind mit „oben" die oberen Schichten der Gesellschaft oder die Regierenden gemeint. Gelegentlich steht „herunter" statt

„herein“: „In allen souveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter.“ 21, 49. Die umgekehrte Richtung von den niederen Schichten hinauf wird ebenso sinnfällig durch „von unten herauf“: „Man war im Begriff, ihn nach der Residenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte.“ 15, 35; „von unten hinauf zu dienen, ist überall nötig“ 18, 55; seine Anschauungen über Politik und die Zeitereignisse nennt Goethe „den Blick von unten hinauf und in der Wasserwage“; an Knebel II, 254. — Auch die gegenseitige Durchdringung von Innen- und Aussenwelt wird ähnlich bezeichnet: „anderwärts liest man von aussen hinein, hier (in Rom) glaubt man von innen hinaus zu lesen“ 24, 142; „Palladio ist ein recht innerlich und von innen heraus grosser Mensch gewesen“ 24, 45; „ihm (W. v. Humboldt) von innen heraus entgegenzugehen, fand ich alle Ursache“ an Zelter VI, 40. Die Verbindung „von innen heraus“ liebt Goethe besonders als einen bequemen Ausdruck der Idee des organischen Wachstums: „Ich bin fleissig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus“ 24, 348; „die Deutschen sind an mir gewahr geworden, dass, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse ...“ 29, 230. — Vereinzelt steht „von hinten hervorarbeiten“ 24, 195.

Wie in diesen Fällen das Richtungsadverb die Präposition ergänzt, so tritt es im weitesten Umfang auch vor Verben, und verstärkt hier entweder die einfache Präposition (z. B. „ein Buch hinauslesen“ 22, 43 statt auslesen; das Gegenstück ist „anlesen“ An Knebel II, 345), oder es vermittelt weit häufiger eine Art Ellipse, eine Zusammenziehung zweier Begriffe in einen, derart, dass von dem zweiten nur die charakteristische Bewegung ausgedrückt und in Form des Adverbs vor das erste Verb ge-

setzt wird. Wenn es z. B. im Götz von Berl. 6, 73 heisst: „Reit einer hin und fluch und wetter sie zurück!“ so würde der Satz vollständig lauten: ...und wetter, bis sie zurückkommen.“ Diese Eigentümlichkeit ist nicht nur Goethe eigen, findet sich aber bei ihm besonders reich entfaltet, weil ihm offenbar die Lebendigkeit der Anschauung gefiel. (Zahlreiche Beispiele bei Lehmann, Goethes Sprache S. 329; zur psychologischen Erklärung dieser Ellipse vgl. Paul, Prinzipien S. 269).

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass in vielen Fällen keine individuelle Prägnanz oder Neubildungen Goethes vorliegen, sondern das Festhalten oder die Wiederaufnahme eines älteren Sprachgebrauches. Inwiefern dann Absicht oder Zufall walten, ist nicht immer zu entscheiden, wie z. B. wenn wir dem älteren „Vorschritt“ statt „Fortschritt“ häufig begegnen (vgl. Spr. i. Pr. 111; „Vorschritte thun“ Str. Br. II, 437; „Vor- und Rückschritte“ Spr. i. Pr. 892), wo das Präfix „vor-“ unbedingt präziser und logischer ist, schon im Gegensatz zu Rück-; oder wenn ferner „widerwärtig“ bei Goethe fast ebenso häufig noch die ältere Bedeutung „widerstrebend, feindlich“ hat, wie die jüngere „unangenehm“. Über das letztere Wort hat bereits Pniower G.-J. 19, 241 ff. ausführlich gehandelt und daselbst noch einige andere Fälle besprochen, in denen das von Pniower ebenfalls beobachtete Bestreben: „sich an die wurzelhafte Bedeutung der Worte zu halten“ (a. a. O. S. 235) deutlich hervortritt, die aber andererseits einen noch zu Goethes Zeit nicht ausgestorbenen, älteren Sprachgebrauch darstellen. Dahin gehört „endlich“ in der Bedeutung „abschliessend“ [1]), gegensei-

[1]) Es sei hier gestattet, auf Pniowers Erklärung einer Stelle aus den Wanderjahren nochmals einzugehen, die unseres Erachtens nicht zutreffend ist. Der Erzähler des Märchens „Die neue Melusine“ beginnt mit der Ankündigung, dass er eine Geschichte zu erzählen habe, „welche

tig = „feindlich, entgegengesetzt", wirksam = „wirkend, thätig", liebevoll = „leidenschaftlich", Vorgänger = „Vorangehender", vorläufig = „vorangehend", entgegnen = „entgegen kommen".[1]) Die bei-

---

die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl sie mir schon vor einigen Jahren begegnet ist, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja sogar eine endliche Entwicklung hoffen lässt" (18, 323). Diesen letzteren Ausdruck „endliche Entwicklung" fasst Pniower als „Abschluss", resp. als „die bis zum Ende geführte Entfaltung des Geschehnisses". Er legt also den Nachdruck auf den Begriff „endlich" in der älteren Bedeutung = definitiv", „was sich auf das Ende bezieht", und lässt den Begriff der „Entwicklung" ganz zurücktreten. Diese Erklärung scheint an sich gezwungen, weil der natürliche Accent auf „Entwicklung" ruht, und steht vor allem im Widerspruch mit dem Aufbau des Satzes und der Gedankenfolge. Wenn die Begebenheit „noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja sogar eine endliche Entwicklung hoffen lässt", so liegt in dem letzten Satz eine Steigerung des Verlaufes ausgesprochen, was mit dem Begriff „Abschluss" ganz unvereinbar wäre. Vielmehr verlangt der Zusammenhang die Erklärung: „eine Begebenheit, die sich am Ende noch weiter entwickeln wird, die noch nicht abgeschlossen ist". Endlich ist nicht scharf betont und prägnant = „definitiv", sondern = „schliesslich, am Ende" wie öfters bei Goethe z. B. „die endliche Mitteilung" Z. Br. 4, 235; „beim Abschied und endlicher Entbehrung" Z. Br. 5, 5. Entwicklung bedeutet hier dasselbe, was Goethe sonst durch „Folge" ausdrückt. Überdies hätte das „Hoffen" keinen Sinn in Verbindung mit Abschluss, da das Abenteuer, besonders mit Bezug auf die Schatulle, irgend eine Fortsetzung wünschen liess.

[1]) Wenn Paul Wb., S. 115 in den Versen aus „Des Epimenides Erwachen", 11. 1, 158

> Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
> Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.
> Und mir entgegnet, was mich sonst entzückte,
> Der Leyer Klang, der Töne süsses Licht...

das „entgegnet" erklärt als „mir ist zuwider", so zeigt der ganze Zusammenhang, dass hier ein Versehen vorliegt. Es kann nur heissen, „Und meinem Blick begegnet wieder, was mich auch sonst erfreute" die Leyer . . . (die von einem der Genien am Thyrsus getragen wird).

den letzten Beispiele stellen übrigens Idiotismen Goethes vor und sind insofern reine Belege seines Strebens nach Konkretisierung. Wie viel in den anderen Fällen der Zufall zu der Wortwahl beigetragen hat, ist, wie gesagt, nicht festzustellen, aber einerseits berechtigt die Thatsache, dass Goethe sich mit Bewusstsein seinem Drang nach „Gegenständlichkeit“ hingab und gerade über das Metaphorische gern theoretisierte, zu der Annahme einer wohlüberlegten Wahl des Ausdrucks, und andererseits würde er in Fällen, wo sich ein Bedeutungswandel gewissermassen unter seinen Augen vollzog, nicht ohne besonderen Grund an gewissen sinnfälligen Wendungen festgehalten haben. So sind z. B. „gegenseitig“ und „widerwärtig“ bis in die letzten Jahre noch in den älteren Bedeutungen belegt.

---

5. Typische Anschauungsweise

Viele Versuche sind gemacht worden, um Goethes Leben und Schaffen in Epochen zu gliedern; prüft man aber diese Versuche an dem Objekt selbst, an Goethe, und nicht an litterarhistorischen Methoden, so dürften sich in allen Fällen Widersprüche ergeben, so zutreffend manche Einzelcharakteristik sein mag. Bei der prinzipiellen Wichtigkeit der Frage sei es gestattet, über die Anwendbarkeit der herkömmlichen Schablone auf Goethes Wirken hier einiges einzuschalten.

Alles Gewordene, nachdem es seinen Kreis des Daseins vollendet hat, zeigt in den verschiedenen Epochen seines Lebens hervorstechende Merkmale, die sich verwerten lassen, um den Gesamtcharakter der jeweiligen Epoche mit einem Schlagworte zu bezeichnen. Diese Möglichkeit ist am ersten vorhanden, wenn sich die Trieb-

kraft gleichmässig äussert, so dass sie sich gewissermassen nach Jahresringen verfolgen lässt, wenn sich ferner die einzelnen Faktoren leicht isolieren lassen, und wenn der ganze Verlauf der Entwicklung auf das Walten einfacher Gesetze mit Sicherheit zurückzuführen ist. Dagegen wird die Möglichkeit einer klaren Gliederung sehr erschwert, wenn das Werden und Wachsen sich eher stossweise vollzieht, wenn ferner der Organismus eine grosse Mannigfaltigkeit von Triebkräften und sehr komplexe Lebensbedingungen aufweist, und wenn er endlich sich in so grossem Massstabe auslebt, dass er seinen Kreislauf wiederholt, sich epigenetisch verjüngt und zugleich steigert, — kurz, wenn der Lebensprozess in seiner Intensität und in seinem Reichtum an einwirkenden Faktoren ein abnormer ist. Ein immer erneutes Studium der Individualität Goethes muss zu der Überzeugung führen, dass hier ein solch komplexes Naturgebilde vorliegt. Man hat hierbei an die einzig stehende Art der Selbstverjüngung zu denken, die sich bei Goethe beobachten lässt, wie vor allem in der Hegire von 1814, sowie an die ungeheuere Mannigfaltigkeit der Interessen, die alle aus einer lebendigen Urkraft, aus einem Erlebten entspringen, endlich aber an die innere Einheit, die sich durch dieses Gebilde von Anfang bis zu Ende hindurchschlingt, so dass sich in seinem Auge die ganze Natur, das Kleinste wie das Grösste, das Gute wie das Böse, mit gleicher Reinheit und Treue spiegelte, und dass es alle Strahlen, die es empfing, ungebrochen zurückwarf.

Es bedarf aber zu weiterem Zeugnisse nur eines Hinweises auf Goethes eigene Worte, mit denen er seine Individualität kennzeichnet, bei Gelegenheit eines Vergleiches mit derjenigen Schillers. Man hatte ihn ersucht, das Prinzip der chronologischen Anordnung, das bei Schiller, als einer verhältnismässig einfacheren Persönlichkeit,

erfolgreich durchgeführt war, auch auf sein eigenes Schaffen anzuwenden, und die neue Ausgabe seiner Werke (1815—19) demgemäss zu ordnen. Er erwiderte darauf: „Bei einem sehr weiten Gesichtskreise hatte Schiller seinen Arbeitskreis nicht übermässig ausgedehnt. Die Epochen seiner Bildung sind entschieden und deutlich; die Werke, die er zu Stande gebracht, wurden in einem kurzen Zeitraume vollendet ... Die Goetheschen Arbeiten hingegen sind Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht stufenweise entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht und in der Nähe sowohl als in der Ferne zu wirken strebt, manchen eingeschlagenen Weg für immer verlässt, auf anderen lange beharrt.“ (29, 320.) Die gleiche Vorstellung liegt einem Ausspruche zu Grunde, mit dem er die scheinbar zersplitterte Thätigkeit seines wissenschaftlichen Gegners und persönlichen Freundes, des Bergrats A. G. Werner, rechtfertigt: „Niemand hat das Recht, einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schiesst aus dem Centrum seine Radien nach der Peripherie; stösst er dort an, so lässt er's auf sich beruhen und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf dass er, wenn ihm nicht gegeben ist, seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge“ (Ann. 670).

Die Gesetze des Wachstums bestimmen auch den Gang der Analyse, und demgemäss lässt sich der Kreis von Goethes Schaffen nicht anders abteilen, als in Segmenten, die alle aus dem Centrum hervorwachsen. Gewiss entspringen alle die besonderen Triebe aus ebenso vielen besonderen Energieen des Centrums und zeigen besondere Wirkungen und Färbungen, unter denen sich, je nachdem, eine individualisierende, eine idealisierende, eine typische

oder symbolisierende Tendenz unterscheiden lässt. Aber man wird bei Goethe nur zum Nachteil des wirklichen Verständnisses diese Tendenzen chronologisch anordnen, ein System von Perioden konstruieren und Untersuchungen seines Charakters, seines Schaffens oder seines Stiles darauf begründen.

Die bisherigen Ausführungen finden ihre beste Illustration in der verschiedenen Art und Weise, wie der Begriff des Typischen zur Periodisierung verwendet worden ist. Die Lösung der Frage ergiebt sich von selbst, wenn unter dem obigen Gesichtspunkt die typische Tendenz nicht als eine chronologische Schicht gefasst wird, sondern als eins der wichtigsten Elemente in Goethes Anschauungsweise überhaupt, die ihn zu allen Zeiten seines Lebens befähigte, das Typische, d. h. das Bleibende der Gattung im Wechsel der Individuen klar zu erkennen und künstlerisch zu gestalten. Von niemandem ist diese Grundeigenschaft seines Wesens so überzeugend und glänzend aufgezeigt worden wie von Victor Hehn in den beiden Kapiteln seiner „Gedanken über Goethe", die betitelt sind „Naturformen des Menschenlebens" und „Stände"; insbesondere die erstere Betrachtung ist von grundlegender Bedeutung für die Erkenntnis der Individualität Goethes. Es ist in der That die doppelte Fähigkeit, alle Äusserungen des menschlichen Lebens als natürliche Lebensprozesse zu erkennen und die Besonderheiten als die vorübergehenden Wandlungsprozesse des Allgemeinen zu begreifen, die Goethe zu der Höhe des hervorragendsten Dichters der organischen und typischen Erscheinungsformen der Menschheit erhebt. Dass dieses Vermögen auf der Höhe seines Wirkens, in den neunziger Jahren, am stärksten war, und dass seine Schöpfungen aus dieser Zeit gewissermassen selbst als Typen seiner ganzen Dichtungsweise dienen können, ist selbstverständ-

lich; Hehn verweilt daher mit Recht ausführlicher bei „Hermann und Dorothea", das man vielleicht den reinsten Typus seines typischen Schaffens nennen könnte. Aber er betont andererseits und erläutert mehrfach durch Beispiele, dass die typische Anschauung seinem gesamten Schaffen zu Grunde liegt, und dass bei einem Überblick über seine ganze dichterische Laufbahn sich überall „unter der grossen Mannigfaltigkeit der Stoffe und Richtungen einzelne Gestalten und Umrisse finden, in denen dieselbe Betrachtungsweise, der Mensch als in der Allgemeinheit der Gattung begriffen, sein Leben als Naturform erscheint" (S. 203).

Es steht zu erwarten, dass sich die typische Grundrichtung von Goethes Wesen auch in seiner Sprache und seinem individuellen Vokabular spiegelt. Die Thatsache aber, dass sich die Blütezeiten des Typischen in der dichterischen Anschauung einerseits, und im Stil andererseits, keineswegs miteinander decken, beweist wiederum, dass alle äusseren Klassifikationen den wahren Sachverhalt nur verhüllen. Knauth hat bereits darauf hingewiesen (a. a. O. S. 10 u. 29), dass der Altersstil in hervorragender Weise ein typisches Gepräge trägt,[1]) und gewisse sti-

[1]) Die Grenzbestimmung des Altersstiles, der nach Knauth etwa von 1815 ab zu datieren ist, trifft nicht zu für die Prosa. Die Eigentümlichkeiten der Altersprosa — sorgfältiger Periodenbau; Parallelisierung der Satzglieder und bestimmter Vorstellungskreise (gern im Dreischritt, wie z. B.: Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft; oder: Gegner, Gleichdenkende, Nachwelt); Neigung zum Eulogismus und zu abschwächenden Wendungen (z. B. das beständige „möchte"); vor allem die stereotypen Verbindungen und stehenden Beiworte, — alle diese Eigenheiten sind schon im Stil der Selbstbiographie und zum Teil schon in den Wahlverwandtschaften, also seit 1808, voll entwickelt. Der Unterschied gegen später liegt nur in dem stärkeren Hervortreten der stereotypen Elemente und gewisser syntaktischer Eigenheiten, wie der massenhaften Anwendung des Part. Praes.

listische Eigenheiten, wie z. B. die Auslassung des Artikels daraus abgeleitet. Dagegen bleibt in den Schöpfungen der neunziger Jahre das Typische mehr auf das künstlerische Sehen beschränkt, während der sprachliche Ausdruck noch schmiegsam und individuell bleibt. Erst allmählich zeigt sich der Niederschlag des typischen Denkens in der Sprache, die nunmehr, was den Wortschatz anlangt, sich typisch wiederkehrender Wendungen bedient, um endlich in das Erstarrungsstadium des typischen Ausdrucks, das Stereotype überzugehen, oder vielmehr Symptome eines solchen zu zeigen.

Unter die stehenden Wendungen sind einerseits die reinen Epitheta ornantia zu rechnen, die auch für den vorwiegend epischen Charakter von Goethes Dichtung charakteristisch sind; dahin gehören die meisten Adjektiva der indifferenten Sphäre, wie: trefflich, würdig, redlich, geschätzt, schätzbar, wohldenkend, wohlwollend, wohlgebildet, artig, heiter, löblich u. a. Bereits im Hauptteil ist in der Bedeutungsschattierung auf den Unterschied zwischen prägnanter (individueller)) und farbloser (stereotyper) Verwendung aufmerksam gemacht worden; die letztere tritt deutlich hervor in Verbindungen wie: redliches Wollen, redliches Bemühen, schätzbare Bemühungen, ein wohlgebildeter Jüngling, ein artiges Frauenzimmer, eine artige Stadt (artig gelegen), löbliches Streben, ein wohldenkender Mann, u. s. w.; am farblosesten sind: heiter,

---

Vortrefflich ist übrigens von Knauth die Erscheinung, dass die Höhepunkte des Typischen im Stil und in der dichterischen Anschauung sich nicht decken, begründet durch den Hinweis auf die Thatsache, dass die Empfindungen des alternden Dichters nicht mehr so elastisch waren, wie früher, und sich eher einer gegebenen, stereotypen Schablone anpassten, und dass ferner die Aufmerksamkeit und Energie sich mehr auf das Ausfeilen der Form richten konnte, seitdem die Erwerbung neuer Stoffe abgeschlossen war, und die bisher fliessenden Gedankenmassen ins Stocken gerieten.

trefflich, würdig, löblich, artig. Andererseits sind eine Reihe stereotyper Verbindungen zu verzeichnen, die nicht so häufig und farblos sind, aber typische Vorstellungskreise wiedergeben. Solcher Art sind (vgl. die genauen Citate im Haupttext):

ein Höheres bezwecken,
im höheren Sinne,
unberechenbar in seinen Folgen,
die Wirkung ist nicht zu berechnen,
Epoche machen,
ein prägnanter Punkt,
eine Wirkung tritt hervor,
ein Verhältnis thut sich hervor,
in die Ferne wirken,
eine heitere Wirkung in die Ferne,
reine Folge,
eine Folge haben,
ein Verhältnis, in der Folge fruchtbar,
Teilnahme und Förderung,
fördernde Teilnahme,
meine Wohlwollenden,
eine treue Auffassung,
redliches Streben,
ein reiner Begriff,
ein reines Verhältnis,
ein behaglicher Zustand,
eine gesteigerte Wirkung,
derb und tüchtig,
Wollen und Vollbringen,[1])

[1]) Diese stereotype Verbindung, die sich im Hauptteil nicht gut einreihen liess, ist eine der beliebtesten. Es sei auf folgende Belegstellen verwiesen: Ann. 111; 29, 578; 28, 733; W. IV, 16, 389; Z. Br. 4, 288 u. s. w.; „Wollen und Halbvollbringen" W. IV, 23, 311.

höhere Regionen,
Neigung und Leidenschaft,
unbedingtes Streben,
falsche Richtung,
die platte Menge,
trübe Leidenschaft,
grillenhaft und wunderlich,
abstruses Denken,
dünkelhaftes Bestreben.

Es liegt auf der Hand, dass alle diese Idiotismen dasselbe sind, was man wohl als Lieblingswendungen eines Schriftstellers zu bezeichnen pflegt. Jeder Schriftsteller, ja, jeder Mensch hat solche Lieblingsworte, aber die Intensität und der Umfang derselben sind sehr verschieden. Die Höhe der Kultur ist hier nicht allein massgebend, sondern es kommt vor allem jenes bei Goethe im höchsten Masse entwickelte Vermögen der typischen Anschauung in Betracht, das oft unabhängig von der spezifisch dichterischen Begabung sich entwickelt. So erklärt sich einerseits, dass die grössten Dichter in dieser Hinsicht oft kleineren Grössen nachstehen, und dass anderseits bei Goethe infolge des günstigen Zusammentreffens aller Faktoren eine so ausserordentliche Entfaltung der sprachlichen Prägnanz zu beobachten ist.

Zu unterscheiden von den individuellen Lieblingswendungen, die auf bestimmte typische Vorstellungskreise zurückgehen, sind generelle Lieblingsworte, d. h. sogenannte Modeworte. Ihre Individualität erstreckt sich auf eine engere Begrenzung nach Ort und Zeit, und sie sind deshalb mehr von kulturgeschichtlicher als individuellpsychologischer Bedeutung. Goethe hat sich besonders in späterer Zeit von solchen Modeworten ganz frei gehalten; hauptsächlich ist die erste Weimarer Zeit von dieser Erscheinung berührt, als viele neue Eindrücke auf

ihn einstürmten, und darunter auch ein ganz neuer Dialekt, der eine gewisse sprachliche Verwirrung für die erste Zeit zur Folge haben konnte. Vor allem aber ist zu erwägen, dass Goethe sich in Weimar in einem sehr geschlossenen Kreise bewegte, innerhalb dessen sich Modewörter am leichtesten zu entwickeln pflegen.

Von solchen sind drei durch ihre Häufigkeit im Briefwechsel mit Frau v. Stein auffällig: „Misel", Grasaffe", „Pick". Am zahlreichsten sind die Belege für „Misel" in der Bedeutung „hübsches Mädchen" (= Mäuschen) nebst den Ableitungen „miseln" (hübsch thun) und „Miselei" (etwa = flirtation). Das Vorkommen des Wortes scheint auf die Jahre 1776—80 beschränkt zu sein (im Briefw. mit Frau v. Stein begegnet es etwa zwanzigmal, z. B. I, 22; 79; 84; 90; 94; 95 etc.). Ausserdem kommt in der Italien. Reise einigemal „Mäuschen" im gleichen Sinne vor (24, 78; 370).[1]) — Das Wort „Grasaffe" als scherzhafte Bezeichnung für junge Mädchen und Kinder begegnet zwar ebenfalls in der ersten Weimarer Zeit am häufigsten (an Frau v. Stein I, 32; 34; 46; 51; 74; 80; 229), dürfte jedoch aus Frankfurt mitgebracht sein, da es bereits in einer der dort (nach Pniower G.-J. 13, 181 ff.) entstandenen Faustscenen vorkommt (F.. I, 3521) und auch von Goethes Mutter ge-

[1]) Hier wäre passend der scherzhafte Tropus „Äugelchen" anzuschliessen, der später in Goethes Hause geläufig wurde (etwa seit 1800). Er ist allerdings umfassender als „Misel", da er auf anziehende Personen beider Geschlechter bezogen wird. In den Briefen Goethes an Christiane aus den böhmischen Rädern ist wiederholt von „hübschen Äugelchen" die Rede, in deren Gesellschaft Goethe weilt (W. IV, 20, 81; 20, 125; 20, 182; 21, 337; 21, 376), oder umgekehrt von anderen, vor denen er die zurückgebliebene Christiane warnt (W. IV, 16, 253; 21, 367). Aus Carlsbad schreibt Goethe einmal: „Was wirst du aber sagen, wenn ich dir erzähle, dass Riemer ein recht hübsches Äugelchen gefunden hat, und noch dazu eins mit Kutsch und Pferden, das ihn mit spazieren nimmt." W. IV, 20, 102 (1808).

braucht wird (Frau Rat von Rob. Keil S. 347). Ebenso ist „Pick“ (aus französ. pique = „Groll“) schon in Briefen aus Frankfurt belegt (DjG.. 3, 115), wird aber erst in Weimar eine kurze Zeit zum Modewort (An Frau v. Stein I, 60, 98, 116, 172 u. ö.). Endlich wäre auch „dumpf“ in seiner positiven Färbung in diesem Zusammenhange aufzuführen (s. oben S. 161).

Aus späterer Zeit ist zunächst „sekkiren“ (aus ital. „seccare“ = langweilen) zu erwähnen. Obwohl es schon vereinzelt vor der Italien. Reise vorkommt (z. B. an Frau v. Stein II, 182), wird es erst seit dem Aufenthalt daselbst zum Modewort und hält sich etwa zwei Jahrzehnte (noch im Tagebuch 1807, W. III, 3, 250; andere Belege: W. IV, 8, 294; 315; 326; 24, 471). Auch „Sekkatur“ (von seccatura „langweiliges Geschwätz“) kommt öfters vor: 24, 418; 471; W. IV, 8, 294. Noch später datiert der merkwürdige Ausdruck „Schwänchen“ zur Bezeichnung einer kleinen Postsendung verschiedenen Inhalts. Loeper sieht darin einen Weimarer Provencialismus und citiert eine Definition Böttigers aus dem Jahre 1797 (Note zum Divangedicht „Schenke“ 4, 183, wo mit Schwan — Schwänchen ein Wortspiel getrieben wird). Goethe lernte den Ausdruck wohl erst später kennen, denn er scheint vor 1805 nicht belegt zu sein, während er von da ab ständig beibehalten wird. Einige Belegstellen: An Boiss. II, 80, 93, 94, 274; An Schultz S. 229; W. IV, 19, 362; 21, 331.

Das beliebteste aller Modeworte des 18. Jahrhunderts „galant“ vermied Goethe wohl geflissentlich. Nur in einzelnen Fällen liegt ein Nachklang jenes Missbrauchs vor, über den sich Gottsched so ereiferte (vgl. im DWb. IV, 1. 1. 1157), wie in den Wendungen: „galanter Vortrag“ Ann. 988 (über eine botanische Abhandlung); „galant aufgestellte Sammlung“ (von Gesteinen) 24, 280.

Auf die typische Grundtendenz in Goethes Schaffen geht noch eine andere wichtige Erscheinung zurück, die hier nicht übergangen werden darf, insofern als sie sich im individuellen Wortschatz spiegelt: die Typik der Metaphern. Den Lieblingsworten treten Lieblingsbilder zur Seite. Dass der metaphorische Trieb in Goethe zu allen Zeiten in abnormer Stärke entfaltet gewesen ist, gehört zu den bekanntesten Thatsachen und bedarf hier keiner Beweisführung. (Vgl. H. Henkel, Das Goethesche Gleichnis (Halle 1886) und V. Hehn, Gedanken über Goethe, S. 315 ff.) Auch hier ist es wichtig, vor allem die einheitliche Bethätigung dieses Triebes im Denken und Dichten, in Poesie und Prosa, zu beachten, als Äeusserungen einer in sich selbst ruhenden Kraft, die ohne Anstrengung eine gleichmässige Wärme nach allen Seiten ausstrahlt. Immer wieder wird von allen, die mit Goethe in persönliche Berührung kamen, die gänzlich ungekünstelte Art seiner Unterhaltung bewundert, in der die Funken einer stetig rotierenden inneren Energie hervorstieben, kein Feuerwerk des Witzes, sondern das gleichmässige Sprühen einer verborgenen Quelle lebendiger Kraft. Zweierlei erklärt sich aus dem nie rastenden Verknüpfen von Vorstellung und Bild, und dem innigen Verwachsen beider zu einer organischen Einheit: einesteils die Einfachheit und Urwüchsigkeit der Gleichnisse, die nie zersetzen und durch glänzende Scheinpointen geistreich verwirren, sondern unter dem Siegel der Einfachheit wahrhaft fördern und einen innigen Bund des Gedachten und Geschauten knüpfen. Andernteils die Wiederkehr gewisser Lieblingsgleichnisse, in denen der Dichter einfache und natürliche Symbole ewig sich erneuender Thätigkeiten und Erscheinungen erblickte: sichere Stützen, an die der minder triebkräftige und langsamer producierende Geist des Greises gern das Gewebe seiner Gedanken anknüpft.

Es sei nur erinnert an die beiden häufigsten Gleichniscyklen, die sich um die Kernbegriffe der Webetechnik und des tierischen Häutungsprozesses bilden und in allen denkbaren Variationen genutzt werden. Welche passendern Metaphern hätte auch ein Dichter finden können, dessen Gedankenwelt sich aufbaut auf den Grundvorstellungen der nie rastenden, stetigen und gesetzmässigen Thätigkeit (wobei allerdings die Nebenvorstellung des Mechanischen der Weberei durchaus ausgeschlossen bleibt) und anderseits einer wahrhaften „Entwickelung", eines stufenweisen Hindurchgehens durch bestimmte Phasen zu immer höherer Vollendung des Typus, eines ewigen „Stirb und Werde". So gewinnen die Ausdrücke „Raupen-, Puppen-, Chrysalidenzustand", die „abgestreifte Schlangenhaut", sowie andererseits die beliebtesten aller Gleichniswendungen „Zettel und Einschlag", für die er noch im letzten Briefe an W. v. Humboldt seine Vorliebe bekennt, das „Weifen", „den Rocken" oder „Wocken abspinnen" und andere Fachtermini der Webetechnik, eine individuelle Prägnanz. Man darf mit dem Gefallen Goethes an diesem Gleichnis auch wohl sein Interesse für das Handwerk selbst in Zusammenhang bringen, über das er sich von H. Meyer 1797 in der Schweiz eine genaue Beschreibung anfertigen liess, um auf Grund dieser Aufzeichnungen in den Wanderjahren die bekannte Darstellung, die übrigens folkloristischen Wert besitzt, einzuschalten. (Suphan, G.-J. 13, 149, über die Quelle dieser Episode; ferner R. Meyers Goethe-Biogr. S. 601.)

Auf andere Gleichniskreise einzugehen ist hier nicht der Ort, da es nur auf den Niederschlag im Wortgebrauch ankommt, nicht auf die Vorstellungen selbst. Dagegen sind hier einige seltnere typische Metaphern zu berühren, die besonders auffallende Ausdrücke gezeitigt haben. Dahin gehören die bereits von R. Meyer erklärten Idiotismen:

„flügelmännisch“ (a. a. O. S. 38); die „papierne Scheidewand“ (S. 39; schon im Briefe an Bürger vom 12. Febr. 1774; DjG. 3, 8); „die Tonne wälzen“ (S. 37; auch von M. Bernays besprochen: Goethes Briefe an F. A. Wolf S. 116, sowie von Loeper, Goethes Gedichte, 2. Aufl., II, 476). Die letztere Metapher ist einer von den Ausdrücken, die sich um die typische Vorstellung des ewigen Einerlei des Lebens und der „Plackerei des Erdtreibens“ (F. II, 8313) gruppieren (vgl. im Hauptteil unter „Wesen“, „Zustand“ u. s. w.). Teilweise berührt sich damit auch eine Metapher, die fast ausschliesslich auf die Frankfurter Zeit beschränkt ist: der Vergleich der bunten Bilderreihe der Vanity Fair mit einem „Raritätenkasten“, der ihm in jener Zeit, wo er selbst die Thorheiten und Laster der Welt in „moralisch-politischen Puppenspielen“ verspottete, besonders nahe liegen musste. (Über weitere Bezüge zur Geniezeit vgl. u. S. 295):

„Jeder hat doch seine Reihe in der Welt wie im Schöneraritätenkasten.“ An Engelbach 10. Sept. 1770. DjG. 1, 242.[1])

„Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren

---

[1]) Die Fortsetzung der Stelle lautet: „Ist der Kaiser mit der Armee vorüber gezogen, schau sie, guck sie, da kommt sich die Pabst mit seiner Klärisei.“ Vergleicht man diese Briefstelle mit den Versen:

„Ach, schau Sie, guck Sie, komm herbei,
Der Pabst und Kaiser und Klerisei!“

aus dem Prolog des „Neueröffn. moral.-pol. Puppenspiels“, so lässt sich aus der Übereinstimmung wohl mit Sicherheit auf eine gemeinsame Quelle schliessen, da das Puppenspiel selbst erst Anfang 1773 entstanden, und somit gegenseitiger Bezug der beiden Belege ausgeschlossen ist. Der radebrechende Ton weist auf den Elsass, wo Goethe zur Zeit, als er den Brief schrieb, ein Marionettenspiel mit einem radebrechenden Marktschreier gesehen haben mag.

Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt.“ Zum Shakespearetag 29, 103 (1771).

„Aufs neue Jahr haben sich die Aussichten für mich recht raritätenkastenmässig aufgeputzt.“ An Helene Jacobi 31. Dez. 1773. DjG. 1, 403.

„Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken ... Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette ...“ Werther 14, 71. Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten, die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden. ... Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe 1775 28, 356.

Zum letzten Male scheint es in einem Briefe an Merck zu begegnen vom 5. August 1778:

„Wir waren wenige Tage da (in Berlin) und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritätenkasten.“ W. IV, 3, 239.

In späterer Zeit dient auch das Wort „Schnurre“ einem ähnlichen Zwecke; es ist dem Gleichniskreise des Webens entnommen und symbolisiert die gleichmässig abrollende Thätigkeit des Tages und die Monotonie stereotyp wiederkehrender Gedanken: „Wenn der Faden nur einmal wieder ganz angedrillt ist, soll die Spule schon rasch wieder fortschnurren ...“ An Reinhard S. 20; „Schnurre des Tages“ Ann. 833; „die akademische Schnurre“ An Voigt S. 264 (bestimmter Cyklus von Vorlesungen); „Todfeindschaft kann daraus entstehen, wenn man ... sich gegen mich berühmt, dass man mich auf meine Schnurre gebracht habe“ Gespr. 2, 298 (Lieblingsthema, Fachsimpelei); „so schnurrt auch wieder durch das Ganze (Herders Briefe über Humanität) die alte halbwahre Philisterleier, „dass die Künste das Sittengesetz anerkennen, und sich ihm unterordnen sollen.“ An H. Meyer W. IV, 11, 101.

Das französ. „ricochet“ wird einigemal verwendet, um die Vorstellung des wiederholten Aufschlagens und Abprallens durch ein naheliegendes Gleichnis zu versinnlichen: „Testamente ... scheinen gewöhnlich nur Ricochette des Lebens zu sein“ An Voigt S. 311; „ein Epilog (zu Essex), ... der ricochetweise einen grossen Raum durchläuft“ An Knebel II, 101; ein anderes Mal spielt die beliebte Vorstellung der Epigenesis hinein, indem mit dem Abprall zugleich ein neuer Aufschwung und eine Verstärkung der inneren Energie gewonnen wird: „unsere Natur ricochettiert gleichsam alle Jahre einmal an solchem Orte (Badeort), und reicht der Sprung auch nicht ganz aus, so ist doch wenigstens etwas gewonnen.“ An Reinhard S. 232.

Sehr charakteristisch ist der öfters wiederkehrende Tropus „Wartestein“ für die Anschauung Goethes, dass die Welt der Erscheinungen und Ideen nie und nirgends zu Ende sei, sondern als ewig Werdendes fort- und fortexistiere. Die Worte des Mephisto: „Vorbei! ein dummes Wort. Warum vorbei?“ F. II, 11594, obwohl sie in anderem Zusammenhange stehen, entsprechen Goethes eigener Abneigung gegen die Begriffe des Aufhörens und des Todes. „Das Leben hört nicht auf zu enjambieren...“ An Knebel II, 246. Er liebte es daher auch, bei seinen Werken gelegentlich „Verzahnungen“ stehen zu lassen, wie besonders am Wilh. Meister: „es müssen Verzahnungen stehen bleiben, die, so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten...“ An Schiller 12. Juli 1796. Die Wanderjahre sind vollends ein Werk, das nach Inhalt und Form ins Unendliche ragt. Auch in der wissenschaftlichen Arbeit gab es für Goethe kein Fertigsein, sondern nur ein Weiterbauen, und so nennt er einige Nachträge zur Farbenlehre, die 1822 erschienen, „Wartesteine“ 36, 559; das gleiche Bild begegnet in den Briefen an

Schultz, die diesen fachwissenschaftlichen Interessen parallel gehen: „ich denke, nach allen Seiten aus den Mauern Wartesteine genug hervorragen zu lassen, die für mich oder andere aufs Fernere deuten.“ Briefw. S. 243; ebenso S. 255.

Das italienische „velociferi“, das in den 20er Jahren mit Bezug auf die neuen italienischen Schnellposten geläufig war, wandte Goethe seitdem wiederholt gleicherweise auf die Schnelllebigkeit der neueren Zeit an; Spr. 23, der sich mit dieser Erscheinung beschäftigt, schliesst: „Alles velociferisch“; von dem „velociferischen Jahrhundert“ ist mehreremal die Rede (Boiss. 2, 471; An H. Meyer G.-J. IV, 184). Der preussische Generalpostmeister Nagler, der zuerst jene Posten einführte, wird ein „Velocifercharakter“ genannt (Gespr. 5, 169), was heute um so komischer wirkt, als Nagler der heftigste Gegner der Eisenbahnen war (vgl. Loepers Anm. zu Spr. 23). In einem Briefe an Reinhard (S. 259) wird Kanzler Müller gelobt, „dass er einstimmig mit dem Genius der Zeit velociferisch zu verfahren geeignet ist.“ An Z. schreibt Goethe 1826: „Noch manches andere hatte ich vor, das aber bei dem velociferischen Leben seitwärts zurückblieb.“ Briefw. 4, 225.

In diesen und anderen Fällen kann man die Tropen genau in ihrer Entstehung beobachten; sie erfreuen sich oft nur eines kurzen Daseins, aber eine drei- oder vierfache Wiederholung genügt, um die starke Tendenz zur Typik des Ausdrucks oder den Übergang zum usuellen Stadium des Wandels zu illustrieren. In der Italienischen Reise z. B. sind solche Ansätze auf Schritt und Tritt zu verfolgen: Goethe erzählt gleich zu Anfang (24, 98) einen Traum, den er etwa ein Jahr vorher in Weimar hatte, von einem Kahn voll von Fasanen, mit denen er irgendwo landet, in der freudigen Erwartung, den kostbaren Inhalt seines Kahnes mit den Freunden zu teilen: sogleich wird ihm die-

ser Fasanenkahn zum typischen Bild für die Fahrt nach Italien und die reichen Schätze, die er heimzubringen hofft: ich wünsche mir nichts, „als dass ich mit meinem Fasanenkahn glücklich zu Hause landen ... möge...“ 24, 113; „es ist denn doch, als wenn ich mein Fasanenschiff nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erst recht stattlich geladen sein!“ 24, 212. — Nachdem Goethe die architektonischen Verrücktheiten des Palastes, den der Prinz Pallagonia bei Palermo hatte aufführen lassen, gesehen hat (24, 230 ff.), wird ihm das Wort „pallagonisch“ sogleich zum Tropus für alle ästhetischen Verzerrungen und „Fratzen“: am nächsten Tage kommen ihm die Spring- und Röhrenbrunnen des Klosters San Martino „beinahe pallagonisch verschnörkelt und verziert“ vor 24, 234; kurz darauf wird auf den „Pallagonischen Unsinn jenes Tages“ Bezug genommen 24, 239, und noch 1804 wird das Gleichnis wieder lebendig in einer Rezension der Dichtung „Athenor“ des Jesuiten v. Klein (29, 447) dieser „gereimten Tollhausproduktion“ (An Schiller 9. Mai 1802). — Zur Charakteristik einer italienischen Volksmenge in ihrem blöden Gaffen und ihrer „Dumpfheit“ bedient sich Goethe mehrmals des Vergleichs mit den Vögeln des Aristophanes, was ihm infolge seiner eigenen Nachbildung dieser Komödie besonders naheliegen konnte. Er beobachtete in Italien überhaupt das Leben und Treiben des Volkes mit ganz anderem Auge wie in Deutschland, weil er in allem und jedem uralte typische Kulturzustände zu erblicken glaubte, durch Jahrhunderte unverfälscht bewahrt. Am stärksten wirkte der Anblick einer solchen Volksmasse auf ihn bei dem Abenteuer in Malcésine, als er beim Abzeichnen des alten Schlossturmes für einen Spion gehalten wurde und sich einem immer mehr anschwellenden Haufen gegenübersah. „Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu sehen, das ich als Treu-

freund auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt.“ 24, 25. Das Komische dieser Scene und die Art, wie er den Podesta und die Menge abfertigte, kam ihm immer wieder in den Sinn („der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte“ 24, 36), besonders als er auf der Rückfahrt von Sicilien das gefährliche Seeabenteuer bestand und abermals eine aufgeregte Volksmenge zu beruhigen hatte: „ich trat vor sie hin und redete ihnen zu mit ungefähr ebensoviel Gemütsruhe als den Vögeln von Malcésine.“ 24, 303. Wie er sich hier als Treufreund dem Chor gegenüberstellte, so erscheint ihm sein Gefährte in Sicilien, der ewig bleistiftspitzende Kniep, als „der wahre Hoffegut“ 24, 239. Auch das deutsche Publikum nennt Goethe einmal in einem Briefe an Karl August die „Aves“ (W. IV, 8, 25).[1])

Die letzte Metapher gehört einer bestimmten Klasse an, die auf litterarischen Anspielungen beruhen und bei Goethe sehr zahlreich nachzuweisen sind. Riemer berichtet, dass Goethe im Gespräch die Gewohnheit hatte, aus allen möglichen Sprachen und litterarischen Zusammenhängen gewisse pointenhaltige Wendungen halb scherzhaft zu citieren, und oft nur die ersten Silben wie ein Stichwort anzuschlagen. (Gespr. 8, 171 ff.). „Junge Schauspielerinnen, die ... neues und reiches Kostüm zu haben wünschten, ... imitierte er parodierend mit der Arie einer Aktrice aus den theatral. Abenteuern: „Atlaskleider muss ich haben mit der schönsten Stickerei...“ (Ebend. S. 379). Auch diese kleinen Züge vervollständigen das Gesamtgemälde und bezeugen, wie ungemein stark und lebendig die Richtung auf das Typische in

[1]) Verwandt mit dieser Metapher ist die Anrede „o ihr Athenienser“ an das litterarische Publikum, die z. B. in den Briefen an Zelter wiederholt begegnet (5, 183; 5, 292).

Goethe ausgebildet war. Dieser Gattung gehören auch die im folgenden zu erwähnenden Tropen an, die auf Substitution des Individuellen für das Generelle beruhen und daher genau genommen unter die Figur der Synekdoche fallen. So wird die Figur des Huronen in Voltaires Erzählung „L'ingénu" zum Typus der ungeheuchelten Natürlichkeit und Naivität: der Naturdichter Hiller ist „eine Art von Hurone" 29, 404 und in einem Briefe an Voigt stellt Goethe das „huronische Erstaunen" der „wahren Betrachtung" gegenüber (Briefe S. 280). Mit Vorliebe hält sich Goethe selbst diese Maske vor: „ich behielt etwas von der Ingenuität des Voltaireschen Huronen noch im späteren Alter, so dass ich zugleich unerträglich und liebenswürdig sein konnte." 25, 131; schon in der Frankfurter Zeit wird er „als Hurone Voltaires" eingeführt, 23, 14. Sehr bezeichnend ist auch die Anwendung des Wortes auf seine naturwüchsigen philosophischen Anschauungen und seine Abneigung gegen Schulen und Systeme: „die Redensweise des guten alten Herrn (Reimarus) ist gerade die, die mich in meiner Jugend aus den philosophischen Schulen vertrieb und zu dem Huronischen Zustande hindrängte, in dem ich mich noch befinde." An Reinhard S. 7.

Solche litterarische Einkleidungen benutzt Goethe gern, um eine hervorstechende Eigentümlichkeit seines Wesens zu maskieren. Am bekanntesten ist die Merlin-Maske, als Symbol einer scheinbaren Abgestorbenheit, von der eine magische Wirkung ausgeht (s. oben S. 136);[1]) auch die Figur des Epimenides, des träumenden Sehers, dient ähnlichen Zwecken. Im Briefwechsel mit Frau v. Stein wird „der Weise Mambrès" aus Voltaires 1774

[1]) In diesen Zusammenhang gehört auch ein Gleichnis, das Goethe einmal im Jahre 1808 von sich braucht: „Manchmal komm ich mir vor wie eine magische Auster, über die seltsame Wellen hinweggehen." W. IV, 20, 30.

erschienenem Roman „Le Taureau blanc“ einigemal als Typus des Grüblers vorgeschoben (vgl. Briefw. I, 267; II, 33; II, 100). — Eine andere französische Romanfigur: „Maître-Jacques“ aus Diderots „Jacques le fataliste et son maître“ wird als Typus eines allseitigen Dieners und Factotums benutzt (An Karl August W. IV, 5, 349; 8, 294; 306; 23, 168). — Wenn es sich um die Pflichten des Hausvaters handelt, der den Beutel immer aufthun muss, kommt sich Goethe „als erprobter Micio“ vor (der gutmütige Alte in den Adelphi des Terenz) W. IV, 21, 40; 183. — Eine stehende Figur im spanischen Schauspiel ist der „Grazioso“, der komische Diener und zugleich Vermittler; in letzterer Eigenschaft braucht Goethe die Maske verschiedene Mal, darunter auch mit Bezug auf sich selbst: (Über die „Campagne in Frankreich“) „In einer solchen Tragödie den Grazioso zu spielen, ist immer auch eine Rolle.“ An Zelter 3, 270. In dem Bericht über die Angelegenheit Voss contra Stolberg, wird die Gräfin Agnes Stolberg eingeführt „als Engel, der das Unwesen besänftigt und als Grazioso die Tragödie mildert.“ Ann. 1030 (ebenso Ann. 1030h). In der Rezension über Johanna Schopenhauers „Gabriele“ heisst es: „der wunderliche Vetter spielt den Grazioso in dieser Tragödie.“ 29, 382.

Die Vorstellung der absoluten Gleichheit und Zwillingsschaft kleidet Goethe gern in das Symbol „Menächmen“ nach dem gleichnamigen Lustspiel des Plautus; Nachtreter Newtons und seiner Lehre heissen „Menächmen“ An Knebel II, 65; eigentümlich wirkt das Adjektiv: „der menächmische Robinson“, Gatte der Übersetzerin Serbischer Dichtung Frl. v. Jacob (Talvj), An Knebel II, 387. Andere Belege: DW. 21, 96; 18, 95 (Zwillingsmenächmen); an Carlyle S. 22. — Bedeutsamer ist die Figur des „Heautontimorumenos“ (Selbstquäler) nach dem

gleichnamigen Lustspiel des Terenz (dieses nach Menander); sie dient Goethe als Symbol der pessimistischen Tendenz im Menschen überhaupt und in gewissen litterarischen Strömungen, allgemein auch der elegischen, rückwärtsblickenden Stimmung, die ihm als unfruchtbar und „peinlich" galt. Aus diesem Grunde warnte er immer wieder vor einer falschen Auffassung des „Erkenne Dich selbst", vor einem in sich hineinbohrenden Grübeln anstatt des „gesunden Hineinblickens" 34, 120. Gegen diese „Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorumenen" richtet sich Spr. 456, sowie die ZX. 3, 277, welche schliesst:

Giebt's denn einen modernen Poeten
Ohne Heautontimorumenie?

In DW. wird der Kriegsrat von Reineck, einer der einflussreichen Frankfurter, wegen seines menschenfeindlichen Wesens als ein „Heautontimorumenos" charakterisiert (20, 148; 318).

Zu solchen litterarischen Symbolen gehören auch die aus den eigenen Schriften entnommenen: Goethe empfand den typischen Charakter seiner eigenen Dichtung so stark, dass er nicht selten zu den selbstgeschaffenen Symbolen griff und dadurch zugleich bewies, dass diese Gestalten nicht zufällig von aussen anempfunden waren, sondern eigenes Fleisch und Blut, und daher auch nach der künstlerischen Verewigung noch in ihm weiterlebend. Am natürlichsten erscheint dies bei solchen Kardinaltypen wie Faust, Mephisto, Prometheus, Mignon u. s. w., aber auch die kleineren Produktionen sind losgelöste Erlebnisse. Der Zauberlehrling bleibt nach wie vor das Symbol einer unvorsichtigen Heraufbeschwörung von Kräften der Natur oder des Geistes; mit ihm wird der Vater verglichen, in dessen Haus sich eine Hochflut von Gästen und Fremden

ergoss, um das „litterarische Meteor“ anzustaunen (22, 199), ihm wird auch das unvorsichtige Mädchen zur Seite gestellt, das im naiven Bewusstsein ihrer Reize einen Schwarm von Verehrern anlockt, aus dem doch nur einer gewählt werden kann (23, 103). Orpheus „entsetzt sich, jenem Zauberlehrling ähnlich, vor der Menge von Tieren, die er herangezogen,“ 28, 282. In einem Briefe an Zelter heisst es: „Sodann bemerke, dass die von mir angerufene Weltlitteratur auf mich wie auf den Zauberlehrling zum ersäufen zuströmt“ Briefw. V, 44. Den vielen Fragern und Auslegern seiner Gedichte gegenüber kommt sich Goethe gleichfalls wie der Zauberlehrling vor, wie er Zelter klagt, Briefw. 4, 424.

Auch die chemische Gleichnisrede von den „Wahlverwandtschaften“ lebte fort, nachdem sie in dem gleichnamigen Roman als Achse verwendet war. In den Annalen wird erzählt, wie die häuslichen musikalischen Unterhaltungen bei Goethe (die sogen. Hauskapelle) allmählich ins Stocken gerieten, denn „es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir sogleich gefährlich schienen, ohne dass ich ihren Einfluss hätte hindern können.“ Ann. 777. Die Erzählung seiner Bekanntschaft mit der „schönen Mailänderin“ leitet Goethe mit der Bemerkung ein, dass bei heiterem ländlichen Aufenthalt und längerem Zusammensein sich leicht „die entschiedensten Wahlverwandtschaften“ hervorthun. 24, 423. In einem Briefe an Z. zählt Goethe einmal die verschiedenen Bedingungen und „refraktären Ingredienzien“ auf, von denen die Aufführung eines Theaterstückes abhängt. Erst bei öfterer Wiederholung vereinigen sich diese widerstrebenden Faktoren zu einem Ganzen: „da entstehen ... die zartesten Wahlverwandtschaften, welche jene abgesondert scheinenden Glieder auf die gefälligste Weise zu einem Ganzen verbinden.“ Briefw. II, 159. In D. u. W. er-

klärt Goethe seine Geistesgemeinschaft mit Spinoza daraus, „dass eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben ... Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft...“ 22, 168. Ganz allgemein wird das Bild einmal auf die verschiedenen Elemente angewendet, aus denen Welt und Leben überhaupt zusammengesetzt sind, und die „im Hin- und Wiederwirken“ das Geschehen bilden. „Wer unterstünde sich, den Wert der Zufälligkeiten, der Anstösse, der Nachklänge zu bestimmen? Wer getraute sich, die Wahlverwandtschaften zu würdigen?“ An Zelter VI, 225.

Das zuletzt behandelte Gleichnis leitet hinüber zu einer anderen Gruppe typischer Metaphern, die auf Naturerscheinungen zurückgehen, in denen der Dichter Symbole der geistigen Welt erblickte. Es seien erwähnt:

Meteor: „Kotzebue bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor.“ An Knebel II, 222.

„Lenz, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Litteratur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen.“ DW. 22, 147.

„Missfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein litterarisches Meteor angestaunt zu werden...“ DW. 22, 139.

„Ich würde auch das glänzende Meteor (Byrons Marino Falieri) auf die Scene bringen.“ An Reinhard S. 285.

„Meteore des litterarischen Himmels“ 34, 84 (Titel des bekannten Aufsatzes, in welchem die Frage der Priorität und des Plagiates als Erscheinungen der litterarischen Welt abgehandelt werden.)

„... nach Abzug dieser meteorisch Reisenden ..." (der Grafen Stolberg nach der improvisierten Schweizerreise 1775) 23, 81.

„Ich hörte nur etwas Meteorisches" (über Paganinis Geigenspiel) ZBr. V, 305. Anderswo wird eine Stelle aus Lucrez „ein leuchtendes Meteor" genannt, An Knebel II, 260.

Spiegelung: (Die eigentümliche Entwicklung dieses individuellen Tropus ist bereits oben S. 199 dargelegt).

Systole-Diastole: Unter diesem Bilde, das der Herzthätigkeit entnommen ist, stellte sich Goethe gern einen Fundamentalbegriff seiner Denkweise vor: den Begriff der Polarität oder des periodischen Wechsels, der zum Teil wohl zurückgeht auf die eigene Erfahrung eines periodischen Stimmungswechsels und eines „prägnanten Punktes", worunter der Augenblick des Umschlags, gewissermassen die Peripetie, zu verstehen ist.[1]) So erscheint ihm das Wesen der Entwicklung als ein beständiges Umspringen, das sich je nach der Substanz in verschiedenen Wirkungen äussert: als Ausdehnung — Zusammenziehung, Wasserbejahung — Wasserverneinung, Denken — Thun, Beschaulichkeit — Handeln, Ausatmen — Einatmen, Zerstreuung — Sammlung, Trennen — Vereinen, Unendlichkeit — Spezifikation u. s. w. Unter Verweis auf Rich. Meyers vortreffliche Darstellung dieses Prinzips (Euphorion I, 33 ff.; G.-J. 14, 186 ff.) seien hier die Belege citiert, in denen die Polarität der Systole und Diastole metaphorisch verwendet wird. Der früheste Beleg scheint in der Farbenlehre zu stehen, und in jener Zeit

[1]) Von Interesse ist in diesem Zusammenhang auch eine Äusserung Goethes gegenüber Jean Paul 1798, wonach Goethe für das Wort „Weltfortschreitung" lieber einsetzen wollte „Umschreitung" (Gespr. 1, 192).

(1808—10) ist das Gleichnis überhaupt beliebt; die historischen Studien mochten der Blick für den typischen Wechsel von Aktion und Reaktion geschärft haben. „So setzt das Einatmen schon das Ausatmen voraus und umgekehrt, so jede Systole ihre Diastole. Es ist die ewige Formel des Lebens...“ 35, 99. (Das Gleichnis des Ein- und Ausatmens ist ebenfalls sehr beliebt, vgl. 34, 44; 51; 64; 143; 19, 82; 18, 265; 4, 10 u. ö.). „Aristoteles fasste jene geheimnisvolle Systole und Diastole, aus der sich alle Erscheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empirischen Form auf, ...“ 36, 142. „Nach dieser Systole (Periode der Concinnität“ 1750—70) war Goethe der Erste, der sich wieder diastolisierte im Götz ...“ Gespr. 2, 337. „Systole und Diastole der Weltgeister. Jene giebt die Spezifikation, diese das Unendliche.“ Gespr. 2, 211. „Unsere Kupferstecherei hat ihre Systole in den Almanachen und die Politik diastolisiert in Tages- und Monatsblättern.“ Boiss. II, 217. „Die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend.“ 34, 95. (Bei Lektüre von Wolfs Prolegomena) „Da gewahrt ich denn, dass eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging.“ Ann. 1024. „Die grosse Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, dass man immer das Innere und Äussere parallel oder vielmehr verflochten betrachten muss. Es ist immerfort Systole und Diastole ...“ Spr. 362. Ähnlich wird 33, 133 die Idee als Diastole der Wirklichkeit als Systole gegenübergestellt. In Spr. 719 wird die Funktion der Netzhaut als Systole und Diastole aufgefasst und auf die Platonischen Ausdrücke Synkrisis — Diakrisis hingewiesen (ebenso 35, 276), wie 36, 79 auf die französischen rétrécir und développer; überall bildet der Begriff des Pulsierens die Einheit. Auch Arsis und Thesis, gleicher und ungleicher Takt in der Rhythmik wird unter die-

sem Bild aufgefasst: „Alle organischen Bewegungen manifestieren sich durch Diastolen und Systolen.“ (In der Tabelle zur Tonlehre, ZBr. 4, 221 Beilage). Gelegentlich steht Systole geradezu für Beschränkung: „Unser Theater hat nun seine Systole ... glückt es aber, so wollen wir uns im nächsten Winter schon wieder diastolisierend erweisen.“ An Zelter II, 337.

Kreislauf des Lebens. Unter diesem Schlagwort, das übrigens bei Goethe in dieser Fassung nicht vorkommt, lassen sich eine Reihe von Vorstellungen vereinigen, die alle auf den Grundbegriff der „rotierenden Monade“, der kreis- oder spiralförmigen Vollendung und Wiederholung auf höherer Stufe zurückgehen. Das Bild der Schlange, die sich selbst in den Schwanz beisst, obwohl von Goethe selten gebraucht, ist recht eigentlich das Symbol dieser kettenbildenden, kosmisch ordnenden Tendenz, die überall trachtet, Anfang und Ende zu „verknüpfen“, den „Ring zu schliessen“ und trotz des Einerlei der Wiederholung in dem Aufstieg zum „Höheren“, den „wiederholten Spiegelungen“ Erbauung und Aufschwung zu suchen.[1])

Am ausführlichsten ist die Überzeugung von der kreisförmigen Bahn alles Erdetreibens in einer Stelle der Annalen ausgesprochen, die einige der tiefsten Gedanken Goethes enthält über das Verhältnis zwischen Wissen und Erkennen, über die Unveränderlichkeit der

[1]) Ganz abgesehen ist hier von den unzähligen Fällen, in denen das Bild selbst mehr oder minder verblasst und, dem generellen Process folgend, fast zur abstrakten Vorstellung geworden ist, wie in den Anwendungen auf die Gemeinschaft der Gleichgesinnten gegenüber der Menge (vgl. R. Meyer a. a. O. S. 30), und auf das engere Arbeitsgebiet, den Kreis, mit den Worten des Prometheus, „den meine Wirksamkeit erfüllt“ (s. oben S. 110). Immerhin ist auch in solchen Fällen bemerkenswert, dass Goethe sich mit Worten wie „Schar“ oder „Anzahl“ nicht begnügt, sondern die Vorstellung einer geschlossenen Form und Ordnung auszuprägen sucht.

geistigen Kräfte, bei aller Verschiedenheit des Bildungsstoffes: „Wer dem Gange einer höheren Erkenntnis und Einsicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, dass Erfahrung und Wissen fortschreiten, ... dass jedoch das Denken und die eigentlichste Einsicht keineswegs in gleicher Masse vollkommener wird, ... weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umherstehenden zugänglich, das Überlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist; dergestalt, dass das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände vom Fixstern bis zum kleinsten lebendigen Lebepunkt immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einsicht in die Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gehindert ist, und dieses in dem Grade, dass nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte vom Irrtum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrtum sich in einem stetigen Kreise bewegen.“ Ann. 430. Es wäre unrichtig, aus diesen Worten eine pessimistische Grundstimmung herauszulesen; vielmehr spricht sich darin die tiefwurzelnde Überzeugung Goethes von der Unerforschlichkeit der Urphänomene aus, die man staunend zu verehren habe, ohne ihr Wesen je ergründen zu können (Spr. 1019; Gespr. 7, 21). Sie bilden gewissermassen das Centrum des Erfahrungskreises: so unendlich und mannigfaltig dieser auch sein mag, so bewegt er sich doch immer um den gleichen konstanten Mittelpunkt.

Wie viel Gewicht Goethe gerade hinsichtlich des Ganges der Wissenschaften auf diese Anschauung legte, beweist die Thatsache, dass er einige entsprechende Sätze unmittelbar an den Eingang der Geschichte der Farbenlehre stellte: mag man sich den Entwicklungsgang der Menschheit als Kreis oder Spiralbewegung vorstellen, „so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon

einmal durchgegangen. Auf diesem Wege wiederholen sich alle wahren Ansichten und alle Irrtümer.“ 36, 3. Noch in den letzten „Bekenntnissen“ über seine geologische Laufbahn (1830) kommt Goethe auf dies Alpha und Omega zurück und tröstet sich über seine isolierte Stellung gegenüber den herrschenden Theorien des Vulkanismus damit, dass auch dieser Irrtum in Pater Kirchers Pyrophylacium (1657) schon dagewesen sei und daher auch in seiner jetzigen Form früher oder später der Wahrheit weichen werde. 33, 471. Wie hier, geht auch die ZX., die dem gleichen Gegenstand gewidmet ist (2, 393), von demselben Bilde aus:

Je mehr man kennt, je mehr man weiss,
Erkennt man, Alles dreht im Kreis! ...

Zahlreich sind kürzere Anspielungen auf das „immer kreis- und spiralartig wiederkehrende Erdetreiben (Z. III, 86), die schliesslich in Stunden des Missmuts wohl eine kräftigere Form annehmen oder in typische Bilder übergehen, wie das beliebte von dem Wälzen der Tonne:

So wälz' ich ohne Unterlass,
Wie Sankt Diogenes mein Fass.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spass;
Bald ist es Lieb, bald ist es Hass;
Bald ist es dies, bald ist es das;
Es ist ein Nichts und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlass,
Wie Sankt Diogenes mein Fass. 2, 257.

Aber auch hier tritt neben die mehr negative Seite der positive Gesichtspunkt, unter dem der Kreis zum Symbol des in sich geschlossenen, harmonischen Zustandes wird. Was Mephisto als ewiges Einerlei, als wiederkäuendes Nichts erscheint, ist dem freudig Strebenden und Geniessenden ewig willkommen als das Bleibende im

Wechsel, das zwar immer wiederkehrt, aber in immer gesteigerter Form, immer näher dem Punkt, wo sich das Naturgeschehen zum Typus des Schönen vollendet. Geht doch Goethes ganzes Denken im Grunde darauf aus, alle Erscheinungen als Typen, d. h. als geschlossene Kreise oder Ringe des Werdens und Wachsens aufzufassen! Erblickt er doch sein Ideal der Schönheit, das „Ewig-Schöne", nur in der Verewigung jenes Augenblicks, in welchem der Typus alle in ihm ruhenden Kräfte zur höchstmöglichen, aber gemässen Wirksamkeit anspannt, in welchem sich die Blume zur Blüte, der Jüngling zum kräftigen Manne, der Gehalt zur formgelösten, sinnlich-sittlichen Einheit entfaltet! Vom kreisenden Kosmos bis zu dem „Ring der Kräfte", in dem sich die Pflanzenmetamorphose vollendet, erscheint ihm alles Geschehen in ewig rotierender Bewegung, zu immer „reinerer Thätigkeit" aufstrebend, kein atomistischer Kreislauf, sondern ein dynamisches Wachsen und Steigern ohne Ende. „Die entelechische Monade muss sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen." „Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten ... nicht versagen!" An Zelter IV, 278.

In Italien ging Goethe das Ideal der harmonischen Kräfteentfaltung auf; schon im Dezember 1786 schreibt er an die Herzogin Luise: „Das geringste Produkt der Natur hat den Kreis seiner Vollkommenheit in sich ... ich bin sicher, dass innerhalb eines kleinen Zirkels eine ganze wahre Existenz beschlossen ist." W. IV, 8, 97. Als er die Wandlung seiner künstlerischen Anschauungen vollzogen und die „Epoche geründet" sieht, schreibt er begeistert: „Ich fühle, dass sich die Summe meiner Kräfte zusammenschliesst." 24, 385. Und in dem glänzenden Hym-

nus auf die Steigerung des Menschen über sich selbst hinaus zur Hervorbringung des Kunstwerks wird dieses dem Menschen als sein zweites, höheres, beseeltes Ich gegenübergestellt: „es erhebt ... den Menschen über sich selbst, schliesst seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist.“ 28, 203.

Metonymisch ist die stereotype Verwendung des Ausdrucks „Dämonen“, im Altersstil. Es ist der feste Glaube an das Gesetz der Notwendigkeit in der moralischen Weltordnung, der „rückwärts gewandte Fatalismus“, wie H. Grimm es treffend nennt (Vorlesungen über Goethe S. 227), der den gegebenen Namen der antiken Gottheit als willkommene Personifizierung benutzt, aber unter wesentlicher Erweiterung im Sinne Spinozas. „Dir kannst Du nicht entfliehen“ ist die strenge Mahnung des Daimon, den Goethe selbst in seinem Kommentar der orphischen Urworte definiert als „die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person...“ 2, 242. So bedient sich Goethe gern bei Gelegenheiten, wo die generelle Formel lauten würde „so Gott will“, der Anrufung an die Dämonen in Wendungen wie: „wenn die Dämonen gestatten“ oder „wie es Götter und Dämonen vergönnen“. Wo immer unvorhergesehene Ereignisse und Hindernisse sich in den Weg stellen, wird das „Unerforschliche“ schweigend anerkannt in Gestalt der Dämonen, die „einige Gesichter geschnitten hatten. Ich that aber nicht dergleichen, und so ging es vorüber.“ (An Boiss. 2, 68.) So bescheidet er sich auch gegenüber A. v. Humboldt „da ich von den Dämonen öfters hin- und wiedergeführt werde, und manches Gute durchzusetzen

wie der Aufsatz 29, 255 ff. betitelt ist. In der beigefügten Liste von Beispielen sind besonders zwei Worte von Interesse als Beweis, dass Goethes Aussprache, wie längst bekannt, dialektisch war: in dem Wort „Löwengrube" klang der Umlaut in Goethes Mund so wenig gerundet, dass der Schreiber „Lehmgrube" verstand, und „Tugendfreund" wurde infolge der spirantischen Aussprache von Goethe zu „Kuchenfreund". Letzterer Fall ist besonders interessant, weil man daraus einen Einfluss der Weimarer Aussprache auf Goethe abnehmen könnte, denn im Frankfurter Dialekt ist das g in dieser Stellung Verschlusslaut. Andererseits darf nicht vergessen werden, dass die Schreiber meist ungebildet waren, und dass das mechanische Nachschreiben leicht zu Substitutionen verleiten kann, denn, wie Goethe selbst in diesem Aufsatze sagt: „Niemand hört, als was er weiss." — Einen anderen Anlass, sich mit Problemen der Aussprache zu beschäftigen, bot der Unterricht, den Goethe Schauspielern erteilte. Ein Gespräch mit Eckermann vom 5. Mai 1824 handelt ausschliesslich von den ergötzlichen Missverständnissen, die aus Verwechslungen des „harten" und des „weichen" b oder d, und aus der mangelhaften Wiedergabe des Umlauts entstehen (Gespr. 5, 76 ff.). Auch Genast berichtet von Goethes Bemühungen in dieser Hinsicht, wie z. B. von der sorgfältigen Schattierung der verschiedenen Interpunktionen, die Goethe in den Leseproben verlangte (Gespr. 8, 311). Man sieht aber, dass Ansätze zu wirklicher Phonetik nirgends vorliegen.

Von weiteren Betrachtungen ist noch die über die verschiedenen Sprachstile zu erwähnen, Gespr. 5, 64; die hier berichtete Äusserung Goethes, dass den Deutschen die philosophische Spekulation hinderlich sei, „die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfassliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt," — ist heute eine an-

erkannte Thatsache. Sie findet eine Ergänzung in der Klage Goethes gegenüber einigen Amerikanern, dass die ungenügende Pflege der Redekunst und der Mangel an öffentlichen Debatten Schuld trage an dem schwerfälligen Periodenbau (Gespr. 3, 271). Wiederholt hat Goethe den weitgehenden Einfluss Wielands in stilistischer Hinsicht gepriesen: „das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Kultur schuldig," Ann. 83 (ähnlich Gespr. 5, 135).[1]) — Ganz isoliert steht die sprachphilosophische Betrachtung in Spr. 218: „Die Verwechslung eines Konsonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen."

Diesen vereinzelten Notizen und Äusserungen steht eine grosse Anzahl von Bemerkungen gegenüber, die zwar auch aphoristischer Natur sind, aber eine innere Einheit bilden, denn sie lassen sich alle auf das Thema zurückführen, das vor allen anderen Goethes Interesse in Anspruch nahm: das Problem der Ausdrucksfähigkeit der Sprache, und das Verhältnis zwischen Wort und Begriff: „Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert..." Spr. 951. Die Gründe für Goethes Interesse an solchen Fragen sind innerer und äusserer Art. Einesteils war es das innere Verlangen, für den Begriff die adäquate Wertung, den „gehörigen" Ausdruck zu finden und

---

[1]) Die Behauptung Goethes verdiente eine nähere Untersuchung; soweit wir bis jetzt unterrichtet sind, war es in erster Linie Gottsched, der sich in Wien seit 1750 allmählich Ansehen verschaffte und den Anschluss an die mitteldeutsche Spracheinheit vorbereitete. (Vgl. E. Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, Lpz. 1895. I, 32 ff; G. Waniek, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit S. 548 ff.)

mir immer nicht gelingt.“ (16. Mai 1821.) Dennoch mag sich Goethe selten so dem launischen Walten der Dämonen gefügt haben, wie bei jenem denkwürdigen Achsenbruche am 20. Juli 1816, als er sich zum dritten Fluge an den Rhein gerüstet hatte. Er hatte gerade damals den äussersten Punkt der Hegire, der Flucht nach dem Orient, erreicht, und sicher war es das Versenken in den mahometanischen Geist der Gottergebenheit, das ihn zu unerschütterlichem Gehorsam den Dämonen gegenüber bestimmt. Auf alle Bitten Boisserées bleibt er taub, fügt sich der Notwendigkeit und schöpft vielmehr daraus die Hoffnung, dass „das daraus Erfolgende heilsam werden möge, da es ein Geschehenes ist, welches man immer als eine Gottheit verehren muss.“ (Boiss. 2, 126.)

Noch mehrere Jahre später gedenkt er dieses Vorfalles als eines, der gewissermassen „Epoche machte“, indem er seitdem nicht gern weitausschauenden Reiseplänen nachhing: „seitdem die Dämonen auf eine so unartige Weise meinen raschen Flug zu Ihnen unterbrochen, bin ich mehr als je gewohnt, den Tag walten zu lassen.“ (Boiss. 2, 245; 18. Juni 1819.)[1]) — Je älter Goethe wurde, desto mehr sah er das Walten der Dämonen in seinem Lebensgange; er sah es in dem Verhältnis zu Lili (Gespr. 7, 236; 23, 103); in dem Missgeschick Cornelias, bei bevorstehenden Festlichkeiten gewöhnlich von einem Ausschlag betroffen zu werden (Gespr. 8, 67; 23, 59); in der Anknü-

[1]) Im Briefwechsel mit Boisserée begegnet die Berufung auf die Dämonen besonders häufig, und es ist bemerkenswert, dass dieser Freund Goethes, wie mehrere andere Wendungen, auch das „Dämonische“ aufnimmt und ganz in Goethes Sinne verwendet. „Die Dämonen haben mich arg gefasst gehabt“, II, 190 (1817); er sieht „ein furchtbar dämonisches Wesen“ in Byrons Gedanken, II, 225 (1818), ganz wie Goethe selbst sich noch 1831 gegenüber Eckermann äussert: „Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein“. Gespr. 8, 42.

pfung mit Schiller gerade in dem Zeitpunkte, in dem sie erfolgte (Gespr. 7, 38); in dem Aufenthalt in Dornburg 1828 („gleichsam dämonisch angewiesen" an Soret S. 55): — „Dämonen, weiss ich, wird man schwerlich los." F. II, 11490.

Die tiefsinnige Betrachtung im letzten Buch von DW. über das Dämonische zeigt, dass Goethe darin ein Urphänomen sah, ein Unfassbares, das nicht in seinem Wesen zu ergründen, sondern nur an seinen Wirkungen zu erkennen sei. Es äussert sich aber nicht nur als eine von aussen wirkende Macht, wie in den bisher angeführten Fällen, sondern auch als eine Eigenschaft bestimmter Persönlichkeiten. Bei diesem Aktiv-Dämonischen ist mehr an das im Menschen liegende Schicksal gedacht, an das Individuellste, das sich nicht weiter zerlegen lässt. Es äussert sich vorzugsweise durch eine unerklärliche Anziehungskraft, und wo immer Goethe dieses Phänomen beobachtete, „flüchtete er sich" gern hinter dieses Bild. Als dämonische Naturen werden von ihm bezeichnet: Napoleon, Karl August, Paganini (Gespr. 8, 37), Friedrich d. Gr., Byron (Gespr. 8, 42), Egmont (23, 101). Obwohl er die Eigenschaft des Aktiv-Dämonischen für sich ablehnte (Gespr. 8, 37), sprechen alle Zeugnisse dafür, dass er sie ebenfalls in hohem Masse besass. (Zur Sache vgl. Danzels Spinozismus S. 90.)

Auf die Unzahl von Fällen, in denen wissenschaftliche oder vielmehr Naturanschauungen ein- oder zweimal zu Gleichnissen verwendet werden, kann hier nicht eingegangen werden, da es sich an dieser Stelle nur um typische Vorstellungen und Prägnanzen handelt. Es sei nur noch ein Wort berührt, das vereinzelt auch bei anderen Schriftstellern vorkommt, aber doch wegen seiner Häufigkeit bei Goethe als Idiotismus zu bezeichnen ist: der Ausdruck: „gewältigen" für „bewältigen". Letztere Form kommt

ebenfalls vor, aber er scheint das Präfix „ge-“ vorzuziehen, und man darf in dieser Vorliebe wohl eine Anlehnung an den bergmännischen Terminus sehen, der ihm als solcher sehr geläufig war (vgl. z. B. „Die Wasser waren leicht zu gewältigen“ Bergbau zu Ilmenau 27. 2, 23) und von da übertragen wurde auf die geistige Thätigkeit (Auch Düntzer und Strehlke sprechen diese Ansicht aus; vgl. Pandora 10, 346, Anm. 4):

„... die grenzenlose Bemühung, dieses schrecklichste aller Ereignisse (franz. Revolution) ... dichterisch zu gewältigen“ Ann. 1133k.

„Die Form (von Hackerts Biographie) blieb schwer zu gewältigen“ Ann. 766; u. ö.

Zu dieser Annahme ist man um so mehr berechtigt, als Goethe selbst in dem bekannten Briefe an Riemer über Sprachpurismus u. s. w. (30. Juni 1813), auch auf die Quelle aufmerksam macht, aus der sich Worte ableiten lassen zur wahrhaften „Bereicherung der Sprache“, einem „affirmativen Purismus“: „Man trifft sie häufig an in den eigentümlichen Sprachen der Gewerbe und Handwerke, weil die natürlichen Menschen ... bei lebhaftem sinnlichen Anschauen an einem Gegenstande viel Eigenschaften auf einmal entdecken, und da sie kaum in einem Begriff zusammenzufassen sind, ... so gewinnen sie dem ganzen etwas Bildliches ab, und das Wort wird meistenteils metaphorisch und also auch fruchtbar, so dass man ... gar wohl andere Redeteile davon ableiten kann...“ (W. IV, 23, 376).

---

6. Sprachtheoretisches aus Goethes Werken

„Da die Sprache das Organ gewesen, wodurch ich mich während meines Lebens am meisten und liebsten den

Mitlebenden mitteilte, so musste ich darüber, besonders in späteren Zeiten, reflektieren, und hierbei hat mir's niemals an trefflichen Freunden gefehlt, die, zu Forschern in diesem Fache berufen, grossen und anhaltenden Fleiss darauf verwendeten.“ So schreibt Goethe 1816 an Staatsrat Schultz (Briefw. S. 140), und diese Erklärung entspricht durchaus den thatsächlichen Verhältnissen. Er hat über die Sprache in späteren Jahren reflektiert, aber nirgends in zusammenhängender Weise, sondern rein aphoristisch und über solche Punkte, die, meist aus äusserem Anlasse, sein besonderes Interesse erregten. In allen philologischen Fragen dagegen, insbesondere hinsichtlich der Redaktion seiner eigenen Schriften hat er sich auf gelehrte Freunde und Fachmänner verlassen, unter denen bekanntlich Riemer und Eckermann ihm die Hauptdienste zu leisten berufen waren.

Wenn im folgenden die wichtigsten Äusserungen Goethes über sprachliche Probleme zusammengestellt werden, so ist damit selbstverständlich keine Darstellung von Goethes Bedeutung in der Geschichte der deutschen Schriftsprache beabsichtigt. Es muss aber in einer Studie über die typischen sprachlichen Ausdrucksmittel Goethes von besonderem Interesse sein, die authentischen Zeugnisse zu sammeln, in denen der Dichter seine eigenen Ansichten niedergelegt hat, denn je mehr sich auch in theoretischer Hinsicht solche Anschauungen nachweisen lassen, die der Praxis entsprechen, desto inniger verwächst auch in dieser Hinsicht der ganze Organismus zu einer höheren Einheit. Von diesem Gesichtspunkte erscheint es um so bedeutungsvoller, — um das Resultat unserer Untersuchung kurz vorwegzunehmen —, dass die verhältnismässig wenigen sprachtheoretischen Betrachtungen Goethes sich fast ausschliesslich mit dem geistigen Gehalt der Worte, insbesondere mit dem Verhältnis zwischen Wort und

Begriff beschäftigen. Ein Blick auf die sprachtheoretischen Probleme, die jene Zeit bewegten, lehrt die Bedeutung dieser Thatsache erst vollständig würdigen.

Seitdem die Schweizer zuerst Gottsched den Fehdehandschuh hinwarfen, sinnliche Kraft, „Machtwörter" statt saftloser Abstrakta verlangten, Sprachgebrauch gegen Sprachrichtigkeit setzten, und für das individuelle Recht des poetischen Genies gegenüber der schulmeisterlichen Schablone und Nivellierung eintraten, war das Problem des Unterschiedes zwischen dem poetischen und prosaischen Stil in den Mittelpunkt gerückt. Klopstock wandte ihm sein Interesse zu, obwohl seine theoretischen Auslassungen an Bedeutung und Einfluss verschwinden gegenüber seiner That; Lessing löste die Frage, indem er unbedingte Freiheit und Benutzung aller sprachbelebenden Quellen verlangte; vor allem aber war es Herder, um andere zu übergehen, der die Forderungen der Schweizer aufs leidenschaftlichste verfocht und selbst in den tiefsten Schacht der Volksseele hinabstieg. — Neben diesem Problem war es das des Ursprungs der Sprache, das alle Gemüter bewegte und durch Herder zuerst von der rationalistischen Basis auf eine historische übertragen wurde. Daneben waren die Fragen über die Zulassung der Volksdialekte und Idiotismen in die Schriftsprache viel erörtert, während Lessing zugleich auf rein philologischem Gebiete thätig war und sogar systematische Sammlungen und Vorarbeiten zu einem deutschen Wörterbuche begann.

An allen solchen Bestrebungen nahm Goethe keinen Anteil; der geschichtliche Rückblick im 7. Buch von DW. zeigt, dass diese Kämpfe für ihn abgethan waren, dass ihre Resultate für ihn als Voraussetzungen galten, auf denen er als einer natürlichen gegebenen Grundlage weiterbaute. Die philologische Seite liess ihn vollends gleich-

mütig; „eine grammatische Ader“ fühlte er nicht in sich (An W. v. Humboldt S. 57), und äussere Korrektheit der Diktion war ihm mehr eine angeborene Gabe als ein gewissenhaft zu erstrebendes Ziel. Nur scheinbar bilden die sorgfältigen metrischen Studien der 90er Jahre eine Ausnahme; es war weniger die Vervollkommnung der deutschen Verskunst an sich, an der ihm gelegen war, oder Interesse an metrischen Fragen, als vielmehr das intensive Erleben des antiken Geistes und die Beherrschung seiner Formen, wie es dem „Meister“ ziemt, und wie es Voss ihm zuvorgethan. Dass dieses Nachleben der Antike und die zwangsweise Anpassung ihrer „weiten Falten“ an den deutschen Sprachkörper gerade im Gegenteil einen Rückschritt bedeutete, und eine Versündigung an dem Geiste der deutschen Sprache und Verskunst, hat Viktor Hehn (Gedanken über Goethe S. 333 ff.) mit Nachdruck betont und nachgewiesen. Hehns Erklärung: „beide Dichter (Goethe und Schiller) waren keine eigentlichen Techniker, ... sie behandelten die metrische Form sorglos, diese gleichsam von innen, aus dem Inhalt selbst hervorbildend“ (S. 345) — wird bestätigt durch die Praxis des jungen Goethe und die Theorie des alten, insofern als der letztere zwar aus natürlichen Gründen die Übertreibungen der Geniezeit vermied, aber zu gelegener Stunde nach Eckermanns Bericht das kräftige Wort sprach: „Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Grillen verstossen, ich würde Alliterationen, Assonanzen und falsche Reime, alles gebrauchen, wie es mir käme und bequem wäre ...“ Gespr. 8, 6.

Nur in wenigen Fällen ist ein exakteres Eingehen auf einzelne Fragen nachweisbar, obwohl fast immer aus irgend einem äusseren Anlass. Goethes beständige Gewohnheit des Diktierens gab ihm Gelegenheit zu Beobachtungen über „Hör-, Schreib- und Druckfehler“,

wie der Aufsatz 29, 255 ff. betitelt ist. In der beigefügten Liste von Beispielen sind besonders zwei Worte von Interesse als Beweis, dass Goethes Aussprache, wie längst bekannt, dialektisch war: in dem Wort „Löwengrube" klang der Umlaut in Goethes Mund so wenig gerundet, dass der Schreiber „Lehmgrube" verstand, und „Tugendfreund" wurde infolge der spirantischen Aussprache von Goethe zu „Kuchenfreund". Letzterer Fall ist besonders interessant, weil man daraus einen Einfluss der Weimarer Aussprache auf Goethe abnehmen könnte, denn im Frankfurter Dialekt ist das g in dieser Stellung Verschlusslaut. Andererseits darf nicht vergessen werden, dass die Schreiber meist ungebildet waren, und dass das mechanische Nachschreiben leicht zu Substitutionen verleiten kann, denn, wie Goethe selbst in diesem Aufsatze sagt: „Niemand hört, als was er weiss." — Einen anderen Anlass, sich mit Problemen der Aussprache zu beschäftigen, bot der Unterricht, den Goethe Schauspielern erteilte. Ein Gespräch mit Eckermann vom 5. Mai 1824 handelt ausschliesslich von den ergötzlichen Missverständnissen, die aus Verwechslungen des „harten" und des „weichen" b oder d, und aus der mangelhaften Wiedergabe des Umlauts entstehen (Gespr. 5, 76 ff.). Auch Genast berichtet von Goethes Bemühungen in dieser Hinsicht, wie z. B. von der sorgfältigen Schattierung der verschiedenen Interpunktionen, die Goethe in den Leseproben verlangte (Gespr. 8, 311). Man sieht aber, dass Ansätze zu wirklicher Phonetik nirgends vorliegen.

Von weiteren Betrachtungen ist noch die über die verschiedenen Sprachstile zu erwähnen, Gespr. 5, 64; die hier berichtete Äusserung Goethes, dass den Deutschen die philosophische Spekulation hinderlich sei, „die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfassliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt," — ist heute eine an-

erkannte Thatsache. Sie findet eine Ergänzung in der Klage Goethes gegenüber einigen Amerikanern, dass die ungenügende Pflege der Redekunst und der Mangel an öffentlichen Debatten Schuld trage an dem schwerfälligen Periodenbau (Gespr. 3, 271). Wiederholt hat Goethe den weitgehenden Einfluss Wielands in stilistischer Hinsicht gepriesen: „das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Kultur schuldig," Ann. 83 (ähnlich Gespr. 5, 135).[1]) — Ganz isoliert steht die sprachphilosophische Betrachtung in Spr. 218: „Die Verwechslung eines Konsonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen."

Diesen vereinzelten Notizen und Äusserungen steht eine grosse Anzahl von Bemerkungen gegenüber, die zwar auch aphoristischer Natur sind, aber eine innere Einheit bilden, denn sie lassen sich alle auf das Thema zurückführen, das vor allen anderen Goethes Interesse in Anspruch nahm: das Problem der Ausdrucksfähigkeit der Sprache, und das Verhältnis zwischen Wort und Begriff: „Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert..." Spr. 951. Die Gründe für Goethes Interesse an solchen Fragen sind innerer und äusserer Art. Einesteils war es das innere Verlangen, für den Begriff die adäquate Wertung, den „gehörigen" Ausdruck zu finden und

---

[1]) Die Behauptung Goethes verdiente eine nähere Untersuchung; soweit wir bis jetzt unterrichtet sind, war es in erster Linie Gottsched, der sich in Wien seit 1750 allmählich Ansehen verschaffte und den Anschluss an die mitteldeutsche Spracheinheit vorbereitete. (Vgl. E. Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, Lpz. 1895. I, 32 ff; G. Waniek, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit S. 548 ff.)

die Ebenbilder seiner Ideen plastisch zu gestalten. Es ist der gleiche Grund, der ihn in Wirklichkeit zum Meister der Sprache macht, der ihn befähigte, abgenutzte Worte neu zu prägen, eine Anzahl von Worten zu Trägern typischer Vorstellungen zu machen und den groben Schall zu vergeistigen, von der greifbarsten Prägnanz bis zum leisesten Anhauch individueller Belebung. Negativ äussert sich dieser Trieb zu sprachlicher Plastik in der Abscheu vor Worten, die keine feste, begrenzte Vorstellung in ihm auslösen, die er gewissermassen nicht tasten kann. Die höhnische Lobrede Mephistos auf den Wert der Worte, die den Mangel an Begriffen so geschickt verdecken, entsprach gewiss Goethes eigener Empfindung gegenüber dem öden Wortkram, den er im wissenschaftlichen Betriebe so vielfach beobachtete. Wie freut er sich, als ihm die Inselstadt Venedig „Gott sei Dank, kein blosses Wort mehr ist, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.“ 24, 56. „Wie glücklich bin ich,“ schreibt er aus Rom, in Erinnerung einer Debatte über die jeweiligen Vorzüge der grossen Klassiker der Renaissance, „dass nun alle diese Namen aufhören, Namen zu sein, und lebendige Begriffe des Wertes dieser trefflichen Menschen nach und nach vollständig werden.“ 24, 371.

Die äusseren Anlässe, die Goethes Aufmerksamkeit auf die Bedeutungsfrage lenkten, sind ebenfalls nicht zu unterschätzen, wie denn im Grunde alle seine theoretischen Betrachtungen zunächst weniger um des Theorems als um der praktischen Anwendung willen angestellt werden und auf Erfahrung und Einzelfall beruhen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man seine Studien zur Farbenlehre als den Ausgangspunkt der Reflexionen über den Wert des Wortes ansieht. Die unvergleichlich schönen und tiefen Betrachtungen in der dritten Abteilung der Geschichte der Farben-

lehre bestehen zum grossen Teil in einer Kritik der Begriffe „Autorität“ und „Überlieferung“, mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang der Wissenschaften: wenn die Geschichte des menschlichen Wissens zum grossen Teil eine Geschichte der menschlichen Irrtümer ist, so liegt der Grund in der missverstandenen Überlieferung, d. h. in dem blinden Glauben an das Wort statt der selbständigen Forschung im Geist. Wie Goethe diese Anschauung von den Folgen der falschen Worterklärung im einzelnen entwickelte und auf andere Wissensgebiete ausdehnte, ist weiter unten aufzuzeigen.

Es ergiebt sich also, dass Goethe die Sprache unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtete: der schaffende Künstler erblickte in ihr das Material, dem er seine Gedanken einhauchte und in dessen Behandlung er es zur Meisterschaft gebracht hatte; der denkende Forscher sah darin ein ungenügendes Werkzeug, um die Begriffe exakt wiederzugeben, ein mephistophelisches Element, das getreulich half, die Irrtümer der Menschheit wie eine ewige Krankheit fortzupflanzen. Auch hier kommt die Doppelnatur Goethes zum Vorschein: Mephisto, dem Faust über die Schulter blickend, Bejahung und Verneinung in einer Person. Innerhalb eines kurzen Zeitraums (1809 bis 1811) folgen sich Äusserungen, die aus ganz entgegengesetzter Stimmung hervorgehen: er möchte das eine Mal die Sprache ganz abgeschafft wissen: „Wir sprechen überhaupt zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen ...“ Gespr. 2, 261; das andere Mal wird sie über alle anderen Künste gesetzt: „Sprache ist ja auch eine Kunst, eine Poesie, d. h. eine Darstellung, und umfassender als alle übrigen Künste. Sie involviert das Ideelle, Abstrakte der Plastik, das Mannigfaltige,

Sinnliche der Malerei, das Anregende, Andeutende der Musik ... Sie erhebt sich aber über alle diese Künste, ob sie ihnen gleich im Einzelnen nachstehen muss, dadurch, dass sie diese Künste selbst erst zu etwas macht und sie durch Ideen, deren sie allein fähig ist, zu etwas erhebt, d. h. zu Stil, Geschmack etc., denn sonst würden alle diese Künste nur rohe Nachahmung der Natur bleiben." In dem bekannten venetianischen Epigramm (2, 143) wird die deutsche Sprache als der „schlechteste Stoff" geschmäht, in dem der unglückliche Dichter Leben und Kunst verderbe;[1]) hinwieder weiss er anderswo die menschliche Rede nicht genug zu rühmen und setzt sie über den Gesang: „Das Verdienst der schönen mensch-

---

[1]) Obwohl die Debatte über die Frage, ob in diesem Epigramm unter „Stoff" die Sprache oder der dargestellte Gegenstand zu verstehen sei, längst zu Gunsten der ersten Interpretation erledigt ist (vgl. Loeper, Goethes Gedichte, 2. Ausg. 1, 444 ff.), möge darauf hingewiesen werden, dass auch der ganze Zusammenhang unserer Darlegungen diese scheinbar widersinnige Schmähung der eigenen Sprache, in der er im Divan „Paradiesesworte stammelt" 4, 219, als das natürliche Erzeugnis einer Durchgangsstimmung erscheinen lässt. Die „Panoramic-Ability", die ihm Carlyle zuschrieb, erklärt solche Widersprüche als Verschiebungen des Gesichtsfeldes, ohne dass sich das Gesamtbild selbst verändert hat. Es sind Pendelschwingungen, die wohl gelegentlich ins Extreme geraten, aber bald wieder in die vorgeschriebene Bahn zurückkehren: Manifestationen des in ihm selbst wirksamen Gesetzes der Polarität. Stellt man die Extreme schroff nebeneinander so gewähren sie den Eindruck eines unversöhnlichen Oxymoron, aber zwischen ihnen liegt die ganze Folge der Vermittlungsstadien, die von beiden Seiten nach dem Mittelpunkt weisen und ineinander übergehen. Goethes Vorliebe für das Oxymoron, die schon oben S. 50 berührt wurde, findet auch von dieser Seite her ihre psychologische Erklärung; es war keine rhetorische Figur bei ihm, sondern eine Äusserung seines Vermögens, doppelt zu sehen, „das Entgegengesetzte zu überschauen" 18, 86, und seines Verlangens, das Geschaute in möglichst gedrungener Form wiederzugeben.

lichen Rede ... übertrifft weit das des Gesanges. Es ist ihm nicht zu vergleichen ... Ja, der Gesang selbst muss auf die simple Sprache zurückkehren, wenn er höchst bedeutungsvoll und rührend werden soll..." Gespr. 2, 315.

Zwischen diesen Extremen liegt die einfache, gesunde Freude an der sinnlichen Kraft und der Bildsamkeit der Sprache. Höchst charakteristisch für Goethe ist eine Antwort, die er jemandem erteilte mit Bezug auf Öhlenschlägers mangelhaftes, mit Dänismen untermischtes Deutsch. Auf die Bemerkung, dass es kein Vergnügen sei, die deutsche Sprache von dem Dänen so radebrechen zu hören, erwiderte Goethe „mit imposantem Gefühl": „Und ich mag die deutsche Sprache sehr gern in einem poetischen Gemüte entstehen sehen." Gespr. 2, 29. Er bewundert Luthers Bibelübersetzung Gespr. 3, 90 und zwar mit der bemerkenswerten Einschränkung: „Nur das Zarte unterstehe ich mich hin und wieder besser zu machen." Sein Verlangen nach einer „gegenständlichen", tüchtigen Rede erklärt auch die Abneigung gegen Flick- und Schaltwörter, über die er sich in einigen kleineren Artikeln 29, 253 ff. ausspricht: „Je mehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, dass man schweigen solle, wenn man nichts zu sagen hat, ... desto mehr bemerkte ich, dass man aus natürlicher Fahrlässigkeit immer noch gewisse Flick- und Schaltwörter behaglich einschiebt, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede, ... zu erlängen" 29, 254. Es ist der Widerwille gegen alles „Halbe", der hier zu Grunde liegt, und gerade die deutsche Sprache neigt unzweifelhaft zu unnützen Einschiebseln aller Art, die einer kräftigen, sinnlichen Wirkung im Wege stehen. Da die Rede aber „die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muss, so muss sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein." Gespr. 2, 347. An Lord Byron lobt Goethe daher die stählerne Härte und Wucht

des Stiles: „Es sind keine Flickwörter im Gedichte.“ Gespr. 7, 108.

Die Anwendung solcher Grundsätze im einzelnen Falle zeigt in hervorragender Weise, was Goethe unter „thätiger Skepsis“ verstand: die Erkenntnis der Mängel verbunden mit dem Bestreben, sie zu bessern und darüber hinauszuschreiten. Der Aphorismus, der an den Eingang der vorliegenden Arbeit gestellt wurde (Spr. 469—70), bringt am klarsten und erschöpfendsten zum Ausdruck, welche Schwierigkeiten darin liegen, „das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten ... möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.“ Gemeiniglich sind aber Worte nur Surrogate. „Es hört doch jeder nur, was er versteht“ Spr. 622 (Ebenso 29, 256). Diesen Satz begründet Goethe an anderer Stelle in feinsinniger Weise damit, dass ein Wort, wie jedes Lebendige, einen bestimmten Kreis von Vorstellungen durchläuft, dass der Zeitpunkt eintritt, wo die lebendige Kraft geschwunden ist und wo ein jeder sich der abgegriffenen Worte bedient, ohne damit eine klare Vorstellung zu verbinden. Die ganze Stelle lautet: „Leider bedenkt man nicht, dass man in seiner Muttersprache oft ebenso dichtet, als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber so zu verstehen: Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so dass nun jedes mässige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.“ 29, 249. Wahrscheinlich hat Goethe dabei an Epochen gedacht, wie die „wässrige, weitschweifige“ in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als man alles Idiomatische, Volkswüchsige und Metaphorische aus der Sprache auszutreiben

suchte, um sie in dem grammatischen Fächerwerk bequem unterbringen zu können. Gerade dadurch wird aber den blutlosen Abstraktionen Thor und Thür geöffnet, und die Herrschaft der Worte, die Mephisto ironisch anpreist, tötet den Geist und die Anschauung.

Man sieht, wie Goethe notwendig zu solchen Betrachtungen geführt werden musste, seitdem ihm das geschichtliche Studium der Farbenlehre, nach seiner Überzeugung, die Augen geöffnet hatte über die unheilbaren Folgen der blossen Wortüberlieferung, und der falschen oder oberflächlichen Worterklärung. Eine Stelle in einem Briefe an den getreuen Mitarbeiter, Staatsrat Schultz, bietet überdies ein sicheres Zeugnis, dass die Farbenstudien diese Überzeugung wachriefen oder doch bestätigten: „Auf meinem Wege bin ich diese Unzulänglichkeit der Sprache nur allzuoft gewahr geworden und habe mich dadurch abhalten lassen, das zu sagen, was ich hätte sagen können und sollen. Ich durfte nur der Zeit vertrauen, dass diese redlichen Ausdrücke eines Einzelnen von Mehreren würden verstanden, d. h. in ihre Sprachen übersetzt werden. Jene Scheu, deren ich mich eben anklage, überwand ich zu Liebe der Farbenlehre, ... und ich liess mich nicht irren, dass die ganze physische Gilde in hergebrachten hohlen Chiffern zu sprechen gewohnt ist, deren Abracadabra ihnen die Geister der lebendigen Natur möglichst vom trocknen dogmatischen Leichnam abhält.“ (Briefw. S. 140.) Die wichtigste Stelle, die auf dieses Thema Bezug hat, kommt in jenem prinzipiell so wichtigen Teil der Geschichte der Farbenlehre vor, die „Lücke“ überschrieben ist: „Und doch ist jede Wortüberlieferung so bedenklich. Man soll sich, heisst es, nicht an das Wort, sondern an den Geist halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geist das Wort oder verwandelt es doch dergestalt, dass ihm von seiner früheren Art und

Bedeutung wenig übrig bleibt.“ 36, 93. Sehr interessant ist eine verwandte Betrachtung über den Unterschied des Griechischen und Lateinischen hinsichtlich der Lebendigkeit und Geschmeidigkeit des Ausdrucks: „Welch eine andere wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechische Sprache lebendig geblieben wäre und sich anstatt der lateinischen verbreitet hätte! ... Das Griechische ist durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geistreichen, ästhetischen Vortrag glücklicher Naturansichten viel geschickter ... Die lateinische Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Substantiven (an Stelle der beliebten Infinitive und Participien im Griechischen) entscheidend und befehlshaberisch. Der Begriff ist im Wort fertig aufgestellt, im Worte erstarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Wesen verfahren wird.“ 36, 133.

Aber auch auf anderen Gebieten machte Goethe die gleichen Wahrnehmungen über die Schäden der Wortüberlieferung. Der Streit zwischen Cuvier und St. Hilaire zur Zeit der Julirevolution, den Goethe mit so leidenschaftlichem Interesse verfolgte, war nach seiner Ansicht ebenfalls zum Teil auf den mangelhaften Ausdruck der Begriffe zurückzuführen: „Leider bietet ihm (St. Hilaire) seine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da sein Gegner sich im gleichen Fall befindet, so wird dadurch der Streit unklar und verworren. ... Man glaubt in reiner Prosa zu reden, und man spricht schon tropisch...“ 34, 169. Gleichzeitig mit diesem Aufsatz (34, 173: ein Jahr ist vorüber) fällt ein Gespräch mit Eckermann (20. Juni 1831), worin ausschliesslich über die Unzulänglichkeit der Sprache verhandelt wird, mit Bezug auf den Streit in der französischen Akademie (Gespr. 8, 95 ff.). So philosophiert auch Jarno in den Wanderjahren über das Ungenügende der Buchstaben und

Töne, und über das einzig zuverlässige Alphabet der Natur, die nur eine Schrift kennt. 18, 52. — Eine weitere Anwendung der gleichen Grundsätze bietet der Exkurs über Bibelüberlieferung und -kritik DW. 22, 61; hier wird die Schrift als Körper eines geistigen Werkes angesehen, der als solcher der Verschlimmerung ausgesetzt sei. „Das Innere, Eigentliche einer Schrift ... zu erforschen, sei daher eines Jeden Sache ..., alles Äussere hingegen ... habe man der Kritik zu überlassen ...“ So wendet sich Goethe auch gegen die Einreihung der Poesie unter die „schönen Redekünste“, weil sie, „rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst“ (im formalen Sinne) sei. Den Grund, dass man diese Einteilung nicht längst verworfen hat, sieht er eben darin, dass man Wort und Ausdruck nicht „als heilige Zeugnisse“, als „wahres Äquivalent“ betrachtet, sondern als „Scheidemünze oder Papiergeld“, das nur zu schnellem, augenblicklichen Verkehr dient. 4, 290. Goethe aber wollte die Sprache als „reines Ausdrucksmittel“ angesehen wissen, wo „rein“ soviel bedeutet wie „frei von trübenden Nebenvorstellungen“, „äquivalent“; der „reine Ausdruck“ schien ihm aber so schwer, oder fast unmöglich, dass er es fast vorzöge, gewisse Lieblingsmotive und langgehegte Fabelstoffe ganz bei sich zu behalten, statt sie dem groben Material der Sprache anzuvertrauen (So z. B. die Parialegende, s. oben S. 93 unter „rein“).

Die prinzipiellen Erörterungen werden ergänzt durch eine Reihe von Einzelanalysen, die sich in den Werken, Briefen und Gesprächen zerstreut finden und im folgenden zusammengestellt werden. Es handelt sich in dieser

Liste natürlich nur um Worte, über die sich Goethe selbst in irgend einer Weise theoretisch ausgesprochen hat; einige darunter sind als Belege des sogen. „affirmativen Purismus“ besonders bemerkenswert (s. unten S. 289).

aborder une question An Schultz S. 377, „ein hübsches Wort“; Goethe umschreibt es mit: auf einer Insel landen. Übrigens hat auch die deutsche Sprache einen passenden Tropus in der Phrase: „eine Frage in Angriff nehmen“.

s'acheminer, acheminement 33, 158. Das Wort stiess Goethe in einem botanischen Werke des Franzosen P. J. Turpin, eines „vorzüglichen Mannes“ auf und zwar in dem Satze: „Die Sachen herankommen sehen, ist das beste Mittel, sie zu erklären.“ Abgesehen von der Anschauung selbst, in der er seine Metamorphosenlehre erkannte, gefiel ihm auch das Wort, weil er darin ausser dem quantitativen auch einen dynamischen Gehalt sah und sich das Wort etwa erklärte als: „sich Schritt für Schritt dem Ziele nähern und der Vollendung entgegengehen.“ Man begreift den Grund des Gefallens sofort, wenn man sich vergegenwärtigt, wie genau sich dieser Begriff mit dem ganzen Vorstellungskreise von steigern, heben, ein Höheres u. s. w. deckt (vgl. oben S. 38). Übrigens war ihm das Wort keineswegs neu, denn er verwendete es bereits 24 Jahre früher, 1806, einmal im Sinne von „allmähliche Entwicklung“: „Den Verstandsphilosophen begegnet's ..., dass sie undeutlich aus gar zu grosser Liebe zur Deutlichkeit schreiben. Indem sie für jede Enunciation die Quelle oder ihr Acheminement nachweisen wollen, von dem Orte, wo sie ins Raisonnement eingreift, bis zu ihrem Ursprunge, auf welchem Wege wieder anderes ache-

miniert und einläuft, geht es ihnen, wie dem, der einen Fluss von seiner Mündung an aufwärts verfolgt ...“ Gespr. 2, 112. An der ersterwähnten Stelle sagt Goethe über das Wort acheminement, dass es „einen sittlich-lebendigen Wert in sich fasst. Man denkt sich dabei das Herankommen, das Vorschreiten, aber in einem höheren Sinne...“

bepfählen bildet Goethe nach dem Holländischen „bepaalt“ = bestimmt, abgesteckt Spr. 925, und wendet es auch sonst an: „indem er (Holbach im Système de la Nature) einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verlässt er sie (die Natur) sogleich“ 22, 43. „Es wird ... durch das Wort nichts bestimmt, bepfählt und festgesetzt“ (in der griech. Sprache) 36, 133. Übrigens war ihm das Bild selbst schon längst geläufig; in dem Briefe über „Naturlehre“ 1789 begegnen schon die Ausdrücke „Merkpfähle“ und „die Pfähle feststecken“, 24, 552.

Komposition 34, 170, ist eins von den Worten, die Goethe in dem oben erwähnten Aufsatz über die Kontroverse Cuvier — St. Hilaire als Beweis dafür anzieht, dass der „bedenkliche Wortgebrauch ... bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt.“ Es sind vier Worte, die Goethe hier bemängelt: matériaux, composition, embranchement und plan, und bei allen ist der Grund der gleiche, nämlich ihre Unzulänglichkeit, um Begriffe des organischen Wachstums wiederzugeben. Wenn man an Goethes eigene evolutionistische Anschauungsweise denkt, kann sein Einwand nicht überraschen, und man kann an seinem individuellen Wortschatz be-

obachten, wie er fortwährend bestrebt ist, sich für die Vorstellungen des Lebendigen, eines Wachstums von innen heraus, und einer allmählichen Umbildung das geeignete Wortmaterial zu schaffen. Höchst feinsinnig sind Goethes Ausführungen über die Frage, warum gerade jene Worte sich den französischen Gelehrten damals so bequem darboten: „Wir glauben hier im Einzelnen sowie im Ganzen die Nachwirkung jener Epoche zu sehen, wo die Nation dem Sensualism hingegeben war, gewohnt, sich materieller, mechanischer, atomistischer Ausdrücke zu bedienen; da denn der forterbende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, sobald aber die Unterhaltung sich ins Geistige erhebt, den höheren Ansichten vorzüglicher Männer offenbar widerstrebt.“ 34, 170. Über „Composition“ spricht sich Goethe besonders abfällig aus; er nennt es ein „unglückliches Wort“ und führt aus, dass das Wort auch als ästhetischer Terminus nicht am Platze sei, denn weder ein Maler noch „Komponist“ setzen ihre Werke zusammen, sondern „sie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höheren Anklang natur- und kunstgemäss. Ebenso wie in der Kunst, ist, wenn von der Natur gesprochen wird, dieser Ausdruck herabwürdigend. Die Organe komponieren sich nicht als vorher fertig, sie entwickeln sich aus- und aneinander zu einem notwendigen ... Dasein.“ Auch in dem Gespräche mit Eckermann vom 20. Juni 1831, welches diesen Ausführungen parallel geht, wird Komposition „ein ganz niederträchtiges Wort“ genannt, das man wohl auf eine stückweise gemachte Maschine, aber nicht auf ein organisches Werk der Natur oder Kunst an-

wenden könne. (Gespr. 8, 97 f.) Thatsächlich braucht Goethe das Wort beständig im ästhetischen Sinne, aber er verbindet damit allerdings nicht die landläufige Vorstellung, sondern die eines Krystallisierungsprozesses, indem das Ganze von allen Seiten zusammenschiesst und eine solide Masse bildet (vgl. 22, 130).

Embranchement 34, 170, ebenfalls eins der französischen „mechanischen" Worte, die Goethe als ungeeignet bezeichnet zur Wiedergabe organisch-naturwissenschaftlicher Vorstellungen.

erbauen, Gespr. 6, 206: „ich nenn' es ‚erbauen'", wenn man zu dem, was man für das Rechte hält, die Bestätigung und die Belege findet." Häufiger als „erbauen" ist bei Goethe das verstärkte „auferbauen" (s. oben S. 228). Dass diese Definition, die aus dem Jahre 1827 stammt, einer langgewohnten Praxis auch wirklich entspricht, beweist die genau übereinstimmende Anwendung in einem Briefe an Zelter 1804: „Ihr Aufsatz hat mir und einigen Eingeweihten ... viel Vergnügen gemacht, ja er hat uns erbaut, und wir sind in unserer Überzeugung vom Guten und Rechten gestärkt worden." W. IV, 17, 151.

erinnern, Gespr. 4, 311; über Goethes Tischrede gegen „Erinnerung" im Sinne eines erkünstelten, melancholischen Zurückrufens der Vergangenheit, und über die Ursachen seines Zorns ist oben S. 213 das Nähere gesagt.

fasslich, Spr. 862: „dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäss und bequem."

Funktion 34, 165: „Funktion, recht begriffen, ist das Dasein in Thätigkeit gedacht." Wie sympathisch Goethe ein solches Wort im Gegensatz zu den fran-

zösisch-atomistischen sein musste, bedarf keiner Begründung. Interessant ist die umgekehrte, vom Subjekt ausgehende Definition des Begriffes „Problem“ als „das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht“, Spr. 957; „das Problem der Funktion“ war das Hauptinteresse des Denkers Goethe.

gegenständlich 27, 351; das Gefallen Goethes an diesem Ausdruck, durch welchen Dr. Heinroth in seiner Anthropologie 1822 Goethes Denkvermögen charakterisierte, ist bekannt; er sah darin eine „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ und verbreitete sich in dem so betitelten Aufsatz ausführlich über die Vorzüge des Wortes und die Anwendbarkeit auf sein eigenes dichterisches wie wissenschaftliches Schaffen. Er liess es aber damit nicht bewenden, sondern ging zur That über und verwendete das Wort seitdem selbst mit Vorliebe und in mancherlei Weise. Schon im nächsten Jahre wird A. v. Humboldt bezeichnet als „ein weit umsichtiger, tiefblickender Mann, der auch seine Gegenständlichkeit und zwar eine grenzenlose, vor Augen hat ...“ 33, 412; so zu denken wie er (d. h. als Vulkanist) ist jedoch nur möglich „wenn sein Gegenständliches mir zum Gegenständlichen wird...“ 33, 413. In einem Briefe an Reinhard 1825, bezeichnet Goethe gewisse Krankheitserscheinungen des Auges, über die Reinhard geklagt hatte, als „unerfreuliche Bilder, denen wir auch nicht die geringste Gegenständlichkeit zuschreiben können.“ Briefw. S. 254. Etwa gleichzeitig unterhält er sich mit Eckermann über die „Gegenständlichkeit reiner Poesie“ (20. April 1825, fehlt in Biedermanns Sammlung); später einmal spricht er von den

„Rechten seines gegenständlichen Denkens", 33, 470. — Übrigens kommt Goethe selbst dem Wort schon einmal sehr nahe, wenn er 1819 an Boisserée schreibt: „Meine Kinder sind nach Berlin und Dresden, ich mag sie gern in bewegtem, Gegenstandreichen Leben wissen." II, 244.

gehörig Spr. 292: „Das Gehörige ist ein Verhältnis zu einer besonderen Zeit und entschiedenen Umständen."

gemein „nennen wir das Wirkliche ohne sittlichen Bezug" Spr. 696b, „das Zufällig-Wirkliche" Sp. 102.

gracious 29, 748: „es giebt nicht Worte genug, auszudrücken, was Angenehmes, Anmutiges alles die Engländer sich unter gracious denken: gnädig und günstig, freundlich und gütig, alles was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte zusammengefasst."

Materialien 34, 169, ist eins der französischen mechanischen Worte (matériaux), die Goethes Missfallen erregen, denn „im allgemeinsten Sinne bezeichnen wir durch das Wort ... unzusammenhängende, wohl auch nicht zusammengehörige, ihre Bezüge durch willkürliche Bestimmung erhaltende Körper." Um jedoch die Teile eines organischen Wesens darunter zu begreifen, müssten wir dem Wort „einen viel höheren Sinn unterlegen, als ihm zukommt."

anorganisch 29, 243 wird von Goethe als Negation von „organisch" verlangt, statt des damals viel gebrauchten „anorgisch": „es war ein Missgriff Schellings, und warum sollte der Missgriff eines vorzüglichen Mannes verewigt werden?" (An Eichstädt S. 123). „Anorgisch würde als Nachbildung von *αν ορ γος* = „zornlos" bedeuten. ... Die Kürze

des Wortes ist keine Empfehlung desselben, wenn sie Zweideutigkeit veranlasst."

perfide 17, 325, nennt Aurelie in den Lehrjahren die französische Sprache: „ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuss, mit Übermut und Schadenfreude..."

Pietät 29, 721, „ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsere Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise bei Seite gebracht haben." Im folgenden stellt Goethe dem Dogma von der Erbsünde seinerseits eine „Erbtugend" entgegen — sehr bezeichnend für sein Trachten nach dem Positiven, nach der Tagseite des Lebens —, worunter er „eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht" versteht. „Diesen Quellpunkt, wenn er... zur Thätigkeit, ins Leben ... gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten."

radotieren „heisst nicht, wie's das gemeine Lexikon sagt, allein albernes Zeug reden, sondern auch, das Rechte zur unrechten Zeit sagen..." An Reinhard S. 72.

stängeln W. IV, 23, 375, ist das Beispiel, das Goethe in dem Briefe an Riemer über Sprachreinigung etc. wählt, um seine Ansichten über die wahre Sprachbereicherung zu illustrieren (s. unten S. 288). „So haben z. B. die Franzosen das Wort perche, Stange, davon das Verbum percher. ... Im Deutschen haben wir das Wort stängeln. Man sagt: ich stängle die Bohnen ...; ebenso gut kann man sagen: die Bohnen stängeln, sie winden sich an den Stangen hinauf, und warum sollten wir uns

nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stängeln, „sie setzen sich auf die Stangen?“ Diese Auseinandersetzung wird besonders interessant durch die Thatsache, dass Goethe das Wort ein Jahr später selbst in dem Divangedicht „Sommernacht“ 4, 188 praktisch verwendet hat: „Einer (der Vögel) sitzt auch wohlgestängelt — Auf den Ästen der Cypresse...“ Schon Loeper weist in einer Note auf den Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis hin.

Zustand „ist ein albernes Wort, weil nichts steht und alles beweglich ist.“ An Niebuhr 1812, Str. Br. II, 18 (vgl. oben S. 108).

Es bleiben noch zwei sprachliche Probleme, die Goethe wiederholt berührt, und die hier anhangsweise zu erwähnen sind, weil sie gleichfalls unter den prinzipiellen Gesichtspunkt der Entsprechung von Wort und Begriff fallen. Die eine Frage betrifft die Übersetzungskunst, über die sich Goethe am ausführlichsten in dem Abschnitt „Übersetzungen“ in den Noten zum Divan 4, 359—62 verbreitet hat, kürzer im 11. Buch von DW. Er unterscheidet drei Epochen, denen drei verschiedene Arten der Übersetzung entsprechen, je nach dem Bildungsgrade und den Bedürfnissen eines Volkes. Die Gesichtspunkte, nach denen Goethe die Epochen gliedert und analysiert, seien hier in Form eines kleinen Schemas zusammengestellt.

	Form	Inhalt	Gesamtwert	Typus
1. Epoche	Wörtlich (Prosa)	frei	naiv-objektiv (wahrhaft erbauend)	Luther
2. Epoche	frei	frei	subjektiv (parodistisch, paraphrastisch)	Franzosen Wieland
3. Epoche	frei	Wörtlich	bewusst-objektiv (eingedeutscht, verbrüdert)	Voss Schlegel

Besonderes Gewicht legte Goethe auf die erste Epoche: „ich halte zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Übersetzungen für vorteilhafter als die poetischen ... Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Übertragung immer die beste.“ 22, 45. Mit dem Grundproblem von Wort und Begriff hängt die Übersetzungsfrage auch insofern zusammen, als es nach Goethe die höchste Kunst ist, „bis an das Unübersetzbare heranzugehen und dieses zu respektieren; denn darin liegt eben der Wert und der Charakter einer jeden Sprache.“ Gespr. 6, 265. Eine Illustration bietet Goethes eigene Studie über das „Felicissima notte“ der Italiener, das sich keineswegs mit unserem „Gute Nacht“ deckt: „der Italiener sagt Felicissima notte! nur einmal und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht sich scheiden, und da heisst es denn etwas ganz anderes. So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache; denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigentümlichkeiten der Nation...“ 24, 72.

Die andere Frage betrifft den Purismus. Goethes ablehnende Stellung gegenüber den Forderungen der Sprachreiniger erklärt sich zunächst aus dem inneren Bedürfnisse nach vollkommener Freiheit in der Wahl des Ausdrucksmittels, das sich in jeder Hinsicht dem Inhalt unterzuordnen hat. Dazu kommt aber noch ein besonderer Anlass in Form der Opposition Goethes gegen die altertümelnden Bestrebungen der patriotischen Romantiker, die das Geschäft der Sprachreinigung in mechanischer und grober Weise um eines Prinzips willen betreiben, ohne den individuellen Fall zu prüfen. Goethes Verhältnis zu den Neuromantikern ist schon wiederholt berührt worden, denn es ist in der That fruchtbar für das Studium seiner Anschauungsweise, weil es ihn zwang, zu einer grossen An-

zahl von Fragen Stellung zu nehmen, die sich im Grunde alle um das Problem von „Stoff und Form“ gruppieren. Die „stoffartigen“ Interessen bestimmten nach seiner Überzeugung die Neudeutsche Kunst, während für ihn die „reine“ Form, die künstlerische Gestaltung eines gegebenen Inhalts einzig massgebend war. So hatte auch die Frage der Sprachreinigung zurückzutreten gegenüber den Forderungen des „reinen“ Ausdrucks, der sich nicht mit Surrogaten begnügt, sondern ein Fremdwort gern aufnimmt, wofern es einen gewissen Vorstellungsinhalt besser als ein heimisches wiedergiebt. Auch hier ging Goethe mit Beispiel voran, indem er gern auf Ausdrücke aus fremden Idiomen hinwies, die ihm wertvoll genug schienen, um die deutsche Sprache zu bereichern. In der obigen Liste sind Worte wie „bepfählen“, „Pietät“, „Acheminement“, „stängeln“ derartigeVersuche; so urteilt er auch über Öhlenschlägers Dänismen, anstatt sich darüber zu entsetzen, von einem höheren Standpunkte aus: „die uns verwandten Dänen könnten wohl unsere Sprache bereichern...“ Gespr. 2, 31.

Zwei bedeutsame Dokumente seiner Anschauung liegen vor: der Brief an Riemer vom 30. Juni 1813 und die Besprechung von Karl Ruckstuhls Aufsatz „Von der Ausbildung der deutschen Sprache“ in Ludens Nemesis 1818 (29, 245). Beide Betrachtungen gipfeln in Maximen, die ihre bündigste Formulierung erhalten in einigen der neuaufgefundenen „Gedankenspäne“ G.-J. 15, 8ff.: „Der pedantische Purismus ist ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes. — Ich verfluche allen negativen Purismus, dass man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel oder zarteres gefasst hat. — Meine Sache ist der affirmative Purismus, der produktiv ist und nur davon ausgeht: Wo müssen wir umschreiben, und der Nachbar hat

ein entscheidendes Wort. — Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern, dass sie es verschlingt.“[1])

Ein grossartiger, überlegener Geist spricht aus diesen Sätzen, aber sie sind freilich gefährlich in der Hand eines seichten Kopfes, der nicht Gehalt und Form sicher abzuwägen weiss, und gern mit dem „Situationswert“ der Worte, wie wir es oben nannten, sein bestechendes Spiel treibt. Goethe selbst hatte eine aussergewöhnliche Gabe, das „gehörige“ Wort zu finden und seine Behandlung der Fremdwörter ist allerdings so souverän, wie die obigen Maximen es verlangen. Eine eingehende Darstellung dieser Frage bildet ein besonderes Kapitel, und es kann hier nur bemerkt werden, dass die Anzahl und die Mannigfaltigkeit der Fremdworte bei Goethe ebenso erstaunlich ist,

---

[1]) Das Wort „verschlingen“ weist übrigens wiederholt bei Goethe einen individuellen Wandel auf, insofern als er damit gern die Idee des sieghaften Triumphes eines Positiven über ein Verneinendes ausdrückt, und zwar eines Sieges, der nicht durch vorsichtiges Vermeiden, sondern kühnen Trotz und gewissermassen inneres Absorbieren oder Assimilieren des Gegners gewonnen wird. So verlangt Goethe hier von der Sprache, dass sie statt ängstlicher Scheu tapfer an das Fremde herantrete und es nach den eigenen Sprachgesetzen nationalisiere: — eben jenes Verfahren, durch dessen Befolgung sich die englische Sprache einen solchen Wortreichtum erworben hat, ohne dass man der Sprachreiniger je bedurft hätte. — Am grossartigsten tritt die Vorstellung der selbstthätigen inneren Assimilation hervor in der oft wiederholten Anschauung des ewigen Sieges von Tag und Leben über Nacht und Tod, indem der Tod selbst wieder Leben zeugend wirkt: „Man mag so gern das Leben aus dem Tode betrachten, und zwar nicht von der Nachtseite, sondern von der ewigen Tagseite her, wo der Tod immer vom Leben verschlungen wird.“ Naturw. Korresp. II, 134 (vgl. auch oben S. 188; eine der gewichtigsten Urkunden Goethes hinsichtlich seines Strebens nach der „Lichtseite“ in Wissenschaft, Kunst und Leben, ist der Brief an Windischmann vom 28. Dez. 1812, W. IV. 23, 212 ff.). — Eine andere grosse Forderung ist die des Zusammen-

wie die vollkommene Freiheit in der Anwendung. Er schaltet in dieser Hinsicht wie in mancher anderen mit der Sprache, wie Bismarck, dessen Reden ebenfalls für Puristen von Beruf keine erfreuliche Lektüre bilden, dem aber auch der „reine" Ausdruck und die genaue Schattierung des Gedankens wichtiger waren als die pedantische Durchführung formaler Grundsätze, zum Schaden des Gehalts.

7. Nachwirkung[1])

Das Studium des individuellen Wortschatzes eines Schriftstellers gewährt reichen Genuss durch die Erschliessung jener intimen Bezüge, die sich wie ein feiner Duft um das Wort lagern und gleichsam die Atmosphäre desselben bilden. Auf der anderen Seite aber kann man

---

schlusses und gegenseitigen Wohlwollens, und auch hier möchte Goethe den Gegner, die „Misswollenden" nicht durch blinden Hass oder kleinliche Polemik bekämpft sehen, sondern durch organisches Ineinanderarbeiten, „wodurch denn ein allgemeines Wohlwollen unter den Teilnehmenden entsteht und alles Misswollen verschlungen wird." W. IV. 23, 94. — Eine weitere Anwendung liegt vor, wenn Goethe einmal der zersetzenden historischen Kritik die primitive Sagenwelt und Poetisierung der geschichtlichen Thatsachen gegenüberstellt, und ihre ungeheure Wirkung auf die Menschheit betont: „Diese Behandlungsarten äussern grosse Wirkung; sie bemächtigen sich der Einbildungskraft, des Gefühls, sie füllen das Gemüt aus, bestärken den Charakter und erregen die That. Es ist eine zweite Welt, welche die erste verschlungen hat." W. IV. 23, 162. In allen diesen Fällen ist „verschlingen" eine metaphorische Wendung für einen dynamischen Vorgang, einen Umsetzungsprozess, bei welchem aus der Vereinigung des Positiven und Negativen ein Neues Drittes hervorgeht.

[1]) Die in diesem Abschnitt gebotenen Beiträge zu einer Nachgeschichte von Goethes Individualvokabular sind nichts weiter als Ansätze zu einer umfassenderen Arbeit dieser Art. Es schien jedoch angebracht, diese Seite der ganzen Frage wenigstens zu streifen, da sie bisher unseres Wissens überhaupt noch nicht Berücksichtigung ge-

sich der Thatsache nicht verschliessen, dass der Einfluss auch der hervorragendsten geistigen Grössen, und sei es sogar ein Genius wie Goethe, auf das Sprachleben der Gesamtheit in Hinsicht der Wortprägung nur gering ist. Eine Begründung dieser Erscheinung soll am Ende des Abschnitts versucht werden; zunächst ist die methodische Frage wichtig, welche Kriterien sich für die Annahme einer direkten Beeinflussung bieten. Die Schwierigkeit des Nachweises leuchtet von vornherein ein; wenn schon Stilbeeinflussungen im allgemeinen nicht leicht zu behandeln sind, wie viel schwerer ist es, das Fortleben des letzten Anhauches, der einem Worte seine intimste Färbung verleiht, durch die Litteratur zu verfolgen. Ein sicherer Anhaltspunkt liegt daher eigentlich nur in Fällen vor, in denen ein beständiger persönlicher oder brieflicher Verkehr mit dem Meister ein mehr oder minder intensiveres Einleben in seine Gedankenreihen und Ausdrucksformen zur Folge gehabt hat. Solcher Beispiele bieten sich aus dem Freundeskreise Goethes eine kleine Anzahl, wie unten näher auszuführen ist. In allen anderen Fällen, ausser wenn direkte Citate vorliegen, ist ein Einfluss denkbar, aber keineswegs notwendig anzunehmen.

Vielmehr tritt hier ein anderer Faktor in seine Rechte,

---

funden hat. Und doch sind gerade derartige Wortprägungen geeignet, eine innere Geistesverwandtschaft aufzudecken, wie es z. B. hinsichtlich Hebbels und Immermanns in ihrem Verhältnis zu Goethe im vorliegenden Kapitel versucht ist. Inwiefern eine solche Verwandtschaft auf Beeinflussung beruht, ist eine Frage, die sich natürlich nur im grösseren Zusammenhange und unter Heranziehung aller formalen und inhaltlichen Gesichtspunkte mit Sicherheit entscheiden lässt.

Es sei noch erwähnt, dass in diesen Abschnitt zugleich einige Nachträge eingeschaltet wurden, die nicht mehr im Haupttext unterzubringen waren. Die durch grosse Entfernung verursachten Schwierigkeiten bei der Drucklegung und Korrektur werden dies Verfahren entschuldbar erscheinen lassen.

der die ganze Frage auf eine breitere Basis stellt: die Thatsache, dass gleiche Bedürfnisse auch gleiche Kulturäusserungen zeitigen. Im Sprachleben wirkt dies Gesetz speziell in der Weise, dass sich bei congenialen Geistern die Handhabung des sprachlichen Ausdrucks in ähnlicher Richtung bewegen wird, dass also verwandte Vorstellungskreise gelegentlich gleiche Wortprägungen hervorrufen können. Die später zu erörternden Fälle, in denen z. B. das Wort „dumpf" bei mehreren Schriftstellern eine ganz ähnliche positive Färbung aufweist, wie bei Goethe, zeigen aufs deutlichste, wie ein Wort fast mit Notwendigkeit zu einer bestimmten Prägung hindrängt, sobald die gleichen Vorbedingungen geschaffen sind, d. h. in diesem Falle, sobald die Vorstellungskomplexe verschiedener Individuen sich decken, und auf die gleiche psychologische Wurzel zurückgehen. Jedes Wort enthält latente Prägungen, die nur des Stabes warten, der sie zu erwecken weiss, und so kann es kommen, dass bei zeitlich weit auseinanderliegenden Schriftstellern sich die gleichen Bedeutungsschattierungen finden.

Diese Möglichkeit der Urschöpfung muss neben der einer Beeinflussung durchaus betont werden, um bei der folgenden Untersuchung die Fälle des Fortlebens oder Wiederauftauchens der Goetheschen Prägnanzen nicht einseitig zu beurteilen. Übrigens erstreckt sich diese Untersuchung nicht nur auf die Zeit nach Goethes Tode, sondern auch auf Mitlebende und Mitstrebende von den frühesten Zeiten an, überhaupt auf alle Zeugnisse, die eine parallele Bedeutungsentwickelung aufweisen.

Es ist kaum anzunehmen, dass die Frühzeit Goethes für die vorliegende Frage nennenswertes Material liefert, solange seine eigene Prägnanz überhaupt noch im Werden begriffen ist. Die Sturm- und Drang-Zeit entwickelte zwar einen reichhaltigen Schatz an Neologismen, die alle

auf eine adäquatere Wiedergabe von Vorstellung und Empfindung zielten. Aber es handelt sich nicht um ein Individual-, sondern Kollektivvokabular, da sich die Teilnehmer dieser Epoche bekanntlich bis zur Täuschung in ihren Stileigentümlichkeiten berühren. Das Wortmaterial der Geniezeit ist an verschiedenen Stellen zusammengestellt worden (vgl. vor allem C. Pfütze, Die Sprache in J. M. R. Lenzens Dramen. Diss. 1890, S. 45 ff.); es gehören dahin vor allem die bekannten Kraftausdrücke: Kerl, Hund, Narr, Fratze, schmeissen, zerschlagen; ferner: Drahtpuppe, Schnellkraft u. a. Goethes Urheberschaft an solchen Ausdrücken ist jedenfalls nicht gering, aber selbst wenn sich dieselbe im einzelnen feststellen liesse, wäre wenig für die vorliegende Frage gewonnen, da sie nicht in der Individualität des reiferen Goethe wurzeln, sondern eher Symptome einer litterarischen Mode sind, an deren Überwindung er seine beste Kraft setzte. Nur wenige Worte, die auf diesem litterarischen Boden entsprossen sind, verdienen aus besonderen Gründen nähere Betrachtung.

Ein interessantes Beispiel der früh sich ankündigenden Neigung Goethes zu typischen Metaphern ist das Wort „Raritätenkasten“, für das schon oben S. 246 die Belege angeführt sind. Der Ausdruck entspricht, wie Erich Schmidt (Lenz und Klinger, S. 42) hervorhebt, den Forderungen der Geniezeit, dass die Bühne das bunte Durcheinander auf dem Jahrmarkt des Lebens wie ein Guckkasten darzustellen habe, ohne sich um Aristotelische Dogmen zu kümmern. Obwohl Lenz in seinen „Anmerkungen über das Theater“ diese Anschauung ausführlich entwickelt, fehlt die Metapher selbst in seiner Schrift und scheint auch in den Dramen nirgends zu begegnen. Klinger braucht das Wort allerdings im „Leidenden Weib“ (Jacobowskis Ausgabe in der Bibl. Hendel S. 23), aber im eigentlichen Sinne, in dem der Guckkasten hier als Kin-

derspielzeug dient. Jacobowskis Anmerkung auf S. 67, dass der Ausdruck „in der Geniezeit sehr beliebt“ sei, ist daher ungenau, denn auch der gelegentliche Gebrauch bei Hölty ist nicht anders als im wörtlichen Sinne zu nehmen. Vielmehr ist Goethe der einzige Dichter, der das Wort metaphorisch vertieft und als typisches Bild empfunden hat.

Ein anderer Ausdruck der Sturm- und Drangzeit ist bemerkenswert, insofern er einer der wenigen ist, die Goethe bis ans Ende beibehielt: das Wort „Fratze“. Es ist altes Sprachgut und, wie es scheint, besonders in Südwestdeutschland heimisch, erfreute sich aber in jener Epoche auffallender Beliebtheit, besonders als Kraftausdruck. Häufig brauchen es Lenz, sowie H. L. Wagner; auch F. H. Jacobi liebt es, an einer Stelle sogar ganz in Goethescher Prägnanz: „Fratzenbegriffe unserer Zeit“, Werke 1, 71. Diese Beziehung auf das geistige Gebiet und Verwertung als typisches Scheltwort hat der Ausdruck bei Goethe, wie oben S. 172 gezeigt ist, erst später gewonnen; auch hier liegt also der öfters wiederkehrende Fall vor, dass ein längst bekanntes Wort, das von ihm schon in der Frühzeit im generellen Sinne viel gebraucht war (z. B. Götz 6, 20; 96), später wieder neu auflebte und dann in persönlicher Färbung in den individuellen Wortschatz überging. — Kurze Erwähnung mag auch das Wort „dämmern“ finden, das besonders als Ausdruck der Mondschein-Empfindsamkeit bei den Stürmern und Drängern beliebt war; doch scheint auch hier Goethe die Führerschaft übernommen zu haben. Wie sich der Terminus später entwickelte, ist oben S. 165 gezeigt worden.

Weitaus das grösste Interesse aber von allen Idiotismen Goethes, die in der Genieepoche wurzeln, beansprucht das Wort „dumpf“. Auch in diesem Falle lässt sich deutlich verfolgen, wie Goethe ein Wort, wenn es

ihm fruchtbar erschien, mit Bewusstsein vertiefte, im Unterschied von anderen gleichzeitigen Schriftstellern, die mehr einer litterarischen Mode folgten. Der seit 1750 aufgekommene Ausdruck musste einem Zeitalter willkommen sein, das seit Klopstock gelernt hatte, nach innen zu horchen und die geheimnisvollen Vorgänge des Gefühlslebens zu analysieren. Es ist auffällig, wie beliebt das Wort gerade seit 1770 wird, sei es auch nur im konkreten Sinne; vor allem Lenz gebraucht es sehr häufig, schon in dem stark klopstockisierenden Jugendgedicht „Die Landplagen“ in Wendungen wie: „dumpfes Prasseln“, „dumpfes Murmeln“, „dumpfigste Höhlen, wo ewige Dämmerung schleicht“, vgl. Gedichte ed. Weinhold S. 21, 22, 23, 37, 40, 47 u. s. w. Auch Klinger liebt das Wort und verwendet es genau wie Goethe so oft in Stella, Werther etc. (Belege oben S. 158), z. B. „Es ist mir wieder so taub vor'm Sinn. So gar dumpf.“ „Sturm und Drang“ in Reclams Bibl. S. 8. Am nächsten der Goetheschen Prägnanz kommt jedoch F. H. Jacobi. In seinem ersten Roman „Allwills Briefsammlung“, der direkt unter dem Einfluss des Zusammenseins mit Goethe im Juli 1774, jenes seligen „Hin- und Wiedergebens“ (22, 169) entstand, ist „dumpf“ zahlreich anzutreffen in der ausgesprochen negativen Färbung, die Goethe schon früh mit dem Worte verband, so z. B. Werke I, 6; 17; 73; 292.

Am überraschendsten aber wirkt die Thatsache, dass Jacobi an einer Stelle ganz offensichtlich jene positive Färbung entwickelt, die dem Wort bei Goethe eine gewisse Berühmtheit verliehen hat. Die Stelle lautet im Zusammenhang: „Ich bin, von innen und von aussen, in einem wunderbaren Gedränge. . . . . Bliebe mein Kopf so dumpf so nebellicht, wie diese Zeit über, dann säh' ich der Verwirrung ein Ende: alles sollte bald gerichtet und geschlichtet sein... Du weisst, beim Nebel fliessen die

Dinge so hübsch ineinander... und sieh, Bruder, so ist wahrhaftig der Nebel das treffendste Bild weiser Gemütsverfassung.“ Allwill, Werke I, 60 f. Diese Sätze geben genau die Atmosphäre wieder, in der das Goethesche positive „dumpf“ wurzelt, und zwar in fast noch extremerer Färbung, als Goethe sie irgendwo bietet. Zur Vervollständigung könnte man aus Jacobi etwa noch folgende Stellen heranziehen: „Diese liebe Verworrenheit, diese Dämmerung war es eben, warum mir so wohl war“, 1, 11; „Unsere Philosophen allein bewohnen himmelhohe Felsenhöhen, von keinem Dufte getrübt, rundum endlose Helle und Leere. Mir ginge da der Athem aus...“ 1, 73. In solchen und anderen Äusserungen Jacobis erkennt man deutlich jene Antithese zwischen dem warmen, liebeerfüllten Herzen und dem kalten Rationalismus, die Goethe so scharf gefasst hat in dem Faust-Paralipomenon: „Helles, kaltes, wissenschaftl. Streben, Wagner. Dumpfes, warmes wissenschaftl. Streben, Schüler.“ W. 14, 287.

Jacobis Berührungen mit Goethe in sprachlicher Hinsicht sind damit noch nicht erschöpft. Auf den häufigen Gebrauch von „Fratze“ war schon oben S. 295 hingewiesen. Dass das Wort „Leidenschaft“ im Allwill eine wichtige Rolle spielt, kann nicht verwundern; doch finden sich nicht die mannigfaltigen Schattierungen, die dem Wort in Goethes späterer Prosa eine so wichtige Funktion zuweisen. Dagegen zeigt Jacobi an einigen anderen Beispielen, dass er ein feineres Gefühl für derartige Nuancen hatte, wie z. B. in der ganz Goetheschen Gegenüberstellung von Streben und Erstreben, Wollen und Vollbringen 1, 114 (vgl. oben S. 212). Bemerkenswert ist auch die Prägnanz von „derb“ in dem Ausdruck: „Einer von Claudius Brüdern, ein derber, geistvoller Mann“ 1, 340, sowie die von „frech“, wenn das Gleichnis von Orpheus und den Bacchantinnen „ein freches Gleichnis“ genannt wird

1, 347. Endlich verdient die häufige Anwendung von „stetig“ angemerkt zu werden, das bei Goethe erst später seine besondere Prägnanz erwirbt.[1])

Es könnte auffällig erscheinen, dass von allen mitstrebenden Genossen Herder hinsichtlich der Frage der Prägnanz so wenig Berührungen mit Goethe zeigt. Die Erklärung dürfte darin liegen, dass die Bedeutung von Herders Sprache weit weniger in der zarteren Schattierung der einzelnen Worte liegt, als in dem gewaltigen, hinreissenden Pathos der Rede, den kühnen Neuschöpfungen und dem unerschöpflichen Bilderreichtum. Seine Sprache zeigt also eher eine extensive Tendenz. Dass das vielerörterte „dumpf“ auch Herder geläufig ist, versteht sich von selbst; erwähnt sei die Wendung: „verdumpfter Schulmeister“ (Hempel 17, 313). Es scheint allerdings, als ob das Wort erst nach dem Zusammenleben mit Goethe in Weimar bei ihm häufiger wird; sicher lässt sich das nachweisen hinsichtlich Wielands, denn zwischen 1776 und 1781 tritt es auf einmal mit auffallender Häufigkeit in seinen Schriften auf, vgl. Ausg. Hempel 4, 63; 222; 31, 171; 162 (verdumpft); 36, 21 (stockdumpf); 36, 28 u. s. w. An einer Stelle spielt sogar jene positive Färbung der warmen, lösenden Empfindung hinein; im „Gaudalin“ lauten nämlich einige Verse (Hempel 4, 164):

---

[1]) Jacobis Bekanntschaft mit den Ausdrücken „stetig“ und „Stetigkeit“ (z. B. 1, 53; 1, 166; 5, 58) ist übrigens von besonderem Interesse im Hinblick auf eine Notiz, die R. M. Meyer über die Geschichte des Wortes beibringt (Neue Jahrbücher 1900, 1. Abt. S. 466). Danach galt „stetig“ noch um 1813 als eine „neue Creation“, wie sich Hardenberg ausdrückte, und R. Meyer weist mit Recht darauf hin, wie wenig massgebend solche Zeugnisse über das Alter eines wirklichen oder vermeinten Neologismus seien, da doch Goethe das Wort „Stetigkeit“ schon seit 1795 mit bestimmter Prägnanz anwende. Durch die vorstehenden Belege aus Jacobi wird nunmehr die Altersgrenze des Wortes um weitere 20 Jahre zurückgeschoben.

„Alles wird dumpfer, dämmernder, milder
Und schwimmt in lieblicher Ungewissheit,
Bis aus den sanft verworrenen Schatten
Sich jene magische Welt erhebt..."

Mit den 80er Jahren beginnen die Prägnanzen Goethes allmählich heranzureifen, und es erhebt sich die Frage, inwiefern seine Freunde von seinem Wortgebrauch beeinflusst wurden, zumal in den späteren Jahren. Man würde hier zunächst an Schiller denken, dessen sprachliche Abhängigkeit von Goethe jedoch verhältnismässig gering ist. Zumal die wichtigsten Prosaschöpfungen Schillers fallen in eine Zeit, in der Goethes Altersprägnanzen noch im Werden waren. Allerdings liegt insofern ein Einfluss vor, als Schiller im Briefwechsel mit Goethe oft gewisse Ausdrücke verwendet, die in ihren theoretischen Erörterungen eine Rolle spielten, wie „falsches Streben", „fordern", „fratzenhaft", „absurd", „Beschränkung", „Streben", „fruchtbar" und andere. In solchen Fällen bedient sich Schiller, wie begreiflich, der Terminologie des Freundes; ob die Einwirkung bei einer längeren Laufbahn Schillers umfangreicher und nachhaltig gewesen wäre, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls war an sich die intensive Nutzung der Worte, wie alle subtilere Arbeit, nicht Schillers Sache, und die beständige Handhabung der abstrakten philosophischen Sprache war nicht geeignet, den Sinn für Konkretisierung und für die Bildkraft der Worte zu entwickeln.

Was die anderen Freunde Goethes anlangt, so zeigen die Briefe seiner Korrespondenten, die in manchen Fällen die einzigen Quellen sind, nur wenig Spuren einer Einwirkung. Weder Knebel, noch Zelter, noch sogar Riemer sind berührt; vereinzelt Reinhard, dem die Prägnanz

jedenfalls auffiel (vgl. über „redliches Streben", Briefw. S. 187). Nur drei von Goethes Freunden zeigen deutlichere Einwirkung und zwar in aufsteigender Folge: Boisserée, H. Meyer und Eckermann. Was den letzteren betrifft, so bedarf es keines Beweises, dass hier ein einzig dastehender Fall eines restlosen Aufgehens in einem fremden Muster vorliegt. Der Altersstil Goethes war Eckermann so in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir thatsächlich in seinen „Gesprächen" Goethes Rede zu hören vermeinen. Daher verdient auch Eckermanns Überlieferung unbedingtes Vertrauen; selbst wo er kurze Notizen überarbeitete, ist es in Goethes Geist geschehen. Nichts beweist dies Eindringen in die „innere Form" der Sprache Goethes mehr, als die sichere Handhabung der Prägnanzen. Ein Vergleich der Altersprosa mit Eckermanns Wiedergabe der Gespräche zeigt augenfällig, wie vollkommen letzterer seines Meisters Rede gerade auch hinsichtlich dieser feinen Wortnuancen und typischen Ausdrücke zu erfassen und nachzubilden wusste. Nicht unwichtig ist dabei die wiederholt berichtete Thatsache, dass Goethe so sprach, wie er schrieb (vgl. auch Philippi, Kunst der Rede S. 152). Aus diesem Grunde bedurfte es bei der Wiedergabe der Gespräche keiner besonderen Redaktion und Stilisierung, sondern das Geschriebene und Gesprochene gewährte dem Aussenstehenden den Eindruck eines einheitlich Empfangenen und Dargebotenen und musste alle Äusserungen der Individualität Goethes als die einer konstant und zuverlässig funktionierenden Kraftquelle erscheinen lassen.

Der zweite von den genannten Altersfreunden Goethes, Sulpiz Boisserée, gebraucht in seinen Briefen nicht selten einzelne Worte in Goethes Schattierung, und zwar seien folgende Fälle angemerkt: „Wesen" II, 371; 429; 568; I, 592; „Dämonen" II, 190; 225; Willemer, „der

alte tüchtige und wunderliche Freund“ II, 376; Zelter, „den ich wegen seiner durchaus tüchtigen, kräftigen Persönlichkeit . . . schätze“ II, 431; „thätige Teilnahme“ II, 518; „unschätzbar“ II, 256; 383; „ich füge hinzu, dass das Geschäft . . . durchaus auf die reinste und ehrenvollste Weise geführt . . . ist“, II, 468. „Sie werden an ihm einen mit reinem Kunstsinn begabten, von einem durchaus redlichen Streben beseelten, jungen Mann finden.“ II, 251.

Weitaus die stärkste Einwirkung, nächst Eckermann, zeigt Heinrich Meyer, und zwar gerade nach der Seite des Wortgebrauches, während der Stil zu Ende noch so ungeschickt und schleppend ist, wie zu Anfang. Da wir hier von letzterem Punkte ganz abzusehen haben, seien einige Ausdrücke angeführt, die in ihrer Prägnanz ohne Zweifel auf Goethes Einfluss zurückgehen (benutzt ist Weizsäckers Ausgabe in Seufferts Neudrucken No. 25: Kleine Schriften zur Kunst von Heinr. Meyer): „leidenschaftlicher Geschmack der Menge“ S. 60; „beschränkte häusliche Verhältnisse“ S. 62; „freie, thätige Heiterkeit“ S. 58; „redliches Bestreben“ S. 113; 114; 131; „treufleissige Nachahmung der Natur“ S. 90; „reine, treue Darstellung der reinsten Menschlichkeit“ S. 5; „er suchte immer mehr mit weniger Mitteln zu bedeuten, und hat zuletzt, über dem Streben nach dem . . . Bedeutenden, die Ausführung ein wenig vernachlässigt“ S. 181; sehr beliebt ist das Wort „Neigung“ bei Meyer; auch „löblich“, „abstrus“ u. andere Adjektive dieser Art sind nicht selten. Es ist bemerkenswert, dass der von Goethe bekanntlich inspirierte Aufsatz: „Neudeutsche religios-patriotische Kunst“ S. 97 ff. besonders reich an solchen Prägnanzen ist.

In den bisher behandelten Fällen ist ein direkter Einfluss nie ausgeschlossen und meist nachweisbar. Nachdem alle persönlichen Beziehungen mit dem Meister aufhören und das Zeitalter der „Enkel" beginnt, breitet sich der Einfluss in demselben Masse, wie die sicheren Nachweise einer Einwirkung sich mindern. In der Behandlung dieses Abschnitts der ganzen Frage sind mehrere Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Wo auch immer Parallelen zu Goethes Wortgebrauch auftreten, kann einesteils das Prinzip der spontanen Entwickelung wirksam sein, anderenteils ist es begreiflich, dass bei einigen Schriftstellern ein Vertiefen in Goethes Denk- und Ausdrucksweise gelegentlich auch im Wortgebrauch deutliche Spuren hinterlassen kann. Derartige Übereinstimmungen sind ferner von verschiedener Wichtigkeit, je nachdem sie nur vereinzelt auftreten, oder im grösseren Zusammenhang und auf eine durchgehende Geistesverwandtschaft deuten. Die letztere seltene Kombination soll weiter unten durch einige Fälle illustriert werden, während hier zunächst einige Beispiele des isolierten Auftretens Goethescher Prägnanzen zu besprechen sind. Dabei ist übrigens ganz abgesehen von Neubildungen wie „Wahlverwandtschaften"[1]), „gegenständlich", „stoffartig' u. a., die

[1]) Interessant ist übrigens die Genesis dieses Ausdrucks, der zuerst 1785 in die deutsche Sprache eingeführt wurde; in diesem Jahre erschien nämlich eine deutsche Übersetzung der Schrift des auch Goethe bekannten (vgl. 33, 372) schwedischen Chemikers Bergmann: De attractionibus electivis (vgl. Strehlkes Einleitung zu den Wahlverw. 15, 9). Ob Goethe den Terminus aus dieser Übersetzung übernahm, ist nicht bekannt. Jedenfalls würde auch der Annahme einer selbständigen Schöpfung nichts im Wege stehen, wenn man sich eine Stelle aus einem Briefe an Schiller vom 23. Okt. 1799 vergegenwärtigt. Es heisst hier über den französischen Dramatiker Crebillon: „Er behandelt die Leidenschaften wie Kartenbilder, die man durcheinander mischen . . . und wieder ausmischen kann, ohne dass sie sich im geringsten verändern. Es ist

längst Allgemeingut geworden sind. Es handelt sich hier nur um die Vertiefung des alten Sprachgutes.

Das Wort „tüchtig“ erscheint einmal bei Fr. Vischer in durchaus Goethescher Prägnanz: „Man wird bei den grossen Dichtern eine Grundlage tüchtiger Nüchternheit . . . finden“; Ästhetik III, 1218. Das gleiche Wort verwendet Laube wiederholt in seiner Einleitung zu Heinses Schriften (Lpz. 1838) in ganz prägnanter Weise: „Es wird (bei der Darstellung des Nackten in der Kunst) immer vorausgesetzt, dass es sich um einen offenen, tüchtigen Zweck handelt . . .“ I, XLIV. „Seine (Heinses) Briefe werden an Gegenstand und Umsicht voller und tüchtiger . . .“ I, LI. In diesen Fällen liegt wohl spontane Entwickelung vor, dagegen begegnet in W. Scherers Rede auf J. Grimm ein Satz, der von Anfang bis Ende fast wie ein Citat klingt: „Wilhelms (des Bruders) Entwickelung zeigt keine Sprünge und Umwälzungen; früh ergriff er, was ihm gemäss war und hielt es mit Treue fest.“ Kleine Schriften I, 7. Die unbewusste Quelle ist wohl ein Vers aus Hermann und Dorothea: „Was er begehrte, das war ihm gemäss; so hielt er es fest auch.“ (2, 90.)

Sehr begreiflich muss es scheinen, dass sich (bei Novalis hier und da Spuren seiner Vertiefung in Goethe und den Wilh. Meister zeigen; vgl. Ausdrücke wie: „falsche Tendenz“ 3, 255; „Nullität“ 3, 316[1]); „perfektibel“ 3, 314.

---

keine Spur von der zarten chemischen Verwandtschaft, wodurch sie sich anziehen und abstossen, vereinigen, neutralisieren, sich wieder scheiden und herstellen.“ Der Vorstellungsinhalt des Ausdrucks „Wahlverwandtschaften“ ist hier also nach seiner metaphorischen Verwendung schon genau umschrieben, während das Schlagwort selbst erst seit 1808 bezeugt ist.

[1]) Das Wort „Nullität“ ist übrigens bei vielen Schriftstellern zu belegen, aber nirgends annähernd so häufig, wie bei Goethe.

Letzteres Wort kommt einmal in einer Betrachtung vor, die von Goethe selbst stammen könnte und den Gegensatz zwischen Wilh. Meister und Werner (s. oben S. 32) vortrefflich umschreibt: „Verworrenheit deutet auf Überfluss an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältnissen; Bestimmtheit auf richtige Verhältnisse, aber sparsames Vermögen und Kraft. Daher ist das Verworrene so progressiv, so perfektibel; dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört.“ 2, 194 (Tiecks Ausgabe). Die Antithese: verworren — ordentlich, entspricht der Goetheschen: werdend, strebend — fertig. — Andererseits wäre noch zu untersuchen, inwiefern Goethe von Novalis Anregung empfangen hat. Wir wissen, dass Riemer sich Stellen aus Novalis „Blütenstaub“ aushob und in seine Tagebücher eintrug, wie z. B. aus dem Abschnitt über Poesie und Kunstwerke bei Novalis 2, 218ff. (vgl. Riemers Tagebücher, Deutsche Revue Januar 1886). Diese Aphorismen von Novalis mögen oft zwischen Goethe und Riemer erörtert sein, und so scheint es erklärlich, dass die Gespräche, die Riemer aus jenen Jahren überliefert, nicht selten gleiche Themata behandeln und in Gedankengang und Manier oft an Novalis erinnern.[1]) So z. B. die Betrachtungen über den Witz Nov. 2, 191 ff.; über den Dichter als „Vorstellungsprophet der Natur“ 3, 186, als „Naturkundiger“ 2, 102 (vgl. Wanderjahre 18, 233). Bemerkenswert ist, dass Novalis das bei Goethe seit etwa 1808 so

---

[1]) Der Grund von solchen Berührungen liegt in dem Verhältnis beider Dichter zu der gemeinsamen Quelle, zu Schellings Naturphilosophie (vgl. Windelband, Gesch. d. neueren Philosophie II, 237; 243; Haym, Romantische Schule S. 608 ff.). In wiefern Goethes Übereinstimmungen mit Schelling als spontanes Mitschwingen oder als Beeinflussung aufzufassen ist, verdient noch eine genauere Untersuchung; doch ist das erstere wahrscheinlich. Jedenfalls ist die eigentümliche Konsequenz, mit der Goethe die Begriffe der Polarität und Steige-

beliebte Bild von der „Systole und Diastole“ schon 10 Jahre früher anwendet: er nennt die Vereinigung der Welt- und Selbstbetrachtung, der Peripherie und des Mittelpunktes, des Diskantes und Basses, die „Diastole und Systole des göttlichen Lebens“. 2, 174. Auffällig ist ferner die Übereinstimmung beider Dichter in der Klassifizierung von Übersetzungen (vgl. oben S. 287); auch Novalis unterscheidet drei Arten der Übersetzung, die er „grammatische, verändernde, oder mythische“ nennt. 2, 186 f. Obwohl Goethe sich anderer Benennungen bedient und überhaupt viel exakter verfährt, so folgen doch beide offenbar ähnlichen Kriterien. Ganz wie Goethe führt Novalis als Typus der mittleren Gruppe die französischen Übersetzungen an und bemerkt, dass sie leicht „ins Travestieren“ fallen, ähnlich, wie Goethe sie „parodistisch“ nennt.

Gelegentlich begegnet man Goetheschen Wendungen, wo man sie am wenigsten vermuten würde, wie z. B. bei Rob. Schumann. Dieser Musiker-Poet hat sich anfangs durchaus an Jean Paul gebildet und erst später das Studium Goethes aufgenommen, aber offenbar mit um so grösserer Innigkeit und mit wahrhaftem Eindringen in seine Denkweise. Als Zeugnis mag die folgende, schlichte Äusserung dienen: „Heute ist Goethes Geburtstag, den ich recht goethisch zubringen will, d. h. in Arbeit, aber auch Freude und Genuss.“ Briefe, Neue Folge S. 187. Gerade dies Goethesche Lebensideal berührte in Schumann

---

rung (bei Schelling meist: „Potenzierung“) entwickelte, nur eine praktische Fortbildung der Theorien, die Schelling in seiner „Deduktion des dynamischen Prozesses“ (Werke IV, 1 ff.) und überhaupt in seiner Philosophie der Natur niederlegte. Dabei ist es bezeichnend, dass Goethe hier wie anderswo von der spekulativen Seite ganz absieht und sich auf die physikalische beschränkt, um von hieraus den Übergang zur Ethik zu gewinnen.

eine verwandte Saite, wie er denn in seiner ganzen vornehmen Gesinnung und seiner Positivität ein Angehöriger der „stillen Gemeinde“ war. Die wichtige Goethesche Prägnanz „streben“ begegnet daher überaus häufig in Schumanns Briefen, auch in der typischen Formel „redliches Streben“ (Neue Briefe S. 153). Mit Goethe erkennt auch er gewisse Grössen als Urphänomene an: „Bach'en ist nach meiner Überzeugung überhaupt nicht beizukommen; er ist incommensurabel.“ Neue Briefe S. 151. Wahrhaft überraschend aber muss es wirken, hier eine abermalige Verwendung des positiven „dumpf“ anzutreffen, und zwar ganz im Sinne Goethes zur Bezeichnung der Empfindungsfülle, die dem Schöpfungsprozess vorhergeht: „ich versank in eine Art Dumpfheit, die mich seit einigen Jahren manchmal packt — da macht' ich mich an ein Riesenwerk, das alle, alle meine Kräfte in Anspruch nimmt . . .“ Jugendbriefe, S. 160.

Einzelbeispiele, wie die vorliegenden liessen sich leicht vermehren; wichtiger sind die Fälle, in denen ein Schriftsteller nach seiner ganzen Individualität eine so innige Verwandtschaft mit Goethes Denkweise zeigt, dass auch in seinem Wortschatz, sei es durch Einfluss oder Urschöpfung, Goethesche Prägnanzen auftauchen. Ein solcher Fall liegt z. B. in Grillparzer vor, obwohl sein Prosastil keineswegs Goethisch genannt zu werden verdient. Auch fehlen ihm einige der wichtigsten Stützen von Goethes Denkweise, wie vor allem der Begriff der „Gegenwart“ (vgl. Sauers Ausgabe 15, 60; 66). Mit anderen Anschauungen Goethes berührt er sich dagegen auffallend, und zwar vorwiegend nach der künstlerischen und ästhetischen Seite hin; so z. B. in folgenden Sätzen über

die Forderung der „Begrenzung“ und „reinen Anschauung“: „Als allernotwendigstes Streben hat mir immer geschienen, so wie bei dem gewöhnlichen Menschen Erweiterung, so bei dem ungewöhnlichen Begrenzung ... Was ich erreichen möchte, wäre: Reines Auffassen in der Idee aller menschlichen und natürlichen Zustände ...“ 15, 64. Das Wort „rein“ zeigt auch in folgender Stelle eine echt Goethesche Prägnanz: „In die Zukunft schauen, ist schwer; in die Vergangenheit rein zurückblicken, noch schwerer. Ich sage: rein, d. h. ohne von dem, was in der Zwischenzeit sich begeben oder herausgestellt hat, etwas in den Rückblick mit einzumischen.“ 15, 163. Bemerkenswert ist die Prägnanz von „Forderung“ in folgendem Satze: „Länger ... dauerte die zweite Ausgeburt falsch angewendeter Gelehrsamkeit: Übertreibung der Forderungen an die Produktion.“ 15, 81; in dem gleichen Aufsatz werden ganz im Sinne Goethes „die Forderungen“ kontrastiert mit den „nach Erfüllung Strebenden“. Auch die Formel „falsche Bestrebungen“ findet sich gelegentlich (15, 31; 32) obwohl nicht genau in Goethescher Nuance. Die Betrachtung über den Dilettantismus (15, 35) klingt teilweise an Goethe an, wie z. B. in der Betonung der „Darstellung“ als des „charakteristischen Merkmals jedes Kunstwerks“. Mehreremal erscheint „steigern“ in Goetheschem Sinne: „ein gesteigertes, geistreiches Leben“ 14, 62; „der Dilettant ist ein gesteigerter Liebhaber“ 15, 35. Sehr nahe berühren sich beide Dichter in ihrer Vertiefung des Begriffes „Komposition“, denn wenn auch Grillparzer das Wort selbst nicht angreift, so interpretiert er es doch ganz im Goetheschen Geiste als „das Band der inneren Notwendigkeit, wodurch die einzelnen willkürlichen Gestalten der Kunst zu einem organischen Ganzen, zu einer Kunstwelt verbunden werden.“ 16, 35. Besonders auffallend ist wohl

die ungemeine Beliebtheit des Wortes „absurd“, das, wie bei Goethe, zum typischen Scheltwort wird (vgl. 12, 204; 14, 36; 57; 172; 15, 23; 65, 92; 16, 22; 17, 15; 17; 29; 19, 185 u. s. w.). Der häufige Gebrauch mag sich aus der Verbitterung und griesgrämigen Stimmung des Mannes im Alter erklären, zumal dieser Verneinung nicht, wie bei Goethe, die polaren Perioden der „Begabung“ und Selbstverjüngung entsprachen und eine Harmonie der Kräfte herstellten.

Weit mehr noch als Grillparzer, zeigen zwei andere Dichter eine auffallende Verwandtschaft mit Goethes Denkweise: Immermann und Hebbel.[1]) Wie tief durchdrungen besonders der erstere Schriftsteller vom Geiste Goethes ist, verdiente eine besondere Untersuchung. Eine kernhafte Natur, nach „reinen“ Zwecken trachtend, in gleicher Weise mephistophelisch begabt, wie von gesunder

---

[1]) Ein paar Worte verdient das Verhältnis Gutzkows zu Goethe, insofern als er für gewisse Prägnanzen des Dichters ein Verständnis zeigte. Man kann überhaupt Gutzkow ein tieferes Eindringen in Goethes Denkweise nicht absprechen und seine bekannte Schrift „Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte‘ 1836, verdient trotz des vielen Falschen und Schiefen darin, noch heute Beachtung. Er erkennt z. B. klar die induktive Natur Goethes, die sich vom kleinsten und von der Häuslichkeit über die Welt verbreitet, um wieder in die Systole der Beschränkung zurückzukehren. (S. 63 ff.; hier liegen auch die Wurzeln der Formel: „beschränkte, häusliche Zustände“ vgl. oben S. 31). Auch wie sich diese einfachen „Verhältnisse“ bei Goethe zu den höheren Potenzen von „Wohlwollen, Neigung, Liebe, Leidenschaft“ emporsteigern (vgl. oben S. 116), wird S. 68 erwähnt. An anderer Stelle (S. 46) wird die Prägnanz von „gehörig“ richtig erkannt als Ausdruck der individuellen, gemässen Gestaltung, die alle Schablone in der Kunst anfeindet. Endlich sei noch auf die verständnisvolle Beurteilung von Goethes Prosastil hingewiesen (S. 82 ff). Gerade diese letztere Stelle ist aber ander-

Positivität erfüllt, bekundet Immermann in zahlreichen Einzelheiten eine echt Goethesche Anschauung, vor allem nach ihrer organischen Seite. Es liessen sich aus seinen Werken eine Reihe Citate zusammenstellen, die auffallend an Goethe anklingen und teilweise sicher auf Beeinflussung beruhen. Als eins der auffälligsten Beispiele sei folgende Stelle aus den „Memorabilien" hier ausgehoben: „Der geheime Grund, weshalb Viele gegenwärtig die Falte des Missmuts noch vor der Runzel des Alters an der Stirne zeigen, ist, dass sie sich im Stillen den geistigen Forderungen, die sie auch an sich ergangen glauben, nicht gewachsen halten . . . Es existiert jetzt eine weitverbreitete Gesellschaft empor sich Schraubender und empor Geschobener, deren Zustand fast an den frevelhaften Rausch und an das ernüchterte Elend der Opiumesser erinnert." Werke (Hempel) 18, 87. Man erkennt in dieser Betrachtung sofort den Gedankengang wieder, dem Goethe in den berühmten Maximen 18 und 127, über die Forderungen der gesteigerten Gegenwart und über die proble-

---

seits bezeichnend für Gutzkow, insofern als sein eigener Stil sicher nicht irgend ein Streben nach dem „bezaubernden Ton" von Goethes Prosa verrät. So sind alle seine Betrachtungen mehr die Glossen eines Aussenstehenden, der halb ironisierend die Eigentümlichkeiten und Schwächen eines grossen Mannes von oben herab zergliedert. Eine innere Verwandtschaft und wirkliche Befruchtung findet dagegen nicht statt; es ist ein Wissen, kein Thun. Diese Haltung ist überhaupt charakteristisch für die meisten Mitglieder des Jungen Deutschlands; man stösst sich an gewissen Auswüchsen und Schwächen Goethes und vermisst das Fehlende, anstatt den vorhandenen Schatz zu nutzen und die Fehler als notwendige Ergänzungen der Vorzüge zu begreifen. Übrigens dürfte R. M. Meyers Urteil über Gutzkows Schrift (Deutsche Litt. des 19. Jahrh., S. 221) wohl allzu streng sein, und noch weniger scheint es billig, in Immermanns Verhältnis zu Goethe nur eine „theoretische Bewunderung" zu sehen und „praktisch überall ein Mäkeln, Beanstanden, Besserwissen." (S. 115).

matischen Naturen für alle Zeiten den bündigsten Ausdruck verliehen hat (vgl. oben S. 52 ff).

Was die Wortprägnanzen betrifft, so seien einige Sätze vorangestellt, in denen die Idee der „inneren Form", die von so fundamentaler Bedeutung für Goethe ist (vgl. G.-J. 13, 229; 14, 296; 16, 190), von Immermann wesentlich erweitert wird (diese Umgestaltung scheint aus den Erörterungen von R. M. Werner über „innere Form", Lyrik und Lyriker S. 416, nicht klar genug hervorzugehen); er versteht darunter „die lebendigste und konsequenteste Darstellung harmonischer Einheit und eines inneren poetischen Lebensgesetzes durch die ganze Konstruktion eines Gedichts hindurch." 17, 476. (Damit deckt sich im Prinzip Grillparzers oben zitierte Definition des Begriffes „Komposition"). Immermann geht allerdings einen wichtigen Schritt über Goethe hinaus, indem er unter dieser inneren Form nicht nur die organische Triebkraft und die „gehörige" Gestaltung versteht, sondern auch ihre Quelle, d. h. in diesem Falle das bodenständige, nationale Element. Es handelt sich hier also weniger um die innere Form des einzelnen Kunstwerks, als um die einer ganzen Kunst, und in diesem weiteren Sinne hat die Kunst eines Volkes erst dann den adäquaten Ausdruck und die organische Form gefunden, wenn sie aus sich selbst heraus gewachsen ist, wenn sie durchaus nationalen Ursprungs ist und nationale Ideale verkörpert. In der wichtigen Abhandlung „über den rasenden Ajax des Sophokles" spricht Immermann die gleichen Ideen aus, die später von Hettner, Hehn und Vischer geäussert sind, dass die Abwendung unserer grössten Dichter von der deutschen Art zur Antike uns um „eine eigentliche National-Tragödie" gebracht hat (17, 404). Er hofft und wünscht an anderer Stelle, dass die deutsche Poesie die Form finden möge, „die sie bei ihrem subjektiven Ursprunge noch nicht rein erlangen

konnte. Ich meine nicht die äussere grammatische Form, für die Platen lebte und starb, sondern eine innere, geistige, eine, wie sie mir aus Shakespeare, Dante, Cervantes deutlicher entgegentritt, als aus Goethe. Die deutsche Poesie als Kunst will mir als eine zweite Möglichkeit unserer grossen Litteratur erscheinen.“ 18, 160. Diese Erweiterung der Idee der „inneren Form“ durch Immermann ist deshalb besonders wichtig, weil sie durch die Aufnahme des „stoffartigen“ Elements eine neue Synthese eingeht und den rein ästhetisierenden Standpunkt ablehnt, der von Goethe zu allen Zeiten so stark betont wurde.

In dem letzten Citat fällt die Prägnanz von „rein“ auf, sie begegnet ähnlich in dem Ausdruck „der reine, grosse Despotismus“, 18, 215, worunter ein Despotismus zu verstehen ist, der sich im Gegensatz zu dem Napoleons nicht mit kleinlichen Mitteln der Schauspielerei befasst, sondern „rein und naiv“ auftritt“, als Gewalt, die da sagt: „Ich bin Gewalt, weil Gott in dieser Gewalt wohnt.“ Ähnlich wie Goethe betrachtet auch Immermann den Despotismus nur „als eine Notwendigkeit mehr, neben welcher manches Leben in Freiheit aufblühen kann.“ 18, 214. — Das Thema der „menschlichen Beschränkung“, dem auf dem Gute des Oheims in den Wanderjahren der Sonntag gewidmet ist (18, 99), empfiehlt Immermann als Hauptthema der Religionsphilosophie 18, 178. Den hieraus entspringenden Gegensatz zwischen Gott und Welt nennt er mit einem beliebten Terminus Goethes „das Urphänomen“. Wie er an dieser Stelle, die dem Abschnitt „Fichte“ entnommen ist, eine tiefe Naturreligion entwickelt und ganz im Geiste Goethes die Welt als Gegenpol des göttlichen Wesens auffasst (18, 180), so verbindet er überhaupt mit dem Begriffe „Frömmigkeit“ ganz die Goethesche Färbung und wendet auf Grabbe einmal den

Ausdruck „Naturfrömmigkeit“ an (19, 33), wie Goethe auf Shakespeare (vgl. oben S. 102). Mehrere Male erscheint „gemäss“ in der bekannten Prägnanz: „aus dieser neuen Nation (Frankreich nach 1830) wird ein ihr gemässer . . . Zustand hervorgehen“ 18, 204; ferner 17, 9. Sehr beliebt ist „Fratze“ z. B. 8, 76; 10, 30; auch das Adjektiv „fratzenhaft“, 3, 210; 8, 122; 17, 476. Zu bemerken ist ferner der Gebrauch von Goethes typischer Metapher: „der Graziose“ z. B. 18, 122; 20, 114. Ähnlich wie Goethe (s. oben S. 250; ferner Riemer, Briefe, S. 331), nennt auch Immermann das litterarische Publikum den „Aristophanischen, würstegefütterten Demos“ 19, 137. Auffallend ist ferner die häufige Anwendung des Wortes „Wirtschaft“; wie Goethe von der „Wirtschaft der Seeschnecken“ (vgl. oben S. 109), redet Immermann von der „Wirtschaft der Infusionstiere“ 1, 91, „der Ameisen“ 20, 71, „der Natur“ 20, 14. (Sanders belegt übrigens auch aus anderen Schriftstellern, wie z. B. Wieland, den gleichen Gebrauch, so dass hier keine individuelle Prägnanz Goethes vorliegt; doch ist die Häufigkeit immerhin bemerkenswert).

Eine ähnliche Stellung wie Immermann, nimmt Fr. Hebbel gegenüber Goethe ein; auch ihm ist im höchsten Grade eine organische Anschauungsweise eigen, und seine kritischen Arbeiten, sowie die unschätzbaren Tagebücher bieten eine grosse Anzahl Parallelen zu Goetheschen Ideen. Durch seine ganze Denkweise zieht sich der Antagonismus des Werdenden und Fertigen, des zur Selbstbeschränkung Strebenden und des stagnierend Beschränkten (vgl. oben S. 37). Folgende Stelle aus dem Tagebuch von 1839 wirft ein helles Licht auf den ganzen Vorstellungskreis: „Es ist ein Irrtum, wenn behauptet

wird, nur das Gewordene sei für den Dichter; im Gegenteil, das Werdende ... ist für ihn ... Aber das Werdende soll von der bildenden Hand des Dichters von Gestalt zu Gestalt übergehen, es soll niemals als formloser, weicher Thon ... ins Chaotische und Wirre verschwimmen, es soll im gewissen Sinne immer zugleich ein Fertiges sein ...“ (Aus Fr. Hebbels Tagebüchern. Auswahl. Hendels Bibl., S. 150). Ähnliche Betrachtungen sind häufig; er hält den 3. Akt der „Genoveva“ für das Beste „was ich bis jetzt machte, denn er stellt alles, was geschieht, wie werdend dar“. Tageb. S. 168. Scott wird getadelt, weil er „überhaupt nur das Entwickelte, niemals das Werdende“ darstelle, Tageb. S. 158. In der Sprache des Dramas unterscheidet er „Darstellung oder Relation, die Sache selbst oder einen Bericht über die Sache. Die Darstellung giebt den Werdeprozess in seiner ganzen Tiefe... die Relation dagegen ist an das Fertige, sei es auch das Fertige im Werdenden gebunden ...“ (Werke W. Kuh, Hamburg 1891, Band 10, 70). Am grossartigsten und umfassendsten ist dies Prinzip formuliert in dem Aphorismus: „Das Leben ist ein ewiges Werden. Sich für geworden halten, heisst sich töten.“ Tageb. S. 310.

Mit Goethe teilt auch Hebbel die Anschauung vom Kreislauf des Seienden, die am schönsten gefasst ist in dem Satze: „Das Leben bewegt sich immer in Kreisen; die Kreisform aber, auch die engste, trägt das Gepräge der Unendlichkeit.“ Werke 12, 37; vgl. auch 10, 80. Das „Incommensurable“ von Natur- und Kunstwerken betont folgender Satz über Faust: „Das Werk begreifen, heisst seine Unbegreiflichkeit, die es mit jedem Naturwerk gemein hat, erfassen.“ Tageb. S. 132. Auch des Gegensatzes des „Tüchtigen“ und „Halben“ ist sich Hebbel bewusst, vgl. Tageb. S. 132; 138; 183. Mehreremals wird „gemäss“ prägnant gebraucht: „Das ist des Menschen

letzte Aufgabe, aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen, Gemässes zu entwickeln . . .“ Tageb. S. 266; ferner S. 265. Vereinzelt steht: „ins Enge bringen“ 10, 71. — Ganz Goethisch ist folgende Auslegung des „positiven Egoismus“ (vgl. oben S. 87): „Da der dauernde Selbstgenuss unwandelbar an die Selbstentwickelung und Selbstvervollkommnung geknüpft ist, so führt dieser Egoismus eben auf die sittliche Grundwurzel der Welt zurück und stellt es sich als letztes heraus, dass man der Welt nur insoweit dient, als man sich selbst liebt.“ Tageb. S. 299. Sehr bedeutend und eine Ergänzung Goethes sind die Betrachtungen über „Sittlichkeit“: „Mit der Sittlichkeit kann sich der Dichter niemals im Widerspruch befinden, mit der Moralität nur selten, mit der Konvenienz sehr oft. Die Sittlichkeit ist das Weltgesetz selbst, wie es sich im Grenzensetzen zwischen dem Ganzen und der Einzelerscheinung äussert... (in der gleichen Anschauung wurzelt Goethes Lehre von der sittlichen Beschränkung, vgl. oben S. 120 f.). Die Moralität ist die angewandte, die auf den nächsten Lebenskreis bezogene Sittlichkeit . . . die Konvenienz ist . . . nichts Ursprüngliches, sondern eine Übereinkunft, die sehr viel Sittlichkeit und Moralität..., und meistens sehr viel Unsittlichkeit und Unmoralität in sich aufnimmt.“ Tageb. S. 224 f. Eine merkwürdige Übereinstimmung zeigt Hebbel mit Goethe in der Auslegung des Wortes „Pietät“ (vgl. oben S. 286): „Als die Alten die Erfahrung machten, dass der Kreis der Sittlichkeit nicht rein im positiven Gesetz aufgehe . . ., da erfanden sie das Wort Pietät. Die Pietät ist . . . die Hauptwurzel des sittlichen Menschen . . .“ Tageb. S. 294.

Endlich begegnet bei Hebbel — neben Jacobi und Schumann zum drittenmal — die positive Färbung von „dumpf“; zu überraschen braucht diese Thatsache allerdings nicht, insofern als Hebbel bekanntlich einer von

den grössten Selbstanalytikern war, der den dichterischen Schaffensprozess in allen Studien an sich beobachtete und sich schriftlich darüber Rechenschaft ablegte. Einer der wichtigsten Analysen ist der Aufsatz: „Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander?“ Hier wird der schöpferische Prozess in zwei Stadien zerlegt, von denen das eine, die eigentlich naive Seite, „ein beharrlicher Zustand dumpfer Unbewusstheit“ ist, das andere, die Ausgestaltung, notwendig eine klare Erkenntnis bedingt. 10, 73 ff. Damit stimmt eine offenbar gleichzeitig (1847) niedergeschriebene Betrachtung in den Tagebüchern genau überein; auch hier wird „ein Zustand vollkommener Dumpfheit“ angenommen, worin sich alles Stoffliche erzeugt, und zwar (dem Goetheschen „Aperçu“ entsprechend), indem es „plötzlich und ohne Ankündigung aus der Phantasie“ hervortritt. „Alles übrige aber fällt notwendig in den Kreis des Bewusstseins.“ Tageb. S. 235. Daneben verdienen zwei weitere Stellen Erwähnung, in denen das Wort fehlt, aber die Vorstellung in meisterhafter und zugleich poetischer Weise umschrieben ist. „Der Zustand dichterischer Begeisterung ist ein Traumzustand . . .; es bereitet sich in des Dichters Seele vor, was er selbst nicht weiss.“ Tageb. S. 159. In einzig schöner Weise ist das Hervorspringen des Aperçus verbildlicht: „In die dämmernde, duftende Gefühlswelt des begeisterten Dichters fällt ein Mondenstrahl des Bewusstseins und das, was er beleuchtet, wird Gestalt.“ Tageb. S. 166.[1])

[1]) Hebbels Auslassungen über den Begriff der „inneren Form“ hat bereits R. M. Werner, Lyrik und Lyriker S. 417 ausführlich besprochen; dort sind auch einige weitere Einzelbelege des Ausdrucks, wie vor allem der Ausspruch Ch. G. Körners, angeführt. Auf den Begriff selbst kann hier natürlich nicht eingegangen werden, da es sich nur darum handelt, Berührungen mit der Terminologie Goethes aufzuzeigen.

Über solchen und anderen Parallelen zwischen den beiden Dichtern ist allerdings nicht zu übersehen, dass bei Hebbel mehr die innere Verwandtschaft der Vorstellungen wirkt, die gelegentlich gleiche Prägnanzen auslöst, und weniger der Trieb nach sprachlicher Intensität. Vielmehr neigt Hebbel zu extensivem Betrieb, und seine metaphorische Auffassung führt ihn eher zu rastlosem Suchen nach neuen Verknüpfungen und Bildern, als nach intensiver Nutzung des alten Materials. Dabei ist es für ihn bezeichnend, dass er theoretisch die Beschränkung als oberstes Gesetz anerkennt und „geizigste Ökonomie trotz höchsten Reichtums" für das Zeichen des grössten Genies hält. Tageb. S. 167. — Dass Hebbel über das Problem „Wort und Bedeutung" auch selbst nachdachte, zeigen verschiedene Stellen in seinen Tagebüchern, vor allem eine längere Betrachtung über den verschiedenen Wert des Wortes, je nachdem es von einem „platten Kopfe" oder „tiefsinnigen Geist" gehandhabt wird. Der platte Kopf mischt die Wörter nur wie Karten, ohne ihnen etwas von sich selbst aufzudrängen; der tiefsinnige Geist dagegen strebt dahin, „den Wörtern das kurrente Gepräge, das sie im gevatterlichen Verkehre so bequem macht, zu rauben und ihnen ein neues aufzudrücken . . . Der tiefsinnige Geist ist der zweite Faktor, auf den die Sprache rechnete, als sie nur einer von den vier Würfelseiten der Wörter ein Merkzeichen, damit die Verwechslung unmöglich sei, aufprägte, und die übrigen drei weiss liess; er giebt dem unorganisierten Element erst Form, Gestalt und den rechten Inhalt . . ." Tageb. S. 207. Solche Äusserungen beweisen, wie tief bei allen grösseren Geistern die Überzeugung von der organischen Funktion der Worte wurzelt, die bei Goethe das allbelebende Prinzip ist. Wie der englische Schriftsteller Thomas de Quincey in seinem „Essay on Style" von einer „Organologie des Stils"

redet, d. h. der Wissenschaft vom Stil als Organ des Geistes, so könnte man die Lehre vom Wort als Organ der Einzelvorstellung, die Organologie des Wortes nennen. Hier harren des Lexikographen noch grosse und glänzende Aufgaben.

Es muss aufs neue betont werden, dass die vorstehend gebotenen Nachweise über das Fortleben Goethescher Prägnanzen nur als Ansätze zu genaueren Untersuchungen solcher Art gedacht sind. Aber schon aus den hier behandelten Fällen dürfte sich eines mit Sicherheit ergeben: dass solche Prägnanzen bei allen anderen Schriftstellern nur isolierte Fälle bleiben, im Augenblick geschaffen und vom Augenblick verschlungen. Aber auch der Fall, dass ein Schriftsteller, unabhängig von Goethe seine eigene Gedankenwelt ausbauend, sich einen typischen Schatz von Wertungen geschaffen hätte, dürfte in der Litteratur nirgends nachzuweisen sein. So stellt sich Goethes Terminologie in ihrer festgefügten Struktur und geschlossenen Einheit als eine singuläre Erscheinung dar: mit Bewusstsein und Konsequenz sind die einzelnen Prägnanzen entwickelt, um einfache, aber fruchtbare Wahrheiten mit Hilfe des gegebenen Wortmaterials auszuprägen. Innerhalb des ganzen Gedanken- und Wortapparates aber pulsiert eine Individualität, die das Kleinste mit Lebenswärme und fortzeugender Kraft erfüllt, so dass alle sprachlichen Ausdrucksmittel aus dem inneren Kern hervorwachsen, von dort fort und fort genährt werden und in ihrer Gesamtheit keinen blossen Wortschatz, sondern das konsequente Wachstum eines geistigen Organismus darstellen.

Die Frage, warum sich nicht deutlichere Spuren von dieser Seite des Goetheschen Schaffens in der Litteratur nachweisen lassen, erledigt sich prinzipiell schon dadurch,

dass diese Prägnanzen auf Selbsterlebnis beruhen und nur dem aufgehen, der sie selbständig erwirbt oder nacherlebt. Wenn dies schon auserwählten Geistern nur teilweise beschieden ist, wie die obigen Ausführungen gezeigt haben, so ist noch weniger zu erwarten, dass die generelle Bedeutungsentwickelung von dem individuellen Wandel in Goethes Wortschatz beeinflusst werde. Denn zwischen den Wortschöpfungen der Volksseele und des einzelnen Genies waltet der grundsätzliche Unterschied, dass jene aus einem allgemeinen Bedürfnisse oder doch dem einer gewissen sozialen Gruppe hervorgehen, während im anderen Falle nur das Bedürfnis eines Einzelnen sich bethätigt. Allerdings ist es auch im Collektiv-Sprachleben oft ein Einzelner, der das Wort schafft, oder eine neue Bedeutung damit verknüpft, aber seine Schöpfung klingt mit den Bedürfnissen von Tausenden zusammen und wächst auf dem Boden und nach den Gesetzen des normalen Sprachlebens. Die Sprachschöpfung des Genies dagegen ist eine abnorme Produktion, die nur ihm selbst congenial ist und der geistigen Elite, aber nicht der Gesamtheit. Dazu kommt, dass die Bedeutungsschattierungen in Goethes Sprache so subtil sind, und so wenig den praktischen Bedürfnissen in der gröberen Handhabung sprachlicher Ausdrucksmittel entsprechen, dass sein Prosastil in den weiteren Kreisen noch heute nicht verstanden, sondern nur nach einigen handgreiflichen Auswüchsen beurteilt wird. Es würde sich unschwer beweisen lassen, dass der heutige Prosastil sich zum grossen Teil an den Schriftstellern des Jungen Deutschlands geschult und so an Leichtigkeit und Eleganz gewonnen, was er an der Kunst ruhiger epischer Erzählung und an der Handhabung feinerer sprachlicher Nuancen verloren hat.

Das Studium der individuellen Feinheiten in der Sprache Goethes dient somit im Grunde nur dem tieferen

Eindringen in die Individualität des Dichters und Denkers selbst. Aber diese Vertiefung trägt auch mittelbar reiche Frucht durch die Erkenntnis, dass auch das primitivste Wort in der Hand des Meisters einen unglaublichen Reichtum an Farben und Schattierungen entwickeln kann. Wie ein weiser Haushälter steht Goethe vor uns da, der seine Güter rationell verwaltet und seine Erträge von Jahr zu Jahr durch das lebendige Prinzip der intensiven Wirtschaft zu steigern weiss. Auch seine sprachtheoretischen Selbstzeugnisse beweisen, dass er die Kunst der Wortwahl mit Bewusstsein übte, und dass es kein Zufall ist, wenn er im Laufe seines Lebens einen individuellen Wortschatz von solchem Umfang und solcher Prägnanz entwickelt, wie es bei keinem anderen Schriftsteller der Weltlitteratur nachzuweisen ist. Ihm war das Wort eins mit der Vorstellung, kein mechanisches, sondern ein dynamisches Mittel, und so ist auch seine Sprache ein Ausfluss seiner ganzen Individualität und Weltanschauung, die er selbst oft genug eine „dynamische" genannt hat.

Dieser dynamische Ursprung seiner Worte wird Goethes geistige Hinterlassenschaft vor dem Schicksal einer Erstarrung zu toten Formeln bewahren, das er selbst während seiner geschichtlichen Studien zur Farbenlehre in so vielen Fällen wahrzunehmen glaubte. Wie klar er neben dem positiven Wert des Wortes auch seine verderbliche und irrtumzeugende Wirkung erkannte, ist seiner Zeit dargelegt worden; was den Denker leidenschaftlich erregt, stimmt den Dichter zu anderer Zeit zu einem anmutigen Stegreifverse über das Wort als Symbol des Lebens. Wie die Worte, kaum gesprochen, schon verklingen, so huschen Tage und Stunden wie Schattenbilder vorüber, und was uns bleibt, ist nicht mehr als der „farbige Abglanz", den auch Faust als das Resultat menschlichen Strebens erkennt. In seiner leisen, ver-

schwebenden Art gehört dieser Vers noch der Epoche der Divanspoesie an und ist eins der unzähligen Zeugnisse von der Macht Goethes, das „Gemeine“ zu dem „Höheren“ emporzusteigern und das Materielle bis zum zartesten Hauch zu verflüchtigen:

Worte sind der Seele Bild!
Nicht ein Bild, sie sind ein Schatten,
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen: Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Nachträge

flügelmännisch. Ein weiterer Beleg dieses merkwürdigen Ausdrucks findet sich in einem Gespräch vom 6. Okt. 1810, das Riemers Tagebuch verzeichnet (Deutsche Revue, Okt. 1887): (Über Don Carlos.) „Was stetig gemacht ist, erlaubt hernach nicht solche Verkürzungen (bei der Aufführung, in der das Stück sehr zusammengeschnitten war). Es muss gleich anfangs flügelmännisch angelegt sein, wie in den französischen, ja selbst im Sophokles." Hier liegt die dritte Stufe der Bedeutungsentwicklung vor, und der Sinn wäre etwa: „einen bestimmten Typus klar ausprägend, in harmonischen Proportionen." —

fruchtet baar (S. 216 A.). Wie ich nachträglich sehe, hat bereits R. M. Meyer in seiner Besprechung von Knauths Schrift (Deutsche Litteraturzeitg. 1894, Sp. 1229), die von Knauth vorgeschlagene Erklärung der Wendung bemängelt und die richtige Auffassung kurz angedeutet in den Worten: „Mir scheint die Neubildung ‚fruchtet' mit einer übertragenen Verwendung des Wortes ‚baar' verbunden." —

galant (S. 243). Weitere Belegstellen sind: 21, 174 (Herders galantes Wesen); — an Frau von Stein I, 19 („wenn man künftig die Fidibus hier zu Lande so galant kneipen wird, wie ein süss Zettelchen..."); — an Soret, S. 49 (die Ausgleichung wird „zierlich und galant zu bewirken sein"). Ob-

wohl sich vielleicht noch weitere Nachweise finden würden, lässt sich das S. 243 ausgesprochene Urteil doch aufrecht erhalten. —

gemein (S. 176). Eine interessante Auseinandersetzung über den Bedeutungswandel der Worte „gemein“ und „edel“ bietet L. Tobler in der Zeitschr. f. Völkerpsychol. 6, 395ff. Beide Worte wurden von natürlichen oder socialen Verhältnissen auf ethische übertragen, wobei das Streben nach Intensität bei „edel“ eine aufsteigende, bei „gemein“ eine absteigende Richtung einschlug. Mit Rücksicht darauf, dass „gemein“ im Sinne von „alltäglich“ sowohl Goethe wie Schiller geläufig ist, verdient die Bemerkung Toblers Erwähnung, dass der Begriff des Männlich-Edlen vorwiegend bei Schiller ausgeprägt ist, während Goethe sich mehr dem Weiblich-Schönen zuneigt. —

geschäftig. Auf dieses Wort, als einen Lieblingsausdruck des jungen Goethe, macht J. Collin in seiner Schrift: Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt (Frankfurt 1896), aufmerksam. —

Immermanns Verhältnis zu Goethe lässt sich nach folgenden drei Gesichtspunkten gliedern: 1. Innere Verwandtschaft nach der konstruktiven Seite hin und aufrichtige Bewunderung (vgl. besonders Memorabilien 18, 161; 20, 85; 97; ferner die beiden Briefe an Goethe aus dem Jahre 1822, Schriften der Goethe-Gesellsch. Bd. 14, 256ff.). Von Wichtigkeit ist die konservative Haltung Immermanns in politischen und socialen Fragen, die ihn in Gegensatz zu dem Liberalismus der Menzel, Gutzkow, Börne etc. bringt; schon deshalb nimmt Immermann im Vergleich mit diesen, hinsichtlich seiner Stellung zu Goethe einen Sonderplatz ein.

2. Starke Beeinflussung hinsichtlich der Komposition und Motive (vgl. J. O. E. Donner, Der Einfluss Wilh. Meisters auf den Roman der Romantiker S. 187ff.; H. Jahn, Vorgeschichte von Immermanns Merlin, Berl. 1898, S. 31ff.; 120ff.; das Thema ist übrigens bei weitem noch nicht erschöpft). 3. Ablehnung des einseitigen Klassicismus Goethes (vgl. 17, 405) und gelegentliche Parodierung hinsichtlich handgreiflicher Schwächen. Besonders charakteristisch in dieser Hinsicht ist die Figur des „jungen Dichters" im 6. Buch der Epigonen, eines jener litterarischen Plusmacher, deren „lässliche" Beurteilung durch Goethe damals zu dem bekannten Ausspruch führte, dass ein Lob Goethes einen Dichter zum Mittelgut stempele. Jener Autor ist damit beschäftigt, die ganze Kunstgeschichte in Terzinen einzuschlachten; er versäumt nicht das Urteil der höchsten litterarischen Instanz in Weimar einzuholen und erhält „ein aufmunterndes Schreiben, „„in so löblichen Bestrebungen treufleissig fortzufahren"". (6, 168.) — Auf eine andere Anspielung macht R. M. Meyer aufmerksam (Euphorion 3, 432): Im Münchhausen parodiert Immermann gelegentlich den Goetheschen Ausdruck „Zustand" in der Beschreibung der ländlich-sittlichen „Knippelsdorfer Zustände" (1, 34). — Nachzutragen ist noch der Gebrauch von „trübe" in Goethescher Prägnanz in der Wendung: „Hier war keine Spur von Leidenschaftlichkeit, von trübem Verlangen." 6, 149; ferner die Faust-Reminiszenz (I, 498): „furchtsam weggekrümmt" 6, 79. Wenn Immermann einmal in der Beschreibung einer Büste der Madame de Staël die Wendung braucht: „aber um die Stirn ein ehern Band geschmiedet", so schwebten ihm

hier offenbar die gleichbedeutenden Worte Goethes vor, in der bekannten Charakteristik, die dieser von Schillers Schützling Schmidt von Friedberg, im Stil der Reiseakten von 1797 entwirft. Es heisst darin u. a.: „Aber um die Stirn schmiedete ihm ein ehernes Band der Vater der Götter." (An Schiller, 9. August 1797.) — Erwähnt sei endlich ein Ausspruch Immermanns, der ganz und gar aus dem gleichen konstruktiven Geiste geboren ist, der Goethes Denken und Thun erfüllt: „Überhaupt ist die Polemik nicht Poesie. . . . Nicht die Negation, das Positive ist das Element der Kunst." 17, 478 (vgl. hinsichtlich Goethes oben S. 177f.; Gespr. 5, 146; 7, 255). Eine um so merkwürdigere Ironie liegt in der Thatsache, dass derselbe Immermann in dem letztgenannten Gespräche (1830) als Typus der polemischen Dichtung figuriert; denn obwohl Goethe nur Platen und Heine ausdrücklich nennt, so würde er ohne Zweifel auch Immermann eingeschlossen haben, dessen Angriffe auf Platen ihm nicht unbekannt bleiben konnten. —

Maître Jacques (S. 253). Was Goethes Verwendung dieser Redensart betrifft, so hat bereits R. Boxberger in der Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. I, 286 die Belege zusammengestellt und nachgewiesen, dass der Ausdruck nicht aus Diderots Roman, sondern aus Molières Avare stammt. (Vgl. auch die Notiz in der gleichen Zschr. 3, 380). —

Novalis. Da ich mich nicht vergewissern kann, ob es schon von anderer Seite geschehen ist, möchte ich hier auf ein Versehen Biedermanns, des hochverdienten Herausgebers von Goethes Gesprächen, aufmerksam machen, zumal dies Versehen in unfreiwilliger Weise die Erscheinung illustriert, dass

manche von Goethes philosophischen Gesprächen eine täuschende Ähnlichkeit mit Novalis' Improvisationen aufweisen. Die ganze Aphorismenreihe, die Biedermann als Nr. 1420a und b (Gespr. 8, 178f.) abdruckt, geben Wort für Wort Gedanken Novalis' wieder, wie sie sich Riemer aus längeren Abschnitten der Fragmente „Blütenstaub" (im Athenäum) ausgehoben und in sein Tagebuch (Deutsche Revue, Mai 1886) eingetragen hatte (in Tiecks Ausgabe Bd. 2, 218—220). —

Schelling. Zu der oben aufgezeigten Verwandtschaft zwischen Goethe und Schelling hinsichtlich des Polaritätsbegriffes bietet sich vielleicht eine Parallele in einer Beeinflussung Goethes durch den Philosophen, die O. Harnack in seinem Artikel „Goethes Monadenlehre" (Essays und Studien S. 281ff.) nachzuweisen sucht. Darnach wäre Goethes Monadenvorstellung nicht direkt auf Leibniz zurückzuführen, sondern durch die Lektüre Schellings wachgerufen worden. —

Sprechweise. Die mehrfach berührte Einheitlichkeit von Goethes geschriebener und gesprochener Prosa erhält noch eine weitere Stütze durch ein Zeugnis, das wir einem Besucher Goethes aus dem Jahre 1829, dem Freiherrn Ludwig Löw von und zu Steinfurt, verdanken: „Höchst merkwürdig, ja wahrhaft erstaunenswürdig war die Art, wie er sprach. Es war der reinste ununterbrochenste Fluss der Rede, die höchste Mannigfaltigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, über welchen Gegenstand er auch sprechen mochte. Da wo sich's um tiefere Dinge handelte und wo selbst die Gebildeten, selbst die geübten Denker in der Regel die Worte suchen müssen, da bewegte er sich mit

derselben Leichtigkeit, als wenn er über das Wetter spräche. Es war mit einem Worte unsere deutsche Sprache in der Gestalt, wie man sie sich von überirdischen Wesen geredet denken möchte.“ (Abgedruckt G.-J. 17, 62; vgl. auch den Bericht des Archäologen O. v. Stackelberg aus dem gleichen Jahre, G.-J. 13, 87). —

stetig. Weitere Belege für ein frühes Vorkommen des Wortes bietet ausser Jacobi auch Schubart, so z. B. in der Deutschen Chronik 1775 (Werke 6, 217; 234). —

Tagseite des Lebens (S. 188; 290 A.). Zu den mehrfachen Nachweisen über diese Vorstellung Goethes sei noch ein weiterer hinzugefügt, der abermals zeigt, wie vielfältig Goethe solche Grundanschauungen fruchtbar zu machen wusste. Die Herzogin von Cumberland, mit der er 1807 bekannt wurde, eine Schwester der Königin Luise, hatte an ihn nach Empfang der ersten Bände von Dichtung und Wahrheit ein Dankschreiben gerichtet und darin eine Grabschrift angeführt, die einer von Goethes Bewunderern als besonders passend auf den Dichter entworfen hatte. Diese etwas eigentümliche Aufmerksamkeit, dem Lebenden sein eigenes Epitaph zur Begutachtung vorzulegen, berührt Goethe keineswegs peinlich, oder wie er mit einem Lieblingsfremdwort sagt: „apprehensiv“, denn, fährt er fort, „eine Grabschrift ist ja eigentlich eine Lebensschrift, indem sie die Grabstätte durch die Erinnerung an das Leben beleben soll. Dient sie also als Gegengewicht des Todes, warum sollte sie nicht auch den Lebendigen ein Übergewicht geben?“ (Str. Br. I, 133). —

Übersetzungen (S. 287). Das Problem der Über-

setzungskunst ist so tiefgehend, dass eine kritische Erörterung von Goethes Standpunkt allein ein Kapitel für sich bilden würde (vgl. im allgemeinen Kobersteins Grundriss, 5. Aufl., IV, 244ff., wo allerdings auf Goethe kaum Bezug genommen wird). Hier kann nur auf die wichtigsten Parallelen zu Goethes Theorie eingegangen werden. Was Novalis betrifft, so sei an A. W. Schlegels Ausführungen über die poetische Übersetzungskunst in den Horen 1795 und im Athenäum 1799 erinnert, sowie überhaupt an die häufigen Erörterungen des Themas zu jener Zeit im Anschluss an die Shakespeare- und Ariost-Übersetzungen, um die Übereinstimmung zwischen Goethe und Novalis zu erklären. Auf die gleichen Anregungen geht auch wohl Schleiermachers Vortrag: „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“ (1813) zurück (Werke 3. Abt. II, 207ff.), worin sogar auf Goethes damals eben bekannt gewordenen Betrachtungen im 3. Teil von D. W. unmittelbar Bezug genommen wird (a. a. O. S. 221 A.). Schleiermacher unterscheidet ebenso wie Goethe drei Hauptarten: Paraphrasen (bei Goethe prosaische, bei Novalis grammatische Übersetzungen), Nachbildungen (parodistische resp. verändernde), und auf der höchsten Stufe zwei Möglichkeiten: entweder die vollständige Assimilation des Fremden an den Geist der Muttersprache, oder die begriffliche Reproduktion der Ursprache. Diese beiden Fälle entsprechen genau einer Unterscheidung, die Goethe gelegentlich in seinem Gespräch mit Riemer macht: „Über die doppelte Art von Übersetzungen des Alten und Neuen; die freien nach dem Genius und Bedürfnis des Volkes, für das übersetzt wird, und die getreuen nach dem Genius

des Volkes, aus dessen Sprache übersetzt wird.“ Gespr. 2, 321 (1810). — Neuerdings hat J. Keller in einer kleinen Schrift: „Die Grenzen der Übersetzungskunst“, Karlsruher Programm 1892, das Problem sehr anziehend behandelt und ganz im Goetheschen Sinne des „Unübersetzbaren“ (vgl. oben S. 154 A.) dahin entschieden, dass nur die logischen Grundformen der Sprache übersetzbar seien, alles andere bleibe incommensurabel und unübersetzbar. Es ist der gleiche Gedanke, den Schopenhauer in einer kleinen Betrachtung über „Sprache und Worte“ ausspricht (Werke, ed. Grisebach V, 598ff.). Er versinnlicht die „Paenidentität“ der Wortvorstellungen in verschiedenen Sprachen durch ungefähr sich deckende konzentrische Kreise und macht darauf aufmerksam, dass man Gedichte überhaupt nicht übersetzen könne, sondern bloss umdichten. —

Der Vollständigkeit halber sind im folgenden noch einige Worte zusammengestellt, die meines Erachtens infolge der relativen Häufigkeit des Vorkommens ebenfalls dem individuellen Wortschatz zuzurechnen sind, die sich aber anderseits nicht leicht in den grossen Begriffskomplex einreihen lassen, dessen typische Ausdrucksmittel in diesem Buche analysiert wurden. Sie stehen isoliert, und ihre Beliebtheit geht auf zufällige äussere Umstände zurück, über die höchstens Vermutungen aufzustellen sind.

Apprehension, apprehensiv; z. B. Str. Br. I, 133; 425; II, 50; 453; Ann. 251; Boiss. II, 451 u. ö. —

aufdröseln; das Wort ist im Ostmitteldeutschen heimisch und wird von Goethe erst seit 1800 häufiger gebraucht; es scheint in derber Weise den

Begriff des mühsamen Zergliederns wiederzugeben, den sich Goethe schon im Leipziger Liederbuch durch das Bild der von fern bunt schillernden, in der Nähe einfarbigen Libelle versinnlichte (D. j. G. 1, 103). Es ist wohl kein Zweifel, dass der synthetische Denker durch dieses wegwerfende Dialektwort seine Geringschätzung der auflösenden Analysis ausdrückte: „Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur.“ 33, 63. (Die Verstandesphilosophen) „weben nicht den Teppich, sondern sie dröseln ihn auf.“ Gespr. 2, 112. In dem Streit über die Almanachskupfer der bösen Weiber macht sich eine der Personen lustig über die Bemühungen der Bilder-Erklärer, „um das in Worten noch recht aufzudröseln, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengewoben hat“. 16, 177. Besonders charakteristisch ist der Gebrauch des Wortes bezüglich der Newtonischen Farbenzerlegung im Spectrum (über den Sonnenstrahl in der camera obscura):

Aufgedröselt, bei meiner Ehr
Siehst ihn, als ob's ein Stricklein wär,
Siebenfarbig statt weiss, oval statt rund . . . .
(3, 303)

(über L. Tobiasen, einen Anhänger Newtons):

Armer Tobis, tappst am Stabe
Siebenfarbiger Dröseleien . . . . (3, 304)

Statt Reden und Zaudern gilt es ein Schweigen und Thun: „Zähle Dir das nicht vor,“ ruft Lucidor aus, als er über den Verlust Lucindens nachgrübelt, „drösele Dir's nicht auf! Schweig und entschliesse Dich!“ 18, 113. Mehrere Male ist die typische Metapher von Penelopes Gewebe mit dem Wort

verbunden; (über die Bühnenbearbeitung des Götz 1804): „auch habe ich, wie Penelope, nun ein Jahr immer daran gewoben und aufgedröselt“ . . . . an W. v. Humboldt S. 211; fast dieselben Worte an Zelter 1, 127. Die Metapher, die in dem Worte „aufdröseln“ selbst liegt, wird weiter ausgeführt in einem Divangedichte an Suleika:

Jahre dauerts, dass ich neu erschaffe
Tausendfältig Deiner Verschwendungen Fülle,
Aufdrösle die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tausendfadig
Von Dir, o Suleika! (4, 137)

Erwähnt sei das vereinzelte Vorkommen des Wortes bei Hebbel (Werke 10, 80). —

bestätigen. Obwohl das Wort von jeher gebraucht wurde, so scheint es Goethe besonders zu pflegen, vielleicht in Anlehnung an das beliebte „stätig“, oder auch durch Einfluss der Bibel, in der nach dem DWb der Ausdruck „sich bestätigen“ besonders oft begegnet. Die zahlreichen Belege erstrecken sich über alle Perioden, von 1775 an: D. j. G. 3, 70; 8, 359; 15, 224; 22, 19; 22, 148; Ann. 160; Ann. 220; 29, 632 u. s. w.

bethätigen. Dieses schon seines Ursprungs wegen (mhd. beteidingen) interessante Wort ist besonders merkwürdig durch seine grosse Seltenheit in der Litteratur des 18. Jahrhunderts, bis es durch Goethe aufgenommen und zu einem seiner Lieblingsworte wurde. Der Grund ist zweifellos darin zu suchen, dass er zur Verkündigung seiner Lebensmaxime von dem Wert des Thuns (oben S. 187) eines volltönenden Ausdrucks bedurfte, und diesen in dem an „That“ angelehnten „bethätigen“ vor-

fand, oder sich vielmehr schuf. Die Belegstellen bietet das DWb I, 1699 so vollzählig, dass ein Verweis darauf genügt. Besonders schön ist das Wort definiert und angewendet in Spr. 903: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originellen Wahrheitsgefühles . . .“ —

bethulich scheint nur bei Goethe häufiger belegt zu sein: 8, 186; 11, 24; 29, 403. Es wäre etwa der Reihe: gemütlich, behaglich, anständig, anzuschliessen und bedeutet: „manierlich, geschäftig, fürsorglich“. Auch das Hauptwort und Verbum begegnen; das Lied auf S. 372 in des Knaben Wunderhorn wird charakterisiert: „treffliche Darstellung weiblicher Bethulichkeit und täppischen Männerwesens“. 29, 395; „indem sie sich auf Frauenweise mit den Gattinnen zu bethun und zu beschäftigen weiss“. 4, 334; er wusste sich „mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun“. 18, 311. „Unart und Unbethulichkeit“ an Frau von Stein, I, 286. —

entschieden gebraucht Goethe mit Vorliebe für „bestimmt, sicher“, wie z. B.: „einen entschiedenen Begriff von etwas haben“, Riemer Br. S. 11; „die Bäume sind sachte, aber entschieden aufgewachsen“, 16, 146; ferner Ann. 780; 1133 h; 1133i; 1143 l; 962; 18, 207 u. s. w. —

gätlich. Auch dieses Wort reiht sich der Gruppe derer an, die den Begriff eines Passenden, an dem man zugleich persönliches Behagen empfindet, zum Ausdruck bringt. Es ist thüringisches Dialektwort und erst seit den 80er Jahren belegt: „artige, muntere, gätliche Persönchen“ 24, 67; „ein Taschenbüchelchen, das recht gätlich war“, an Knebel I,

316; „eine sehr gätliche Partie“ 23, 60; „man zwirnte recht gätliche Fäden mit einander“, an Boiss. I, 529; ferner 24, 31; 33, 338. —

gebahren ist eins der Worte, die Goethe der Schriftsprache wiedergewonnen hat, und zwar möglicherweise durch Einfluss Luthers; im 18. Jahrh. war es veraltet, vgl. im DWb IV 1, 1, 1637, woselbst Belege in Menge. In der Bedeutung „umgehen mit“ berührt es sich mit dem obigen „sich bethun“, und so bietet dieser Ausdruck eine weitere Schattierung jenes Grundbegriffes in Goethes Ethik: eines gehörigen Daseins und schicklichen Verhaltens. Vereinzelt findet sich das Wort einmal bei Immermann (Werke 20, 165). —

herstellen, besonders „sich wiederherstellen gegen“, ist eine von Goethe gern gebrauchte Wendung im Sinne von „sich behaupten, sich erholen“: „Nekrosen, gegen welche die lebendigste Organisation sich nicht herstellen kann“, Ann. 1002; Ann. 1058; 30, 445; 29, 229; „das tiefste, unherstellbarste Elend“ 29, 492; „es ist ein grosses, man möchte wohl sagen, unwiederherstellbares Unglück“, Riemer Br. S. 214; u. ö. Das Wort lässt sich der Begriffsgruppe: „Zustand, sich bestätigen, im Bleibenden verharren“, nicht unpassend einreihen. —

kauzen, ein in Thüringen und Sachsen besonders heimisches Wort, scheint Goethe als Variation des Begriffes „fratzenhaft“ gefallen zu haben, denn er verwendet es auffallend häufig: „unsere kauzenden Heiligen“ 24, 79; ferner 24, 49; 24, 189; 29, 407; 4, 189; F. II, 1028. —

klingen. Es seien hier einige Fälle metaphorischer Verwendung der Klangvorstellung in Goethes Prosa

angeführt, die in gleichem Masse durch die Einfachheit der aufgewendeten Mittel, wie durch die poetische Wirkung auffallen: „Sie haben das Klingen und Verklingen eines liebenswürdigen Wesens in Ihrer schönen Rede (Nachruf an Johannes Müller) nicht dargestellt, sondern nachgeahmt“, an Windischmann G.-J. 2, 267; „Mein Übel ist im Abklingen“, an Boiss. 2, 425; „das Jahr klingt ab“, Wahlverw. 15, 145; „Lassen Sie uns beiderseits von Zeit zu Zeit einen Anklang fortwährenden Daseins nicht vermissen“ an W. v. Humboldt S. 296; „wenn beide (Maler und Musiker) den wahren Namen eines Künstlers verdienen wollen, so .... entwickeln sie irgend ein inwohnendes Bild, einen höheren Anklang natur- und kunstgemäss“ 34, 170; „Bei dem Vielfachen in Tag und Luft Hineingeschriebenen ist es belohnend zu erfahren, dass eins und das andre von einem guten Geiste wiederklingt“. An Knebel 2, 386. Solche Beispiele liessen sich leicht vermehren. —

Tragelaph (Bockhirsch, Fabeltier), eine typische Metapher zur Bezeichnung problematischer Dichtungen, die besonders im Briefwechsel mit Schiller häufig ist: 10. Juni 1795 (Jean Pauls Hesperus; vgl. Schillers Antwort vom 12. Juni); 18. Juni 1795 (derselbe); 6. Dez. 1797 (Faust); 29, 447 (die Dichtung Athenor von Klein). — Erwähnenswert ist, dass Keller den Ausdruck wiederholt aufnimmt, unter Bezugnahme auf Goethe; vgl. Bächtold, Kellers Leben III, 475; 513. Ein anderer Fall, in dem ein Wortgebrauch bei Keller auf Goethe zu deuten scheint, ist die Verwendung von „Wesen“ in Verbindungen wie: „das elsässisch-französische Wesen“ III, 409; „das Wiener Wesen“ III, 173;

„das heutige Konversationswesen“ III, 431; „das italienische Wesen“ III, 427; „das Erzählungswesen“ III, 171. Im übrigen scheinen sich bei Keller keine Anklänge an Goethesche Prägnanzen zu finden, obwohl man gerade bei ihm, dem Erben Goethescher Erzählungskunst, dergleichen erwarten könnte. Freilich zeigt sich Keller anderseits eben darin als selbständiger Meister, dass er sich zur Höhe von Goethes Kunst erhebt, ohne sich seine eigene Begriffswelt und Individualität rauben zu lassen. —

vertrackt ist zwar auch bei oberdeutschen Schriftstellern belegt, aber doch ohne Zweifel ein sächsischer Provinzialismus. Goethe gebraucht das Wort seit der Weimarer Zeit auffallend häufig, und zwar meist als Variation von „fratzenhaft“, wie z. B. „Intriguenstücke .... so desperater und vertrackter Art“, Ann. 304; (über Jean Paul) „in einer überbildeten, verbildeten, vertrackten Welt“ 4, 289; ferner F. II, 3181; 24, 75; 1, 262. Sehr oft hat es die Bedeutung „verwünscht, teufelsmässig“: 10, 216; 30, 400; 5, 148 u. ö. —

Wesen = „sein“, „sein Wesen treiben“; die häufige Verwendung des Wortes im Alterstil ist von jeher aufgefallen und gern als Zeichen des Manierismus ausgelegt worden. Doch dient das Wort in den meisten Fällen keineswegs als blosser Ersatz für „sein“, sondern um die Breite und Fülle einer Existenz auszudrücken, und es wird zu diesem Zweck gern mit allitterierenden Worten verbunden: „Wesen und Wirken“ 29, 608; Spr. 636; „Wesen und Weben“ 29, 380; an Schultz S. 185; „Wesen und Wandeln“ an Soret S. 55. Sonstige Belege: DW 23, 80; an Jacobi 11. Febr. 1793; F. II, 8198. —

Register

acheminer 280.
aborder 280.
absolut 57.
abstrus 171.
absurd 170, 308.
Altersstil 238.
Amtsstil 204.
anständig 111.
Aperçu 130. 165, 189, 225, 315.
Apprehension, apprehensiv 328.
artig 151.
Athenienser 251.
aufdröseln 328.
auferbauen 228.
aufregen 228.
aufrufen 229.
Äugelchen 242.
ausserordentlich 44.

baar 215A.
bedeutend 130.
bedingen 24.
begrenzen 24, 223.
behaglich 106.
bepfählen 281.
bequem 181.
beschränken 24, 223.
beschränkt 32, 78.
Beschränkung 24, 154A, 187, 301, 307, 308A, 311.
bestätigen 330.
bethätigen 330.
bethulich 331.
Bibelüberlieferung 279.
Boisserée 84, 264A, 300.
Börne 45.

dämmern 165, 295.
Dämonen 263, 300.
Demos 312.
derb 18, 297.
Despotismus 57, 311.
deuten 132.
Dictionnaire détractif 205.
Dictiren 142.
Dilettantismus 60, 307.
dumpf 156, 297, 298, 299, 306, 314.
dynamisch 35, 262, 319.

Eckermann 300.
Egoismus 87, 314.
Einerlei des Lebens 107, 246.
Einheit 39, 169, 186, 217.
einschränken 26.
eitel 78.
Embranchement 283.
endlich 232A.
eng 226, 314.
ent- 214.

entgegnen 233.
entschieden 331.
Epimenides 140.
Epoche 135.
er- 212.
erbauen 283.
Ereignis 136 A.
erheitern 49.
Erinnerung 143, 213, 283.
erschrecken 132.
Erziehung 31.
Euphemismus 203.
Ewig 129.
Ewig-Weibliche 14, 129.
extensive und intensive Nutzung 207.

falsch 59, 303, 307.
Farbenlehre 168, 277.
Fasanenkahn 250.
fasslich 154, 283.
Ferne 138.
fertig—werdend 37, 168, 304, 312.
flügelmännisch 198, 321.
Folge 138.
fordern 63, 307, 309.
fördern 149.
Fratze 172, 295, 312.
frech 74, 297.
fromm 100.
furchtbar 124.
Funktion 283.
fruchtet baar 216 A, 221.

galant 243, 321.
gätlich 331.
gebahren 332.
Gedrängtheit 202.
gegenständlich 284, 302.
Gegenwart 137, 139, 188.
gehörig 152, 285, 308 A.
geistreich 130.
gelten lassen 113.
gemächlich 225.
gemäss 22, 303, 312.
gemein 176, 285, 322.
Gemeinsinn 89.
Gemüt 103.
geschäftig 322.
gewältigen 266.
gracious 285.
Grasaffe 242.
Grazioso 253, 312.
greifen 224.
grillenhaft 171.
Grillparzer 306.
Gutzkow 308.

-haft 215.
halb 79.
Heautontimorumenos 253.
heiter 47, 144.
Herder 135, 298.
herstellen 332.
hervorthun, sich 229.
höchst 126.
Höheres 127, 228.
holzschnittartig 16.
Hör- und Schreibfehler 269.
Hurone 252.

Jacobi, F. H. 296.
ideelle Dialoge 139.
Immermann 308, 322, 332.
incalculabel 125.
incommensurabel 125, 306, 313.
individueller Wandel 4, 190, 318.
innere Form 121, 310, 315 A.
innere Freiheit 189.

kauzen 332.
Keller, Gottfr. 333.

klingen 332.
komplett 21.
Komposition 281, 307.
Konkretisierung 222.
Kreis 110, 259 A.
Kreislauf 259, 313.

lässlich 115.
Laube 303.
Läufte 109.
lebendig 188.
leidenschaftlich 69.
Lenz 296.
Lieblingswendungen 241.
löblich 150.

Maître Jacques 253 324.
Mambrès 252.
Materialien 285.
Menächmen 253.
Menge 177.
Merlin 141, 252.
Metaphern, typische 244.
Meteor 256.
Meyer, H. 301.
Micio 253.
Misel 242.
Misswollen 177.
Modeworte 241.
mühen 36.
musterhaft 224.

naturfromm 102, 312.
Neigung 116, 301.
Neu-Romantik 62, 80, 104, 184, 288.
niederträchtig 226.
Novalis 303, 324.
null 174.
Nullität 174, 303.

organisch 9, 188, 231.
orgisch 285.
Organologie 316.
Oxymoron 50, 274.

Pallagonisch 250.
Perfektibilität 37, 304.
perfide 286.
Periodisierung von Goethes Schaffen 234.
Pick 243.
Pietät 286, 314.
platt 177.
Polarität 227, 257, 274 A.
Positivität 145.
prägnant 130.
problematisch 53.
produktive Suffixe 209.
proportioniert 21.
Punkt 225.
Purismus 288.

radotieren 286.
Raritätenkasten 246, 294.
redlich 110, 300, 301.
Region 108.
rein 81, 301, 307, 311.
reine Thätigkeit 83, 262.
Reinhard, Graf 52, 299.
reinlich 97.
resolut 17.
ricochet 248.
Robinson, H. C. 47.
Rückverwandlung der Metaphern 224.

schätzbar 51.
Schelling 304 A, 325.
Scherer 303.
Schiller 299.
Schnurre 247.
Schöne, das 41, 262.
Schranke 223.

Schumann, R. 305.
Schwänchen 243.
sekkiren 243.
sittlich 120, 314.
Situationswert der Worte 219.
Spiegelung 42, 199.
stängeln 286.
Statistik der Neubildungen 218.
steigern 38, 68, 307.
Steigerung 304.
stetig 326.
Stetigkeit 39, 298 A.
still 99.
stoffartig 62, 302.
streben 35, 306.
stumpf 160.
Sturm und Drang 293.
Systole-Diastole 226, 257, 305.

Tag 177.
Tagseite des Lebens 188, 206, 290 A. 326.
Teilnahme 147.
thätige Skepsis 187, 276.
Toleranz 112.
Tonne wälzen 246, 261.
transcendieren 67.
trefflich 47.
Tragelaph 333.
Treiben 109.
trüb 167. 323.
tüchtig 9, 301, 303, 314.
Typus 39, 107, 262.
typische Anschauung 234.
Übermut 78.
Übersetzungen 287, 305, 326.
Umschreibung 257 A.
un- 209.
unbedingt 54.
unberechenbar 126.
Unform 211.
unglaublich 126.
unrein 85.
unschätzbar 126, 301.
unsittlich 120.
unzulänglich 175.
Urphänomen 125, 154 A, 260, 265, 311.
velociferisch 249.
Verhältnis 146, 147, 308 A.
verrucht 122.
verschlingen 290 A.
verworren 160.
Vischer 303.
Vögel 250.
vollendet 37.
von — herein 230.
Vorschritt 232.
vorzüglich 45.

wacker 51.
Wahlverwandtschaften 255, 302 A.
Wartestein 248.
werdend—fertig 37, 168, 304, 313.
Wesen 107, 300, 333.
widerwärtig 47, 228.
Wieland 271, 298.
Wirtschaft 109, 312.
wohldenkend 119.
Wohlwollen 119, 150.
Wollen—Vollbringen 240.
Wortüberlieferung 273.
wunderlich 171.
würdig 50.

zart 103.
Zauberlehrling 254.
zusammenziehen 227.
Zustand 107, 108, 287.
zutraulich 151.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Goethes Weltanschauung

von

Rudolf Steiner.

Geheftet Mk. 3,—, vornehm gebunden Mk. 4,—.

Anerkannt eines der bedeutendsten Bücher der gesamten Goethelitteratur. Nachstehend nur einige Urteile:

. . . Auf jeden Fall ist das Werk kenntnisreich und geistreich, anregend und belehrend. Blätter f. litt. Unterhaltung.

. . . Im Vorstehenden konnte nur mit wenigen Strichen der reiche Inhalt des vortrefflichen Buches skizziert werden, das sicherlich zu den bedeutendsten Erscheinungen der jüngsten Litteratur über Goethe zu rechnen ist und neben V. Hehns Gedanken über Goethe eine hervorragende Stellung einnehmen dürfte. Vossische Zeitung.

Der geistreiche Verfasser dieses bedeutenden Buches . . . Dem mächtigen Zug, in dem die ganze Untersuchung dahinströmt, oft paradox, zuweilen zum heftigsten Widerspruch reizend, immer aber anregend . . . R. M. Meyer in der Dtsch. Litteratur-Zeitg.

. . . Sein Buch ist fesselnd und regt an, auch wo man nicht ohne Grund seinen Ausführungen widerspricht . . .
O. v. Leixner in der Dtsch. Roman-Zeitg.

. . . In grossen festen Zügen weiss er seine Untersuchung zu führen, und auch seiner Darstellung selbst merkt man stilistisch die langjährige eindringende Beschäftigung mit Goethe an.
Max Koch im Litterarischen Centralblatt.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Goethe's Faustdichtung

in ihrer künstlerischen Einheit

dargestellt von

Veit Valentin.

Geheftet Mk. 5,40, gebunden Mk. 6,50.

Anerkannt die beste Einführung in das volle Verständnis der Dichtung; besonders von pädagogischer Seite aufs Wärmste empfohlen:

. . . Das Buch wird Lehrern unentbehrlich werden, Forschern aber als eine willkommene Station zu schätzen sein, von der aus sie bei ihren Streifzügen auszugehen vorteilhaft finden werden.

Leipziger Zeitung.

So glauben wir, dass mit diesem Gedanken ein neuer fruchtbarer Keim in das vieldurchackerte Feld der Faustforschung gesenkt worden ist. O. Harnack in den Preuss. Jahrbüchern.

. . . Demgegenüber ist V.'s Buch unbedingt als ein wirklicher Fortschritt über die bisherigen ästhetischen Erörterungen des Faust hinaus zu preisen, zugleich als einer der besten Kommentare der Tragödie, deren künstlerisch-dramatische Bedeutung vordem nirgends so sorgfältig und so überzeugend gewürdigt worden ist.

F. Muncker in der Allgemeinen Zeitung.

. . . V.'s Buch bietet so ausserordentlich viel des Interessanten, dass es sich rasch einbürgern wird. Es wird einen Jeden, der sich eingehender mit der Faustdichtung beschäftigen will ein zuverlässiger Wegweiser durch Goethes gewaltige Schöpfung sein, da es mehr als trockene Kommentare für das Grosse und Ewige in der Dichtung den Blick zu schärfen weiss . . . Frankfurter Zeitung.

Fortsetzung von Seite 2.

„ 9. **'Les Echecs amoureux'.** Von E. Sieper. 6.— M., Subskriptionspreis 5.20 M.

„ 10. **Das deutsche Soldatenstück des achtzehnten Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm.** Von K. H. von Stockmayer. 3.— M., Subskriptionspreis 2.60 M.

„ 11. **Owenus und die deutschen Epigrammatiker des XVII. Jahrhunderts.** Von Erich Urban. 1.60 M., Subskriptionspreis 1.40 M.

„ 12. **Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance.** Von Karl Vossler. 2.— M., Subskriptionspreis 1.70 M.

„ 13. **König Eduard III. von England und die Gräfin von Salisbury.** Von Gustav Liebau. 4.50 M., Subskriptionspreis 4.— M.

„ 14. **The Misfortunes of Arthur by Thomas Hughes and Others.** Edited with an Introduction, Notes and Glossary by Harvey Carson Grumbine. 7.— M., Subskriptionspreis 6.— M.

„ 15. **John Heywood's "The Spider and the Flie".** Ein Kulturbild aus dem XVI. Jahrhundert. Von Dr. Jakob Haber. 3.— M., Subskriptionspreis 2.60 M.

„ 16. **Victor Hugo's Dramen** mit besonderer Berücksichtigung ihrer Frauencharaktere. Von A. Sleumer. 8.— M., Subskriptionspreis 7.— M.

„ 17. **Müller von Itzehoe. Sein Leben und seine Werke.** Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im achtzehnten Jahrhundert. Von Albert Brand. 2.40 M. Subskriptionspreis 2.20.

„ 18. **Heliodor und seine Bedeutung für die Litteratur.** Von Michael Öftering. 4.— Mk. Subskriptionspreis 3.50 M.

„ 19. **Thomas Kyd's Spanish Tragedy.** Herausgegeben von J. Schick. I. Kritischer Text und Apparat mit 4 Faksimiles aus alten Quartos. 7.— M., Subskriptionspreis 6.20 M.

„ 20. **Wort und Bedeutung in Goethes Sprache.** Von Ewald A. Boucke. 5.— M., Subskriptionspreis 4.40 M.

„ 21. **Immermanns „Kaiser Friedrich der Zweite".** Ein Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufendramen von Werner Deetjen. 4.— M., Subskriptionspreis 3.50 M.

„ 22. **Luigi Pulci and the Morgant Maggiore.** By Lewis Einstein, M.-A. 2.— M., Subskriptionspreis 1,70 M.

In Vorbereitung:

Beiträge zur Geschichte und Charakteristik der französischen Chanson. Von G. Thurau.

Seneca und die deutsche Kunsttragödie des XVII. Jahrhunderts. Von Konrad Kemmerer.

Ludwig Tieck als Lyriker. Von Wilhelm Miessner.

Bei Subskription auf mindestens sechs aufeinanderfolgende Hefte der ganzen Sammlung oder einzelner Litteraturen wird ein ermässigter Subskriptionspreis gewährt.